H. lit. P.
389
m

Digitized by Google

H. lit. P. 389 m

ÖSTREICHS

Digitized by Google

Friedrich der Große

und

Voltaire.

Von

J. Venedey.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1859.

Digitized by Google

21 PG

Digitized by Google

Alexander von Humboldt

gewidmet

von

J. Benedey.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es war, als das folgende Gedicht gemacht wurde, nicht meine Absicht, es auf den ersten Blättern dieses Werkchens zu veröffentlichen. Im Gegentheile sollte an dieser Stelle der Name eines allverehrten Mannes stehen. In der Zusage aber, in welcher derselbe die Widmung annahm, schien mir angedeutet zu liegen, daß er nicht ganz ohne Befürchtung, durch mein Werk irgendwie bloßgestellt zu werden, seinen Namen hergab. Das veranlaßte mich, ihm die mir ertheilte Erlaubniß zurückzustellen und ihm zu sagen, daß das Blatt, auf welchem sein Name erscheinen sollte, unbeschrieben bleiben werde, bis seine Befürchtungen nicht mehr möglich seien.

Vielleicht war es ein Unrecht von meiner Seite, ein Werkchen, das ich bei einer feierlichen Gelegenheit schon einmal Jemanden geweiht und gewidmet hatte, noch einmal verschenken zu wollen. Verzeihlich war es jedenfalls, daß ich Anstand

Digitized by Google

nahm, die ſtillen Gedanken eines ſchönen Chriſtabends offen preiszugeben; aber Unrecht mag es wohl geweſen ſein, an eine andere Weihe und Widmung für mein Werk zu denken, als die, welche daſſelbe an jenem ſchönen Abend im Kreiſe der Familie erhalten hatte.

Um die Chriſtfeſtzeit 1856 wurde das erſte Manuſcript meiner Arbeit über Voltaire und Friedrich fertig, und am Chriſtabende legte ich es — ein Schuft giebt mehr als er hat — meiner Frau mit den folgenden Zeilen unter den Chriſtbaum:

Schöne Blumen hab' ich oft gefunden,
Manchen friſchen, bunten Strauß gewunden;
Sah ſie welken in der eignen Hand.
Suchte für des Herzens ſtille Blüten
Eine Seele, ihr ſie anzubieten,
Suchte lange, eh' ich endlich fand.

Digitized by Google

Und bevor ich Dich, mein Weib, gefunden,
War der schönste Strauß, den ich gewunden,
Doch nur eitles, todtes Blumenspiel.
Du erst gabst den Blüten echtes Leben,
Denn Du gabst im ernsten Lebensstreben
Meiner Arbeit Lohn das rechte Ziel.

Was ich sonst mit Müh' und Noth gewonnen,
Ob's im Sande rasch wie Schaum zerronnen,
Kümmerte mich wenig; lag was d'ran? —
Heute weiß ich, wem die Sträuße bringen,
Heute freu' ich mich des Werks Gelingen,
Weil den Preis ich Dir verehren kann.

Du, mein Herz, Dir wind' ich schöne Sträuße,
Die mit Glück und Wohllust ich im Schweiße
Meines Angesichts gehegt, gepflückt.

Digitized by Google

Und so sei mit meiner Seele Leben,
Statt mit Seidenpracht und Goldgeweben
Heute Dir der Christbaum aufgeschmückt.

Dir und Deinem lieben, lieben Kinde
Bring' ich heut' zum Christtag-Angebinde
Meiner Arbeit Mühe, Ehr' und Lohn. —
Und daß, was des Guten drin, gedeihe,
Daß es Früchte trage, dazu leihe
Deinen Segen, Gott, vom Himmelsthron!

Digitized by Google

Nachschrift.

Als die vorstehenden Zeilen druckfertig vorlagen, erfüllte die Botschaft des Todes von Alexander von Humboldt ganz Deutschland, die ganze civilisirte Welt mit stiller und tiefer Trauer. Mir löst diese Botschaft in Bezug auf die Widmung meiner Schrift über Friedrich und Voltaire die Zunge. Diese Widmung hatte ich Alexander von Humboldt zugedacht, und ich darf leider schon heute seinen Namen auf die ersten Blätter meiner Schrift setzen, ohne jetzt meinerseits, wie er noch vor Monaten, fürchten zu müssen, die Ruhe und Stille der letzten Tage Humboldt's in irgend einer Weise zu stören. Wie es aber gekommen, daß ich Alexander von Humboldt mein Werkchen zuschreiben wollte, und wie, daß dies nicht geschehen, will ich hier meinen Lesern und Freunden, die ja alle auch Humboldt's Verehrer sind, mittheilen.

Digitized by Google

Ich hatte die persönliche Bekanntschaft des Herrn von Humboldt in Paris durch Aragos Vermittelung gemacht. Im Jahre 1848 war ich ein paarmal mit Herrn von Humboldt bei feierlichen Gelegenheiten wieder auf Augenblicke zusammengekommen. Im Andenken an dies Begegnen überschickte ich während des vorigen Sommers, als der dritte Band meiner Geschichte des deutschen Volkes veröffentlicht wurde, die drei Bände an Herrn von Humboldt, und richtete zugleich zwei Zeilen an denselben, in welchen ich sagte, daß ich erst jetzt das Vertrauen habe, mein Werk sei nicht ganz unwürdig, in seine Hände zu gelangen; daß ich ihn bitte, ihm einen Platz in seinem Bücherschrank zu gönnen, und so oft er dann zufällig dem Namen seines Verfassers hier begegne, seiner zu gedenken als Jemanden, der ihn liebe.

Mit umgehender Post erhielt ich folgende Zeilen des hochverehrten Mannes:

„Freundliche Erinnerungen an eine bewegte, schon ferne, durch getäuschte Erwartungen getrübte Zeit, treiben mich an, Ihnen heute schon meinen innigen Dank für Ihre ernste historische Arbeit darzubringen. Ich hoffe, daß mir bald Muße werden wird, das zu beloben, was Ihnen von vielen Seiten her Freunde gebracht hat. Ihr freundschaftliches Andenken bleibt mir theuer."

„Potsdam Stadt-Schloß, 6. Juli 1858.

Alexander von Humboldt."

Mir haben diese freunndlichen Zeilen wohl gethan; sie wurden mir ein Ersatz für viele schwere Arbeit bei geringem äußerm Erfolge; sie waren mir ein Trost für manches harte Opfer, das mich mein Werk gekostet, manche herbe Erfahrung, die es mich hat machen lassen. Als ich mehrere Wochen später durch Berlin kam, besuchte ich den Mann des Jahrhunderts,

Digitized by Google

um ihm persönlich die Hand zu drücken und für seine Zeilen zu danken. Erst als ich Humboldt in Berlin wieder verlassen hatte, kam mir — darf ich sagen, in Folge der herzlichen, freundlichen Aufnahme, die ich gefunden, der wohlwollenden Würdigung, die er über meine Geschichte des deutschen Volkes aussprach? — der Gedanke, ihm mein Werkchen über Friedrich und Voltaire zu widmen. Mit dem folgenden Briefe trug ich ihm dasselbe an:

„Hochgeehrter Herr.

Ich habe in diesen Tagen ein Werkchen in die Presse geschickt, das ich Ihnen widmen möchte. Es heißt: „Friedrich der Große und Voltaire!“ Ich habe mir die Mühe gegeben, die ganze Privatcorrespondenz Voltaire's zu studiren und sie mit der officiellen Correspondenz Voltaire's und Friedrichs's zu vergleichen. Es fällt dadurch ein neues Licht auf das Verhältniß zwischen Beiden, und zwar ein Licht, in welchem Friedrich viel schöner, und Voltaire noch häßlicher, als wir diesen bisher kannten, hervortritt. Ich bin zufällig auf diese Arbeit geführt worden; daß das Ergebniß derselben dem Könige günstiger ist, als dem Schriftsteller, schreckt mich nicht ab, es zu veröffentlichen; im Gegentheile, es freut mich, auch einmal für einen König in die Schranken treten zu dürfen, nachdem mich die Richtung meines Denkens und Fühlens oft gegen die Herrschenden in die Schranken gerufen hat und vielleicht auch anderswo wieder rufen wird. Uebrigens hat dies Werkchen über Friedrich und Voltaire, wie Alles was ich schreibe, keinen andern Standpunkt, als den der Wahrheit, die ich suche — wer bürgt dafür, daß ich sie gefunden habe, wo ich sie mit Händen greifen und aller Welt Augen offen hinstellen zu können glaube?“

„Haben Sie nichts dagegen, wenn ich Ihren Namen auf die ersten Blätter meines Werkchens über Friedrich und Vol-

Digitized by Google

taire ſetze? Ich wage nicht, dies zu thun, ohne Sie gefragt zu haben; und frage, um Sie zugleich zu verſichern, daß, wenn Sie Gründe haben, zu wünſchen, daß ich es nicht thun ſoll, ich dieſe achten und anerkennen werde mit der tiefen Verehrung und innigen Hochachtung, mit der ich bin Ihr

Oberweiler, Amt Mülheim, Baden,
den 8. Novbr. 1858.

ergebener
J. Venedey."

Die Antwort Humboldt's hieß:

„Ich nehme gerne die freundliche Zueignung Ihrer hiſtoriſchen Schrift über Voltaire und Friedrich d. Gr. an, in dem ſichern Vertrauen, daß für einen 90jährigen Urmenſchen aus dem Buch keine unfreundliche Verwickelung entſtehen wird. Ich habe der literariſchen Unannehmlichkeiten genug erlebt. Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung Euer Wohlgeboren

Berlin, den 23. Dezember.

gehorſamſter
A. v. Humboldt."

Die Zuſatznote zu dieſer Genehmigung der Widmung riefen mir einen Theil der Unterhaltung, die ich mit Herrn von Humboldt bei meiner Anweſenheit in Berlin gehabt hatte, in's Gedächtniß zurück, und ließen mich glauben, daß er damals die Unterhaltung nicht ohne Abſicht auf dieſen Punkt geleitet hatte. Er erzählte mir nämlich, wie es zugegangen, daß ſein Brief an Fr. in die Oeffentlichkeit gekommen. Dieſer Brief hatte Humboldt harte Angriffe in der Preſſe zugezogen; er mochte ihm noch unangenehmere Minuten in Privat-Kreiſen bereitet haben. Genug, mir kam es ſo vor, als ob der Mann, den die ganze Welt verehrt und deſſen humanes Weſen mir, ſo oft ich ihm begegnete, eine Herzenswohlthat geweſen

Digitized by Google

war, fürchten könne, daß mein Werk und dessen Widmung ihm ähnliche Unannehmlichkeiten zuziehen könne. Ich wollte diese Furcht nicht eine Minute länger als nöthig verschulden, und schrieb umgehend an Herrn von Humboldt:

Oberweiler, den 17. Febr. 1859.

„Hochgeehrter Herr.

Die freundliche und wohlwollende Würdigung meiner Geschichte des deutschen Volkes, die Sie mir zukommen ließen, ist das erste Wort der offenen Anerkennung, das mir aus den höheren Kreisen der Wissenschaft geworden. Ein Gefühl des Dankes trieb mich, Ihnen hierfür die Widmung meines Werkes über Friedrich und Voltaire anzubieten. Ihre Stellung in der Wissenschaft würde diesen Schritt schon hinlänglich gerechtfertigt haben; und der Gedanke, daß das Verhältniß zwischen Voltaire und Friedrich in denselben Räumen spielt, in welchen Sie eine ähnliche Stellung, wie die Voltaire's zu Friedrich, in einer ganz andern Weise einnehmen, legte mir diesen Schritt noch näher. Aus Ihrem Briefe aber sehe ich, daß Sie unfreundliche Verwickelungen in Folge der Pathenschaft, die ich Ihnen angeboten habe, befürchten. Ich möchte nicht, daß von meiner Seite der leiseste Schatten auch nur in einen einzigen Sonnentag Ihres Leben fiele. Ich werde daher das erste Blatt meines Werkchens, auf dem Ihr Name stehen sollte, unbeschrieben in die Welt hinausschicken. Im Geiste gehört dasselbe Ihnen, und ich hoffe, daß, wenn Ihr Name auch für Andere vor demselben nicht erscheinen wird, es Ihrer geistigen Pathschaft dennoch würdig sein soll."

„In dem unwandelbaren Gefühle der vollkommenen Hochachtung, die Ihnen alle Welt schuldet, bin ich Ihr

innigst ergebener

J. Venedey."

Digitized by Google

Heute trete ich mit meiner Arbeit an das offne Grab des edeln, menschenfreundlichen und menschenwürdigen großen Todten. Wirft man doch eine Schaufel Erde auf den Sarg seiner Lieben. So mögen diese Blätter auf den Sarg Humboldt's fallen.—

Oberweiler, den 10. Mai 1859.

J. Venedey.

Digitized by Google

Vorwort.

Ein Auftrag des Fünfziger-Ausschusses führte mich im Mai 1848 zu dem damaligen großherzoglich badischen Minister Staatsrath Beck. Der Zufall wollte, daß, als ich aus seinem Geschäftszimmer im Ministerium zu Karlsruhe heraus trat, der Bürgermeister Winter von Heidelberg an der Spitze einer Deputation im Vorzimmer des Ministers seiner Vorlassung harrte. Wenige Tage nachher stellte mir ein Mitglied des Fünfziger-Ausschusses einen Brief des Bürgermeisters Winter zu, in welchem dieser unsern Freunden der Linke in Frankfurt, bedenklich die Anzeige machte, daß er den „Jakob Venedey" an dem und dem Tage, um die und die Stunde im Vorzimmer des Ministers Beck getroffen habe. Der mir den Brief zeigte, lächelte; ich lachte, und schrieb dem alten, starren, engherzigen aber über Alles ehrenhaften Winter, daß er sich beruhigen möge, der „Jakob Venedey" dürfe ohne Gefahr selbst in die Vorzimmer der Minister aller Herren der Welt eintreten, und werde herauskommen, wie er hineingegangen.

Ich erzähle dies hier, wie ich es damals schrieb, ohne Stolz, ohne mir darauf was einzubilden; denn ich wußte damals, wie ich es heute weiß, daß die Richtung, die mich beherrscht, der Gedanke, der mich beseelt, kein Verdienst, sondern angeborene Gefühlsweise, Gottes Gnade — und wo diese zu zeitweiligem Unheil dessen, der so geschaffen ist, ausschlägt, — Bestimmung und verdienstloses Martyrthum ist.

Digitized by Google

Was für verblüfte Geſichter aber werden erſt dieſer und jener meiner politiſchen Kampfgenoſſen machen, wenn ſie mich nun auf einmal, anſtatt in dem Vorzimmer eines großherzoglichen Miniſters, ſogar in den viel gefährlichern Salons von Sans-souci wiederfinden?

Aber auch wie ich auf dieſen gefährlichen Boden des Hofes von Sans-souci gekommen bin, will ich meinen Freunden mittheilen. Nach einer Krankheit im Herbſte 1856 mußte ich nothgezwungen eine Zeit lang die Arbeiten für meine deutſche Geſchichte ausſetzen. Ich las dann zur Erholung ein paar Bücher, die mir zufällig in die Hand fielen. Eines davon waren Zimmermann's „Fragmente über Friedrich den Großen", in welchem die letzten Tage Friedrichs geſchildert ſind. Zimmermann hat ſicher den Eindruck nicht beabſichtigt, den ſeine Schilderungen auf mich gemacht haben. Das Ergebniß deſſelben war ein tiefes Mitleid mit dem deutſchen Fürſten, den die deutſche Geſchichte „den Großen" nennt. Die furchtbare Einöde, die um Friedrich in Sans-souci herrſchte, erſchien mir als eine ſo tragiſche Lebensfügung wie wenige in den Dichtern und Geſchichtsſchreibern vorkommen. Hundert Blitzfunken des Geiſtes, der in Friedrich urſprünglich lebte, zeigten, daß in dieſem königlichen Einſiedler einſt ein liebebedürftiges Herz geglüht hatte, daß dies Herz noch bis zum letzten Pulsſchlage Nachahnung der Liebeshoffnungen ſeiner Jugend hegte. Und dieſe Blitzfunken erhellten das Dunkel, welches Sans-souci überſchattet, für mich auf Augenblicke nur um ſo greller.

„Wie iſt es gekommen, daß dieſer Friedrich, der einſt ein fühlendes Menſchenherz im Buſen trug, zuletzt — nur mit ſeinen Hunden Verkehr hatte?" wurde nach und nach eine Frage, die ſich mir oft aufdrängte.

Digitized by Google

„Könige haben keine Freunde" — schien mir die Frage nicht ganz zu beantworten. Friedrich würde vielleicht welche gehabt, welche gefunden haben, weil er lange welche suchte. Wie kam es, daß bei ihm „Wer sucht, der findet" sich nicht bewährte?

Der Zufall spielte mir, grade als diese Frage mir oft nahe trat, den Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich in die Hand, und nicht viele Briefe Voltaire's hatte ich gelesen, als ich fühlte, daß ich hier der Antwort auf meine Frage sehr nahe trat. Ich ahnete bald, daß diese offiziellen Briefe in der Weise geschrieben seien, in welcher Talleyrand, dieser Enkel Voltaire's, behauptete, daß die Sprache erfunden, um die Gedanken zu verhüllen. Ein paarmal leuchtete der Gedanke durch, den Voltaire in seinen Briefen zu verhüllen sucht; und was dann halb und halb an's Licht trat, war häßliche Selbstsucht, kalte Lüge, offener Verrath. Eine Stelle in Voltaire's Briefen an Friedrich leitete mich auf die Privat-Correspondenz Voltaire's, wo ich gleich beim ersten Nachschlagen den Gedanken fand, den Voltaire in seinen schönen Redensarten gegen Friedrich zu verhüllen sich bestrebt. Das war die rechte Fährte zum geheimsten Bau des Fuchses. Und ich muß sagen, daß ich den Fuchs mit einigem Hochgenuß beim Schopf nahm, als ich ihn in seinem Bau unter meinem Fuße fühlte.

Ich hasse diesen Geist Voltaire's; ich habe ihn gehaßt, ehe ich seinen Namen kannte; und bin sicher, daß ich ihn hassen werde bis zum letzten Athemzuge, hassen und ihn bekämpfen, wo ich ihm begegne, ob in den Cabineten der Mächtigen, ob in den Salons der Höchstgestellten dieser Welt, ob auf der Kanzel, der Tribüne oder auf dem Katheder, ob unter den Demokraten, den Kreuzzeitungsjunkern oder den Jesuiten. Er hat heute fast überall das große

Digitized by Google

Wort; nie und nirgend aber ist er mir häßlicher und verächtlicher in seiner falschen Demantkrone der strahlenden, blendenden Geistreichigkeit begegnet als in Voltaire, Friedrich dem Großen gegenüber. Als der Meister aller Meister geistreicher Niederträchtigkeit tritt Voltaire hier auf. In ihm diesen Geist der Lüge, der so oft seine Triumphzüge durch unser heutiges Leben feiert, an den Pranger zu stellen, war mir eine Wohlthat. Die kleinen Nachbeter voltairischer Geistreichigkeit mögen mir nicht gar zu böse werden, wenn ich ihren Altvater so nackt hingestellt wie er leibte und lebte. Ich habe persönlich mehr denn einmal Gelegenheit gehabt, den Hohn des Einen und Andern von ihnen zu verachten; ich darf in Zukunft noch großmüthiger sein, nachdem ich hier mit ihrer Art in ihrem Altmeister abgerechnet habe.

Zur Zeit als Voltaire lebte und schrieb, war es Mode, die Kirche, die Geistlichkeit, die Religion selbst anzugreifen. Dieser Mode huldigte auch Voltaire und hat hier nach einzelnen Richtungen hin auch Gutes gewirkt. Wer ihm daraus ein besonderes, alles Andere niederschmetterndes Verdienst machen will, der vergißt, daß fast die ganze denkende Welt bis zu den Königsthronen und auf die Bischofsitze hinauf derselben ebenso huldigte. Aber die Art wie Voltaire dieser Mode huldigte, war ihm vor allen andern eigen. Der Geist der Duldung, der Befreiung von lastenden Kirchenfesseln durchzog damals die Welt siegreich von einem Ende zum andern und zwang einen Papst die Jesuiten, des Papstthums Janitscharen, aufzulösen und zu vertreiben. Diesen Geist hat Voltaire in einer Weise vertheidigt, die als Kampfart den großen Kampf der Zeit überlebt, die nach dem heiligen Kampfe für Duldung und Menschenrechte aus einem Lager in's andere übergegangen ist, und allen Mächten des Augen-

Digitized by Google

blickes, allen Moderichtungen des Geistes gedient hat. Die Dolchstiche eines vergifteten Witzes, der geistreiche Hohn, die freche Lüge, die feige Keckheit, das gewissenlose, schamlose, frevelhafte Spiel mit allen höhern, allen edlern Gefühlen — das war es, was mit Voltaire vielfach Mode in den glänzendsten Vertretern der höhern Literatur und Gesellschaft wurde. Und das ist es, was, wo es auftritt, stets denen in die Hände arbeitet, die den Geist der Duldung und Menschenachtung am Ende des vorigen Jahrhunderts bekämpften. Voltair'sche Frivolität war überall, wo sie den Ton angab, die tapfere Bundesgenossin deren, die sie zu bekämpfen glaubte. Und sie kämpfte mit in allen Schlachten des Geisteskampfes, der nun fast ein Jahrhundert dauert; und sie hat in allen Schlachten, an welchen sie Theil nahm, die Hoffnungen ihrer Bundesgenossen betrügen geholfen.

Mit Goethe's Mephistopheles hat dieser Geist Bürgerrecht im deutschen Leben erhalten; mit Byron hat er den altenglischen Geist der Ehrenhaftigkeit, wie er selbst in Shakespeare'schem Humor waltet, bei der Wurzel zu benagen angefangen; mit Heine wurde das mephistophelesche Gespenst, das neben dem Menschenernste, der Menschenliebe, der Menschenwürde des Göthe'schen Faust nur als dessen dunkler Schatten erscheint, zum Götzen der Neuzeit. Ruhe, Ernst, Würde, Bescheidenheit, Aufopferung und Hingebung — oder auch mit einem Worte: „Charakter" — war und ist ja vielfach noch heute nur überflüssiger und verächtlicher Ballast, den das „Talent", so oft es ihm Noth thut, über Bord wirft. Die Lügenhaftigkeit dieser Richtung der Zeit ist nicht größer, als sie uns in Voltaire erscheint; nur ist sie tiefer ins Leben eingedrungen, nur noch mehr alltägliche Gewohnheit, als sie selbst in Voltaire's Privatcorrespondenz hervortritt. In Wahrheit, diesen Geist mit seinen eignen Waffen zu bekämpfen, hat

Digitized by Google

mir wohl gethan. Ich wollte, er hieße nicht Voltaire; ich wollte, er wäre nicht mit Voltaire Vertreter der Geistesrichtung einer großen Schichte der heutigen Gesellschaft; ich wollte, daß mir das Talent geworden wäre, ideal, poetisch, dramatisch zu schaffen, was ich nur thatsächlich, prosaisch, geschichtlich zu schildern im Stande war. Das ideale Spiegelbild dieser Geistesrichtung, in ihrer Nacktheit hingestellt, würde vielleicht noch nachhaltiger wirken, als die geschichtliche Darstellung, — und wohl auch weniger verletzen, als dies historische Bild hier und dort dennoch verletzen wird.

Wenn das Bild Voltaire's, wie es hier vor uns tritt, den Erfolg hat, den Einen oder Andern zu erschüttern, der mit dem Schwunge der Zeit glaubte, daß geistreicher Hohn, kecke Frechheit, lügenfunkelndes Geistreichthun überall erlaubt sind und überall genügen, — den Einen oder Andern aufzurütteln, der harte Arbeit, Wahrheit und Ehrenhaftigkeit, redliches Streben und stilles Selbstbewußtsein mitleidig belächeln zu dürfen wähnte — dann habe ich nicht umsonst mir die nicht ganz leichte und noch weniger angenehme Mühe gegeben, Voltaire in seinem Benehmen Friedrich gegenüber durch die dunkeln Schlupfwinkel seiner Privatcorrespondenz Schritt für Schritt zu folgen. —

Oberweiler, bei Badenweiler, den 12. April 1859.

J. Venedey.

Digitized by Google

Sans-souci!

(Zur Einleitung.)

1.

„Sorgenfrei!“ —

Wie das so schön klingt! — Sorgenfrei — und König sein! Es ist dem alten Fritz allerlei gelungen; Wunder, kleine und große, hat er vollbracht; — aber wenn er wirklich sein „Schloß“ in Potsdam „sans-souci“ genannt, wenn er geglaubt hätte, daß er dort „sorgenfrei“ auch nur Stunden zubringen werde, so hätte er einen Wunderwahn haben müssen, so leichtgläubig, wie er selbst in Italien oder in Irland kaum zu finden sein würde.

Aber er hat auch nicht das „Schloß“ in Potsdam „Sorgenfrei“ genannt. Nur ein kleiner Fleck, sechs Fuß Erde, ein „Grab“ sollte so heißen. Als das Schloß, das heute diesen Namen führt, schon gebaut war, bestimmte Friedrich der Große, daß seine Gruft in einer Ecke des Gartens sein sollte; und so wurde sie hier als sein zukünftiger Friedplatz gebaut. Als Friedrich eines Tages mit dem Marquis d'Argens an derselben vorbeiging, sagte er zu diesem: „Quand je serai là, alors je serai sans-souci!“ — Das „Grab“ gab dem „Schlosse“ den Namen.

„Sorgenfrei“ — im Grabe! Fürwahr, das ist nicht zu viel verlangt, selbst von einem Könige. Aber nur wenn er dachte, wie Byron: „no eternity, but rest!“

Digitized by Google

„keine Ewigkeit", sondern nur „ewige Ruhe" von seinem Grabe hoffte, hat er gefunden, was er gehofft. Denn der mächtige König, der große Fritz, der am Ende seiner Heldenlaufbahn so bescheiden geworden war, daß er sorgenfreie Stunden nur vom Grabe hoffte, sollte die Ruhe dort nicht finden, wo er sich ein Ruhebett für die dunkle Ewigkeit gebaut zu haben glaubte. Wir armen Sterblichen sagen, ergeben in unser Geschick: „Der Mensch denkt, Gott lenkt!" Und wir sagen es noch viel ergebener, viel demüthiger, viel „sorgenfreier", wenn wir uns erinnern, daß der größte König der Neuzeit ein Grab bauen ließ nach seinem Geschmacke, für sich, wie er es sich dachte, wo er es wünschte; und — daß er nicht einmal dort ruht, wo er auszuruhen in seiner Macht beschlossen hatte. Diese „Sorge" hätte er sich, am sichersten und vor allen Andern, sparen können. Aber es liegt auch darin ein erschütternder Gedanke, daß selbst das Grab, welches dem Schlosse seinen schönen, so viel versprechenden, ja „versprechenden" Namen geben sollte, in Sorgen gebaut wurde und — nun leer steht! — Wohl giebt's ein „Sans-souci"! aber das lebt nicht in Schlössern, das haust nicht in Gräbern; das waltet im Herzen des Menschen, der sich selbst und seinen Beruf erkannt hat, der stille, ruhig, bescheiden seine Pflicht thut, und dann — für alles Andere Gott walten läßt. Das ist das Sans-souci des Gläubigen, der denjenigen sorgen läßt, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Vögel in der Luft speist; — das Sans-souci des Weltweisen, der keine Schlösser und keine Gräber baut, der das alte „Lerne dich selbst kennen" nicht in Eigensucht, sondern in Menschenliebe lebendig im Herzen trägt. Die dürften über ihre Hütte schreiben: „Sorgenfrei!", wenn nicht in diesem Schilde über der Thüre eines Menschenhauses ein Hochmuth läge, der die

Digitized by Google

unterirdischen Mächte herausfordert; wenn nicht in diesem Schautragen der Herzensstimmung sich der eitle Schatten bekundete, der, dem Gedanken nachschleichend, die Bescheidenheit herauskehrt, die nur dann ächt ist, wenn sie stille und anspruchlos im wohlwollenden Herzen ruht.

„Sans-souci" — über einem Schlosse ist ein schöner Wahn! „Sans-souci" über einer Hütte ein das Geschick herausfordernder Hochmuth; — „Sans-souci" über der Thüre eines Grabes eine Frage an eine Ewigkeit — die dem Sterblichen, hier wie stets, die klare Antwort schuldig bleibt.

2.

Aber sehen will ich dies „Sans-souci" des großen Königs! Das stand fest. Und da mir vor ein paar Jahren ein neckischer Dämon — Verzeihung, hoher Genius, daß ich dich so zu nennen wage! — den Spaß verdorben, weil er mir den Aufenthalt in diesen Regionen nicht gönnte, so beschloß ich, diesmal in Potsdam anzuhalten und mir Sans-souci anzusehen, bevor ich in die nächste Nähe des leicht zu Reizenden gelangte. Ich wollte sicher gehen, und nicht noch einmal um den Genuß kommen, den wir darin finden, die Fußstapfen großer Menschen dort, wo sie einst gewandert, aufzusuchen. Sans-souci war ein Schattenbild, das ich mir in der Phantasie zu oft ausgemalt hatte, um nicht eine Art Sehnsucht nach dem Urbilde zu verspüren, so oft ich an Friedrich und seinen Hof dachte. So etwas kann Einem nachgehen. Ich kam in eine gewisse Aufregung, als die letzten Stationen vor Potsdam überholt waren. Bis ich in den Straßen von Potsdam herumging, hatte ich immer eine geheime Furcht, daß jener neckende Dämon noch auf der Eisenbahnstation etwas an meiner Person oder meiner Legitimation auszusetzen und dafür mich wieder in

Digitized by Google

den Wagen der Eisenbahn einzusetzen und weiter zu befördern sich berufen fühlen könnte. Oft sieht man solche Gespenster, wenn man kein ganz reines Gewissen, das heißt: nur einen Paß und keine schützende Paßkarte hat.

So stand ich endlich festen Fußes in diesen Straßen von Potsdam. Aber ich mußte mir die Augen reiben; denn es kam mir fast so vor, als wäre ich in Kassel, Darmstadt, Karlsruhe, oder sonst eine Haupt- und Residenzstadt kurfürstlichen, groß- oder sonst herzoglichen Charakters hineingerathen. So schöne Schlösser, so prachtvolle Kirchen, so pompöse halbmonumentale Häuser, so reine, so breite, so geputzte, asphaltbelegte — und dabei so leere Straßen! Alle zehn Minuten ein paar Leute, die sich kreuzen, eine Wache, die auf- oder abzieht. Und nun gar — da fängt die Thurmuhr an, und — höret! — ein Glockenspiel! Das ist fast mehr, als in Karlsruhe oder Darmstadt geboten wird.

In einer mächtig breiten Straße steht ein Haus, hoch und öde, mit vier jonischen Säulen und zwei Büsten, Alles, wie die lebendige Langeweile anzusehen. „Dem Vergnügen der Einwohner!" steht mit großen Buchstaben an der Vorderseite des Hauses angeschrieben. Ich ahnete wohl, wo das hinaus wolle; aber ich war doch nicht ganz sicher, und frug deswegen einen Einsiedler, auf den ich, ihn aus der Ferne kommen sehend, eine Weile gewartet hatte. „Das königliche Schauspielhaus", war seine Antwort und er setzte freundlich hinzu: „Jetzt ist gar nischt mehr! Ja, unter dem verstorbenen Könige, da wurde ein- oder zweimal die Woche gespielt; jetzt aber ists nichts mehr." — Damit ging er weiter. Es giebt noch drei Theater in Potsdam und den dortigen Schlössern, aber mit allen vieren steht's ungefähr gleich gut. Gespielt wird dort in der Regel nur,

Digitized by Google

wenn die Schauspieler und theilweise auch die Zuschauer von Berlin „befohlen" werden.

Da ich übrigens in Potsdam Nichts zu suchen hatte, als ein gutes Frühstück, und ich dies im — Hofe fand, so habe ich Unrecht, die schwache Seite des schönen Städtchens, die überdies Jedem auf den ersten Blick auffallen muß, zu verrathen. Es würde auch sicher nicht geschehen sein, wenn nicht das Potsdam, wie es vor mir sich entfaltete, die paar Leute, die ich hier sah und sprach, der Geist, der in den stillen Straßen wehte, mir gerade hier sehr lebendig eine Aeußerung Mirabeau's ins Gedächtniß zurückgerufen hätte. Mirabeau war in Berlin, als die Nachricht vom Tode des großen Königs dort ankam, und berichtet über den Eindruck, den diese Nachricht hervorrief. Er sagt*): „Alles ist schweigsam, Niemand traurig; Alles ist beschäftigt, Niemand betrübt. Nicht ein Gesicht, welches nicht irgend eine Hoffnung ausspräche; nicht ein Seufzer, nicht eine Trauerklage! — Das ist es also, worauf alle diese gewonnenen Schlachten hinausgelaufen sind! Eine Herrschaft von einem halben Jahrhundert, so voll an solchen Thaten! Und alle Welt wünscht das Ende derselben herbei, und alle Welt wünscht sich Glück, daß sie vorüber!" — Mirabeau wurde oft angegriffen wegen dieser Stelle. Es ist auch sicher, daß er in die Kreise nicht eindrang, wo des „alten Fritz" liebend gedacht wurde. Aber es ist ebenso gewiß, daß es Kreise in Berlin und Potsdam gab, und daß es deren noch heute giebt, in welchen die Stimmung vorherrschend war und noch ist, die Mirabeau hier beschreibt.

*) In seinen Lettres du Comte de Mirabeau à un de ses amis en Allemagne p. 12. Vergl. Mirabeau histoire secrète de la cour de Berlin. I. 91.

Digitized by Google

3.

Während des Frühstücks im Gasthofe zum — trat der behäbige, freundliche, schmunzelnde Wirth zu mir heran, um zu „recognosciren", weß Geisteskind ich sei. Ich verhehlte nicht, daß mich das Andenken an den großen Fritz nach Potsdam und Sans-souci zog; worauf er mir gutherzig rieth, ja nicht zu versäumen, mir auch das Monument anzusehen, welches die Stadt Friedrich Wilhelm III. auf dem Wilhelmsplatze errichtet habe. „Sehen Sie, Friedrich der Große, war ein sehr großer König und alle guten Preußen wissen, was sie ihm zu danken haben. Aber der verstorbene König hat doch ein lieberes Andenken hinterlassen. Ich wenigstens danke Gott, daß ich nicht zu Zeiten des großen Friedrichs hier gelebt habe." Dann erzählte er eine jener Anekdoten, wo Friedrich in der trüben Stimmung, welche die letzten Jahre seines Lebens beherrschte, gewaltsam und launenhaft zugleich in das Geschick eines seiner Diener eingegriffen hatte. — Ich war anfangs erstaunt, in Potsdam selbst heute noch die Stimmung, die Mirabeau am Todestage Friedrichs mit Erstaunen beobachtete, wiederzufinden. Aber was ist da zu verwundern? Ist ja doch auch die Auffassungsweise des großen englischen Geschichtschreibers Mac-Aulay dieselbe, wie die des preußischen „Patrioten" in Potsdam, der sich bald sogar als ein guter Treubündler herausstellte. Diese Uebereinstimmung zwischen dem potsdamer Treubündler und dem englischen Historiker ist übrigens natürlich genug. Das Andenken des großen Fritz ist Beiden unbehaglich, weil Beide im Herzen gleich gute Philister sind. Das Kecke, Durchgreifende, Erschütternde, Waghalsige, — der feste Wille, die rücksichtlose That sind allen schwachen Charakteren ein Grausen; diese werden schwindlich, nicht weil sie oben

Digitized by Google

am Rande des steilen Abgrundes vorbei müssen, sondern wenn sie nur lebendig daran denken, wie steil der Felsen, wie tief der Abgrund ist, an dem oben ein verwegener Bursche spielt. Mac-Aulay ist nun freilich als Engländer an mehr Gefahr gewohnt, und bei ihm sind noch andere Rücksichten mit im Spiele; aber der mittelbürgerliche englische Philister ist es doch, der in ihm über Friedrich den Großen zu Gerichte sitzt, alle Anekdoten, alle Verläumdungen Voltaire's aufzählt, und dann scandalisirt, den Kopf schüttelt und Friedrichs Verdammungsurtheil unterschreibt. Es kommt für den Engländer noch hinzu, daß ein zweiter Friedrich in Preußen oder Deutschland der englischen Auffassung deutscher Zustände höchst unbequem erscheinen müßte. Der alte Fritz hat manche glühende Kohle für England aus dem heißen Feuer holen müssen; er war nicht mächtig genug, England zu entbehren; England konnte ihn ins Schlepptau nehmen, konnte mit seiner Hülfe, wie Chatham, der große Zeitgenosse des großen Friedrich, sagt, Kanada „in Deutschland" erobern. Ein anderer Friedrich für das erstarkte Preußen und das sich an Preußen anlehnende Deutschland, eine Politik für das mächtige Deutschland wie die Friedrichs in dem kleinen Preußen — und Deutschland würde Englands Politik bedingen, beherrschen. Das fühlt der engländische Geschichtschreiber in seiner englischen Kleinbürgerlichkeit heraus; das stimmte ihn Friedrich gegenüber, und ist die Ursache, warum Mac-Aulay den großen Fritz nach ein paar kleinen Anekdoten und ein paar häßlichen, giftigen und vergifteten Verläumdungen verurtheilen zu müssen sich berufen fühlt.

Es liegt uns nicht ob, für Alles, was der große Fritz gethan hat, einzustehen; viele seiner staatsmännischen Entschlüsse, jede seiner Handlungen als Mensch, jede seiner

Digitized by Google

Launen als König rechtfertigen oder auch nur vertheidigen zu wollen, ist nicht unsere Sache, nicht unsere Aufgabe. Es giebt auch für uns Gesichtspunkte, von denen aus wir den Blick von Friedrich abwenden müssen; aber, wie oft dies auch der Fall, so oft sind wir nach und nach immer wieder von der historischen Erscheinung, die in ihm uns gegenüber tritt, und die stets über alle einzelnen Mißgriffe und häßliche Aeußerungen den Sieg davon trägt, ergriffen und versöhnt worden. So oft aber die Philister, die potsdamer oder die londoner, uns ihre Herzensangst Friedrich gegenüber zeigten, ist dieser selbst uns stets in dem dunkeln Hintergrunde ihrer Elendigkeit nur um so strahlender erschienen. Die Leute, die ihn hassen, die ihn fürchten, die vor seinem Schatten noch heute ein Kreuz schlagen, haben es vor Allem zu verantworten, wenn wir den großen Fritz immer höher würdigen lernten.

Die Charakteristik Mac-Aulay's hat das Ihrige dazu beigetragen, uns wieder für immer zu dem alten Fritz zurückzuführen. Es ist uns beim Lesen dieses Schriftchens recht klar vor die Seele getreten, welch ein Verlust es für die deutsche Geschichte wäre, wenn das kecke, feine, trotzige, geistvolle Bild des alten Fritz aus derselben herausgerissen oder auch nur so besudelt werden könnte, daß das deutsche Volk allen Geschmack an demselben verlieren müßte. Die ganze Zeit zwischen dem dreißigjährigen Kriege und der Revolution wäre, wenn Friedrich wegfiele, ohne einen rechten Mann der That, ohne Leben für das ganze deutsche Volk. Der Engländer, das Ausland, die Feinde Deutschlands, die Gegner seiner politischen Macht und seiner welthistorischen Größe dürften in die Hände klatschen, und unter schallendem Hohngelächter gegen alles Deutsche sich selbst Beifall zurufen, wenn es ihnen nachträglich gelänge, den alten

Digitized by Google

Fritz, der sie überall und bei jeder Gelegenheit besiegt und zurückgetrieben hat, am Ende schmachvoll aus dem Felde zu schlagen, auf dem er bis jetzt in Glanz bestanden, aus dem Felde der deutschen Geschichte. Es wäre ein Michelstreich, wie es keinen zweiten giebt, wenn das tapfere deutsche Volk sich durch die lungenkranke Moral eines englischen Schriftgelehrten den Spaß an seinem Helden von Roßbach und von Leuthen verderben lassen wollte. Doch ist die Gefahr auch so groß nicht.

4.

Es giebt nur zu viele dunkle Schatten in dem Bilde Friedrichs des Großen; und es ist nicht unsere Sache, sie zu leugnen, sie in ein helleres Licht als ihnen gebührt, zu stellen. Aber die dunkelsten, die häßlichsten Flecken an diesem Lichtbilde, das fast allein die erbärmlichste Zeit des deutschen Staatslebens erhellt — sind verläumderische Lügen. Es ist wunderbar, aber es ist so; das Verhältniß zwischen Friedrich und Voltaire, so hundert- und tausendmal besprochen, ist historisch bis jetzt nicht aufgehellt. Voltaire's Verläumdungen sind für das Allerhäßlichste, das Friedrich nachgesagt wird, ungefähr die einzige historische Quelle; die vergiftete Feder Voltaire's, die, wen sie stach, unheilbar verwundete, hat eine zeitlang mit Wollust in dem Fleische seines „nordischen Apollos" gewüthet. Wer sich die Mühe giebt, historisch, Schritt für Schritt, das Verhältniß zwischen Friedrich und Voltaire mit uns in allen seinen Wendungen zu verfolgen, der wird verwundert sein, wie schändlich Voltaire, vom ersten bis zum letzten Tage, an Friedrich gehandelt hat, und wie groß und großmüthig Friedrich dem kleinen, häßlichen, geckenhaft eiteln, genuß- und geldsüchtigen, dem eiterbeißigen Voltaire gegenüber erscheint. Nur wer Voltaire

Digitized by Google

Schritt für Schritt in seinem Benehmen auf den geheimen Schleichwegen seiner Privatcorrespondenz, die oft nur der würdigt, der sie bis in die geringste Kleinigkeit verfolgt hat, nachzugehen sich die Mühe giebt, der wird finden, daß Voltaire gegen Friedrich vom ersten bis zum letzten Tage ihres Zusammenlebens den häßlichsten Verrath geübt hat, daß er am Hofe seines „königlichen Freundes", seines „göttlichen Friedrichs" der bezahlte Horcher und Berichterstatter einer Pompadour und ihrer Günstlinge war; daß die Verfolgungen, die ihn nach Berlin und Potsdam trieben, abgekartete Lügen sind, um ihm das Herz Friedrichs noch mehr zu öffnen, als es dem berühmtesten Dichter der Zeit schon geöffnet war. Es giebt in der Geschichte aller Literatur und aller Literatoren kaum ein häßlicheres Blatt als das, auf welchem Voltaire's Benehmen gegen Friedrich aufbewahrt ist. Daß es bis jetzt von den Geschichtschreibern Friedrichs und Voltaire's nicht klar und offen dargelegt worden, ist freilich kaum erklärlich.

Vom höchsten Interesse aber ist, zu sehen, wie Friedrich endlich den Verrath durchschaut, und dann, ohne es laut auszusprechen, daß er den Verrath erkannt hat, den Verräther mit seinem Hohne aus seiner Nähe wegtreibt; wie er später den Verrath und den Verräther zum Narren hat, foppt und ausbeutet — wie er Voltaire zwingt, ihm zu helfen, die Schlacht bei Roßbach zu gewinnen. — Am Tage nach dieser Schlacht weiß Voltaire, daß er „gefoppt", daß er zum Narren gehalten worden ist, daß er in der Narrenkappe Friedrich helfen mußte, den schmachvollsten Tag für die französischen Waffen in die Bücher der Geschichte einzuschreiben. Die ganze Eitelkeit Voltaire's, seine persönliche und seine nationale Ruhmsucht, empören sich dann in dem kleinen kalten Herzen dieses hellen, brennenden Kopfes. Von Stunde an

Digitized by Google

iſt Voltaire der nie raſtende Verläumder Friedrichs. Das „Mémoire“, auf welches die ſchmutzigſten Anklagen gegen Friedrich zurückgehen müſſen, entſteht in dieſen Tagen; aber dieſe ſchmutzige Anklage ſelbſt tritt in Voltair's Briefen und in dieſem mémoire in zwei Lesarten auf, die ſich wechſelſeitig vernichten, weil eine die andere unmöglich macht.

Wenn Mac-Auley's Auffaſſung Friedrichs des Großen uns faſt an dem hiſtoriſchen Berufe des engliſchen Geſchichtſchreibers zweifeln gemacht hat, wenn ſeine anglikaniſche Engherzigkeit und ſeine ſpielende Oberflächlichkeit Friedrich gegenüber oft unſer Mitleid gegen den berühmten Eſſayiſten angeregt hat, ſo hat Voltaire's ganzes Benehmen uns entrüſtet, ſo hat er dem großen Könige der Neuzeit gegenüber ein Gefühl in uns geweckt, das uns zuletzt mit Friedrich in einer Weiſe verſöhnt hat, wie dazu nie ein Lobredner im Stande geweſen ſein würde. „Armer, armer Friedrich! wie mögen dieſe Erfahrungen, dieſe Täuſchungen und Enttäuſchungen dein Herz durchwühlt, zerriſſen und erkaltet haben!“ Das war der Gedanke, der uns bei jeder neuen, häßlichen Verläumdung Voltaire's ſeinem „Freunde“ gegenüber ergriff. Das Benehmen Friedrichs der Welt, ſeinem Hofe, ſeinen Freunden, ſeinen Dienern gegenüber, wie es in den letzten Jahren ſeines Lebens ſich bekundet, erklärt ſich vor Allem durch den vollkommenen Schiffbruch, den ſeine Menſchenachtung Voltaire gegenüber erlitten hat. Der Menſch, der Dichter, der Philoſoph, den Friedrich von dem Tage an, wo er ſelbſtſtändig zu denken anfing, und dann noch eine gute Weile ſeines Lebens hindurch, für den größten Denker, den edelſten Vertheidiger des freien Menſchengedankens, den tapferſten Vorkämpfer gegen alle Vorurtheile und jedes Unrecht gehalten hatte; — dieſer Menſch wurde an ihm zum kalten Verräther, zum giftigen

Digitized by Google

Verläumder, der sich alle Mühe gab, für Mit- und Nachwelt den Menschenruf Friedrichs zu besudeln. Je höher Friedrich Voltaire gestellt hatte, je höher Voltaire vor wie nach in der Achtung seiner Zeit stand, je tiefer sich die ganze hohe Welt von Paris bis nach Wien und Petersburg vor dem „Philosophen von Verney" beugte, — um so größer mußte die Menschenverachtung Dessen werden, der die tiefe Niederträchtigkeit dieses allgefeiertesten aller seiner Zeitgenossen durch und durch kannte.

5.

„An dem Gliede, womit du gesündigt hast, sollst du gestraft werden." Wenn der Genius des deutschen Volkes, den Friedrich oft verkannte, sich eine recht schwere Rache ausgedacht hätte, so hätte er schwerlich einen bessern Vollstrecker derselben finden können, als sich ihm in Voltaire freiwillig und doch auch sicher wider Willen, geboten hat. Der Hof Friedrichs war so geistreich wie möglich, und Friedrich und Voltaire die geistreichsten Menschen ihrer Zeit; die widerhakige Waffe des Hohns, die schwere Keule des Humors wurde selten von Sterblichen mit solcher Leichtigkeit und so viel Geschick geschwungen. Aber was sie Beide Geistreiches und Scharfes erdacht, — daß Einer am Andern von ihnen zum Vollstrecker des Gerichts, das sie in ihrem geistreichen Hohn gegen alle Welt auf sich herabgezogen hatten, werden mußte, — das ist eine dramatische Verkettung, die einem Meister angehört, der weit über diesen beiden Meistern in der Kunst des Hohns und der Ironie stand Es liegt darin ein Stückchen weltgerichtlichen Humors.

Uns armen schwachen Sterblichen aber erscheint dieser weltgerichtliche Humor, dieses Strafgericht, welches Voltaire verurtheilt, den guten Namen Friedrichs meuchlings nieder-

Digitized by Google

zustoßen, fast zu hart, wenigstens Friedrich gegenüber. Und dies um so mehr, wenn man weiß, wie Friedrich selbst in seinen Deutschenhaß, in seine Franzosenliebe hineingehetzt wurde.

Was am Hofe Friedrich Wilhelms I. für „deutsch" und „ächtdeutsch" galt, das erscheint in Wahrheit nicht gerade geeignet, den lebendigen feurigen Geist eines strebsamen Jünglings das „Deutschthum" lieben zu machen. Die Mittel, die angewendet wurden, das zu erzwingen, was Neigung und Liebe allein naturgemäß hätten begründen können, sind dann der Art, daß sie vollkommen das Gegentheil von dem erreichen mußten, was sie bezweckten. Der junge Prinz, in dem der alte Fritz steckte, lernte gründlich hassen, was man ihn mit Gewalt, Rohheit und Unnatur zu lieben zwingen wollte. Das liegt so im Wesen der Menschen „von dem Holze", aus denen ein Friedrich der Große und seines Gleichen gemacht werden.

Aber es ist hierbei noch eine allgemeine Erziehungserfahrung mit im Spiele. Die Menschen bilden sich oft ein, daß sie positiv die Erziehung eines Kindes, eines Jünglings fördern, wo sie nur negativ auf dieselben einwirken. Das erste, was sich im Menschen, der überhaupt Stahlkraft zur Mitgabe auf seine Weltreise erhalten hat, entwickelt und bethätigt, ist der Geist des Widerspruches, der Geist der menschlichen Selbstständigkeit, gegenüber jedem Zwange. Die „Erziehung" erzielt sehr oft, — fast sind wir in Versuchung, zu sagen, in der Regel — das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigt. Das Geschlecht, auf welches die Jesuiten als Erzieher der Jugend den größten Einfluß ausgeübt, ist dasjenige, welches die Revolution hervorgerufen und durchgeführt hat. Voltaire und Diderot waren ebenso gut wie Mirabeau, Talleyrand und Robespierre aus

Digitized by Google

den von Jesuiten geleiteten Schulen hervorgegangen; während wieder nicht wenige Jesuiten und Jesuitenfreunde der Neuzeit — wer weiß gar auch Leo und Stahl ebenso gut wie die Brentano's, Schlosser, Lasseaux, und selbst die tapfersten Jesuitenmissionäre Pottgießer und Haßlacher — aus Schulen mit Rousseau'schen und Pestalozzi'schen Grundsätzen und Erziehungsmethoden hervorgegangen sein mögen. So viel ist sicher, daß der Gegensatz zwischen Vater und Sohn stets hervortreten wird, wo der Vater sein eigenes Wesen, seine Denk- und Handlungsweise dem Sohne auch nur entfernt mit Zwang aufzudrängen versucht. Göthe beschreibt es sehr fein und klar, wie der Gegensatz zwischen Vater und Sohn ihn selbst Schritt für Schritt beherrscht, geleitet oder besser abgestoßen und in seine eigenen Bahnen hineingetrieben hat. Wer darauf achtet, wird bald finden, daß dies alltägliche Erfahrungen sind. Nur wo der Vater den Sohn, ihn liebend aus der Ferne beobachtend, vollkommen frei gehen läßt, tritt der Sohn in der Regel in die Fußstapfen des Vaters. Jeder Zwang, und je heftiger desto sicherer, bewirkt das Gegentheil.

Unsere Junker wissen nicht was sie thun, wenn sie heute die Prügelstrafe wieder einführen wollen; sie würden Ruthen flechten, Ruthen, die einstens von ihren eigenen Knechten über ihren Schultern geschwungen würden. Deswegen könnten wir die Herren Junker schon ruhig machen lassen, wenn dabei nicht Etwas zu Grunde gehen würde, das höher steht — ein wenig Menschenachtung des Höhern dem Niedern, und alle Menschenliebe des Niedern dem Höhern gegenüber. Wer die Geschichte der Männer kennt, die in der Welt als ächte willenskräftige Naturen auftreten, der weiß auch, daß ihre Erziehung in der Regel eine strenge war. Die „harte Hand" des alten Hans Luther ist mit Schuld, daß sein

Digitized by Google

Sohn Martin ein ganzes Leben hindurch als gestählt erscheint; und der Stockschlag, der den Knaben Friedrich getroffen hat, ist dem alten Fritz bis auf den letzten Tag — im Guten und im Bösen nachgegangen. Wir sind deswegen dennoch nicht für eine Erziehung durch Schläge — versteht sich von selbst; — wohl aber verdirbt ein harter Schlag sicher nie so viel wie eine „spielende" Erziehung, die nur sehr selten Männer schaffen wird. Nur eine strenge, scharfe, männliche Zucht — schafft wahre Männer, vorausgesetzt natürlich, daß der Stoff dazu in dem Knaben vorhanden ist; während eine „spielende", verzärtelnde Erziehung die Manneskraft im Keime erstickt, wo sie vorhanden war. Das lehrt die Geschichte — und es kommt uns fast so vor, als ob die alltägliche Erfahrung die Lehren der Geschichte bestätige.

Jedenfalls aber wurde Friedrich durch den Gegensatz eines gewaltsamen, engherzigen, zornigen, unschönen Deutschthums in sein Franzosenthum hineingehetzt, hineingetrieben, hineingeprügelt; — und deswegen erscheint uns die Strafe fast zu hart, die ihm dadurch wurde, daß der größte französische Dichter der Zeit, einer der berühmtesten Franzosen aller Zeiten, den Friedrich eine zeitlang mit hingebender Begeisterung vergötterte, berufen wurde, den alten Fritz für seine Verachtung gegen den deutschen Geist zu züchtigen.

6.

Wie hart die Strafe aber war, so hat sie diesmal dennoch ziemlich gründlich gewirkt. Im letzten Viertel seines Lebens war Friedrich vollkommen von seiner blinden Franzosenliebe geheilt.

Als im Jahre 1773 Thiérot, der eine zeitlang von Paris aus Berichterstatter über die französische Literatur für

Digitized by Google

Friedrich gewesen war, starb, wollten d'Alembert und Voltaire an dessen Stelle La Harpe empfehlen. Friedrich antwortete d'Alambert:

Non, plus je ne veux à Paris
Avoir de courtier litteraire;
Je n'y vois plus des beaux esprits,
Dont nombre d'immortels écrits
En m'instruisant savaient me plaire.

„Er hat unserer Rapsodien satt, und er hat recht", setzte d'Alembert in dem Briefe an Voltaire, worin er diesem anzeigte, daß ihre Empfehlung nichts gefruchtet habe, hinzu.

Bei einer andern Gelegenheit machte Friedrich noch weniger Umstände. Auf das Anstellungsgesuch eines Franzosen schrieb er eigenhändig: „Ich will keine Franzosen mehr, sie sind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Streiche".

Schon während des Streites zwischen Maupertuis und Voltaire schrieb Friedrich einmal (13. Mai 1754) an d'Arget: „Ich habe heute Briefe von Maupertuis und Voltaire erhalten. Sie halten mich Beide für einen Abzugskanal, in welchen sie ihren Schmutz ausgießen. — — Ich danke Gott, daß ich nicht so lebhafte Leidenschaften, wie diese beiden Männer habe, sonst würde ich mein ganzes Leben in Streit zubringen müssen. Das Phlegma unserer guten Deutschen ist geselliger, als der Uebermuth Ihrer Schöngeister. Es ist wahr, daß wir, wie Sie sagen, schwerfällig und träge sind, und daß wir überdies, leider, gesunden Menschenverstand besitzen; aber wenn Sie sich einen Freund wählen sollten, wo würden Sie ihn suchen? Der Witz ist eine Schminke, die nur die Häßlichkeit der Züge deckt. Der minderglänzende gesunde Verstand führt uns, eben seiner Richtigkeit wegen, zur Tugend, und ohne Tugend ist keine dauernde Gesellschaft möglich".

Digitized by Google

Friedrich versuchte während seines Winter-Aufenthaltes in Leipzig 1760—1761 sich den dortigen Vertretern der deutschen Literatur zu nähern. Aber er fand hier in Gottsched die schwerfällige und geistlose Zudringlichkeit und in Gellert die etwas ängstliche deutsche Bescheidenheit. In der Richtung, die Friedrichs Geistesleben einmal genommen hatte, war kein rechtes Verständniß mehr möglich zwischen ihm und den deutschen Bestrebungen.

Zu der Zeit, wo Lessing, Klopstock, Wieland und Göthe ihre Meisterwerke dichteten, und ganz Deutschland dieselben mit Begeisterung aufnahm, im Juli 1775, schrieb Friedrich einmal an Voltaire: „Unsere Deutschen haben die Ambition ihrerseits ebenfalls in den schönen Künsten glänzen, Athen, Rom, Florenz, Paris nahe treten zu wollen. Wie sehr ich auch mein Vaterland liebe, so kann ich doch nicht sagen, daß sie bis jetzt in dieser Beziehung Erfolg gehabt haben. Zwei Dinge fehlen ihnen, die Sprache und der Geschmack. Die Sprache ist zu weitschichtig, und die gute Gesellschaft spricht französisch. — — Bedenken Sie dabei die verschiedenen Mundarten. — — Was den Geschmack anbelangt, so fehlt dieser vor Allem den Deutschen; sie haben ein fehlerhaftes Gemisch des römischen, englischen, französischen, teutonischen Geschmacks. Ihnen fehlt noch jene freie Unterscheidung, die das Gute auffaßt, wo es sich findet, die das Mittelmäßige von dem Vollkommenen, das Edle von dem Erhabenen unterscheidet, und sie am rechten Orte zur rechten Zeit anwendet. — — Ihre besten Schriften sind die über das öffentliche Recht. In Bezug auf die Philosophie, so kümmert sich Niemand mehr um das Genie Leibnitzens und die dicke Monade Wolf's. Auch glauben sie auf der Bühne Erfolg zu haben; aber bis jetzt ist nichts Vollkommenes erschienen. Deutschland steht heute da, wo Frankreich unter

Digitized by Google

Franz I. gestanden hat. Der Geschmack an der Literatur beginnt sich auszubreiten. Man muß abwarten, daß die Natur wirkliche Genies erzeuge, wie unter den Ministern Richelieu und Mazarin. Der Boden aber, der einen Leibnitz erzeugt hat, kann einen zweiten hervorbringen. Ich werde diese schönen Tage meines Vaterlandes nicht erleben, aber ich sehe ihre Möglichkeit voraus."

Voltaire antwortet auf diese Ergießung Friedrichs: „Es scheint mir, als beurtheilten Sie Deutschland ganz richtig; — und diese Menge von Wörtern, die in eine Phrase hineingehen, und diese Masse von Silben, die ein Wort bilden, und dieser Geschmack, der nicht besser ist als die Sprache! — Die Deutschen stehen beim Sonnenaufgang; es würde heller Mittag bei ihnen sein, wenn Sie gewürdigt hätten, deutsche Verse zu machen!"

Fünf Jahre später sprach sich Friedrich schon ganz anders aus, als er 1780 eine eigne Abhandlung „über die deutsche Literatur" schrieb, welche in der That nichts Andres ist, als eine Art verschleierter Selbstvertheidigung seines Benehmens der deutschen Literatur gegenüber. „Erst seit Kurzem", sagt er hier, „haben die gebildeten Männer den Muth gewonnen, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und erröthen nicht mehr, — Deutsche zu sein". — „Unsere Fortschritte werden ganz besonders dadurch aufgehalten, daß an den meisten Höfen eine fremde Sprache gesprochen wurde. Unter der Regierung des Kaisers Joseph sprach man in Wien nur italienisch; unter Karl IV. spanisch; am Hofe Franz I., der ein Lothringer war, sprach man geläufiger französisch als deutsch. Ebenso war es an den kurfürstlichen Höfen". Friedrich tröstete sich mit Frankreich, wo ebenfalls unter Franz I., Karl IX., Heinrich VII. mehr italienisch und spanisch als französisch gesprochen worden, bis Ludwig XIV.

Digitized by Google

der französischen Sprache und Literatur ihre Herrschaft in Frankreich und bald in ganz Europa gesichert habe. — „Deutschland wird nicht zurückbleiben. Immer haben die, welche zuletzt kommen, ihre Vorgänger übertroffen; dies kann bei uns schneller geschehen als man glaubt, wenn die Fürsten Geschmack an den Wissenschaften gewinnen und diejenigen, die sich damit beschäftigen, aufmuntern, sie loben und belohnen. Sobald wir Medizeer haben, werden wir Talente hervortreten sehen. Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; Jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu bilden; unsere Nachbarn werden deutsch lernen; an den Höfen wird man es mit Stolz sprechen; und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, sich durch die Achtung für unsere guten Schriftsteller von einem Ende Europas zum andern verbreiten wird. — Diese schönen Tage unserer Literatur nähern sich; ich kündige sie Euch an; sie beginnen bereits; ich werde sie nicht mehr voll sehen. Wie Moses sehe ich von ferne das gelobte Land, das ich nicht betreten werde."

7.

Friedrich, wenn er am Ende seiner Laufbahn dieselbe von neuem anzufangen gehabt hätte, würde deutsch gesprochen, geschrieben und Deutsche an seinen Hof gezogen haben. Man kann darüber streiten; gewiß aber ist, daß, wenn Friedrich dem deutschen Genius den Rücken kehrte, dieser ihn nicht einen Augenblick aus dem Auge verlor; im Gegentheile auf Alles achtete, was Friedrich that, und sich an seinem Wesen stärkte und erhob. Das deutsche Volk, alle denkenden Geister wurden angeregt zu Thaten und Werken durch die Thaten und Werke Friedrichs.

Das deutsche Reich und Kaiserthum spukten nur noch

Digitized by Google

in wunderlichen und meist sogar lächerlichen Gespenstern. Das Reichsgericht war nur noch merkwürdig durch seine Perücken und seine nie endenden Processe; die Reichsarmee wurde überall zum Gespötte der Welt; die Kaiser selbst lachten über die Rolle, die sie in ihren heiligsten und feierlichsten Thathandlungen spielten. Als Franz I. bei seiner Krönung, „in seiner seltsamen Verkleidung aus dem Dom zurückgekommen", sich seiner Gattin Maria Thersia so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen darstellte, hob er wie zum Scherz beide Hände, und zeigte ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuhe, worüber Maria Theresia in ein unendliches Lachen ausbrach, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung diente *).

Joseph II. glich in seinem Pompanzuge als römischer König, mit der Krone, die einst Karl d. Gr. getragen haben sollte, und die weit über den kleinen Kopf Josephs hinausreichte, in seinem Hermelinmantel, der ihn erdrückte, einer Puppe, die in den Kleidern eines ausgewachsenen Mannes einhergeht, so daß auch er überall, wo er bei der Krönung vorbeikam, das Staunen und das Lachen der Zuschauer erregte. Ihm selbst war sicher dabei unbehaglicher zu Muthe als den lachenden Zuschauern.

Oesterreich theilte das Geschick des Kaiserthums; es war weder geachtet noch gefürchtet, und die Siege des „Markgrafen von Brandenburg" über das Kaiserhaus ließen die öffentliche Meinung der Welt als vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Friedrichs Stöße rüttelten ganz Deutschland auf; und selbst Oesterreich, wie hart es auch getroffen wurde, nahm Theil an dieser Wiederbelebung deutschen Wesens,

*) Göthe: „Aus meinem Leben." II. Bd. 5. Buch.

Digitized by Google

das von Friedrich ausging. Die Thaten Friedrichs weckten die schlummernde Thatkraft des ganzen deutschen Volkes, und in dieser Wiedererweckung zur That wurzeln vielfach auch die geistigen Schöpfungen, die sehr bald dem siebenjährigen Kriege überall folgten.

8.

Wie tiefgreifend diese Anregung war, ist nirgends klarer angedeutet, als in der Selbstschilderung der eigenen geistigen Entwickelung des größten Dichters der deutschen Nation, des größten überhaupt, den die Neuzeit aufzuweisen hat In seiner Lebensbeschreibung sagt Göthe*): „Kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweite, König von Preußen, war mit 60,000 Mann in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, — wie man sagte, von ihm selbst verfaßt, — welches die Ursachen enthielt, die ihn zu einem solchen ungeheuern Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwei Parteien, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen."

„Mein Großvater, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungs-Himmel getragen, und von der Kaiserin eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite. Mein Vater, von Karl dem Siebenten zum kaiserlichen Rath ernannt, und an dem

*) Seite 329, Bd. 3. der Pariser Ausgabe.

Digitized by Google

Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte sich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unsere Zusammenkünfte, die man seit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgesetzt hatte, gestört. Die unter Verschwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erst eine Form, in der sie sich aussprechen konnten. Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu löschen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun freuten wir uns ungestört zu Hause der preußischen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Ueberrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen waren für unsere Partei eben so viele Triumphe. Alles, was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geleugnet oder verkleinert, und da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julie."

„Und so war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten."

Digitized by Google

An einer andern Stelle fährt Göthe fort*): „Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde deſſenungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieſes war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherſtellungen folgten auf einander, verſchlangen ſich und ſchienen ſich aufzuheben; immer aber ſchwebte die Geſtalt Friedrichs, ſein Name, ſein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthuſiasmus ſeiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß ſeiner Feinde bitterer.“

Bei Gelegenheit der Krönung Joſephs II. zum römiſchen Könige zeigte ſich, wie allgemein die Wirkung geweſen war. Der Vertreter Friedrichs II., der Baron von Plotho, hatte zu Regensburg den Notarius Aprill, der ihm die gegen ſeinen König erlaſſene Achtserklärung, von einigen Zeugen begleitet, zu inſinuiren gedachte, mit der lakoniſchen Gegenrede: „Was? Er inſinuiren?“ die Treppe hinuntergeworfen. Um dieſer That willen liebten ihn die Frankfurter, die Söhne der Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer öſterreichiſchen Hauſes. „Aller Augen,“ ſagt Göthe, die Krönungsfeierlichkeiten ſchildernd, „waren auf — den Grafen Plotho — gerichtet, beſonders wo er ausſtieg. Es entſtand jederzeit eine Art von frohem Ziſcheln, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt, ihm Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch ſtand der König, und alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunſt der Menge, unter der ſich außer den Frankfurtern ſchon Deutſche aus allen Gegenden befanden.“ — — —

Bei der Krönungsfeierlichkeit ſelbſt ſpricht Göthe noch einmal von Plotho und ſagt: „Im Betragen unterſchied

*) S. 337. a. a. O.

Digitized by Google

sich auch hier der Gesandte von Plotho wieder vor allen andern. Er zeigte sich lebhaft und munter, und schien vor der ganzen Ceremonie nicht sonderlichen Respekt zu haben. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich auf's Pferd schwingen konnte, und er deshalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich denn sehr behend hinaufschwang und von uns abermals als ein würdiger Abgesandter Friedrich's des Zweiten bewundert wurde."

9.

An einer andern Stelle seiner Lebensbeschreibung schildert Göthe einläßlich den Einfluß, den Friedrichs Wesen und seine Thaten auf die neuere Literatur und die Dichter Deutschlands ausgeübt haben. Er sagt *): „Der erste, wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopoe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist."

*) S. 398 u. 399. a. a. O.

Digitized by Google

„Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deßwegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt."

„Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth."

„Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst. Man wird zwar nicht leugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunsttalent, durch Behandlung aus Allem Alles machen und den widerspenstigsten Stoff bezwingen könne. Genau besehen entsteht aber alsdann immer mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk, welches auf einem würdigen Gegenstande ruhen soll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geschick, Mühe und Fleiß die Würde des Stoffes nur desto glücklicher und herrlicher entgegenbringe."

„Die Preußen, und mit ihnen das protestantische Deutschland, gewannen also für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriff, den die preußischen Schriftsteller von ihrem König hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Na-

Digitized by Google

tion und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that Alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen: denn wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabriksachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volke, statt fremder vortrefflicher Waaren, sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht Alles geschwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen."

„Eines Werks aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt, muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temporärem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu brechende Wirkung that: Minna von Barnhelm. Lessing, der, im Gegensatze von Klopstock und Gleim, die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zersteuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere

Digitized by Google

ſtets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und ſo hatte er ſich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt. Dieſe Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete."

„Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sachſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt."

Der größte franzöſiſche Dichter der Zeit war berufen worden, den deutſchen Geiſt an Friedrich zu rächen; der größte Dichter Deutſchlands fühlte ſich getrieben, den deutſchen Geiſt mit Friedrich wieder auszuſöhnen. Die einfachen Erzählungen Göthe's über die Eindrücke, welche Friedrichs Thaten in ſeinem Herzen zurückließen, ſind das ſchönſte Denkmal, das dem alten Fritz geſetzt worden iſt, und um ſo ſchöner, als dieſem abſichtloſen Denkmale nicht eine Spur von dem demüthigen Götzendienſte anklebt, der ſo viele große Denkmäler der Fürſten und Heroen entwürdigt.

Digitized by Google

10.

Und nun, lieber Leser, hoffe ich, daß dir der Weg von Potsdam bis Sans-souci nicht allzu lang vorgekommen sein wird. Mit jedem Schritte auf dem Wege zum Schlosse, das er gebaut und bewohnt hat, belebten sich meine Erinnerungen an den großen König. Ich sah ihn im Geiste stets zwischen dem Franzosenthum, das ihn so lange gefesselt hielt, und dem Deutschthum, das endlich, freilich immer noch ohne sich seiner vollkommen zu bemeistern, in ihm selbst den Sieg davon trug; ich sah ihn zwischen Voltaire und Göthe; und ich denke mir, daß er zwischen diesen Beiden — Voltaire, von seinen Gnaden erdrückt, ihn mit seiner giftigen Schlangenverläumdung besudelnd — und Göthe, von ihm verkannt und dennoch ihm in Liebe und Hochachtung die Palme reichend — vollkommen am rechten Platze und in dem rechten Lichte erscheint. Fürwahr, so dargestellt, möchte ein Monument für Friedrich herauskommen, das am Ende mehr geistigen Werth haben würde, als die Soldatenpyramide unter den Linden, die — wie verdienstvoll das Werk in seiner Art auch sein mag — dennoch an die Kunstwerke erinnert, die wir Kinder aufzustellen wußten, als der Christbaum zum erstenmale uns zu Feldherrn über große Schachteln von bleiernen Soldaten zu Pferd und zu Fuß gemacht hatte.

Die welthistorische „Windmühle" von Sans-souci rief uns aus unsern Träumen. Sie fällt in der That fast mehr in die Augen als das einstöckige Schloß, das seinem Umfange nach der Villa eines Rothschilds bei Frankfurt oder Paris kaum nahe kommen wird *). — Von der Windmühle führt ein kurzer Weg zum Schlosse hinauf, vor dem ein Halb-

*) Das Schloß ist nur 42 Fuß tief und 28 Fuß hoch.

Digitized by Google

kreis bedeckter Colonaden von 88 korinthiſchen Säulen den erſten größern Eindruck beabſichtigt. Wenn man in dieſen Colonaden ſteht und den Blick in die Gegend wirft, hat man Sans-souci hinter, und einen „Ruinenberg“ vor ſich. Das war der Geſchmack der Zeit; eine römiſche Säulenruine galt für die ſchönſte Ausſicht; und ſo wurde hier eine junge Ruine als Schönheitspflästerchen in die grüne Landſchaft hineingelegt. Wer weiß aber, ob nicht ein höherer Gedanke dabei mit im Spiele war. Das „Memento mori!“ eines Kirchhofes hat ſchon manchen Philoſophen zur Niederlaſſung in die Nähe eines ſolchen veranlaßt. Vielleicht hat ſich auch Friedrich etwas dabei gedacht, wenn er aus den Fenſtern ſeines Sans-souci den Blick auf Ruinen richtete. Wurde doch Sans-souci gebaut gleich nach dem erſten ſchleſiſchen Kriege 1744, aus welchem Friedrich noch mit zerriſſenem Herzen ob des Unheils, das der Krieg verbreitet, heimkehrte. Dann wäre freilich dieſer „Ruinenberg“ mehr als ein — Zopf der Zeit, in der er entſtanden.

Das erſte Zimmer, in welches uns die Frau Kaſtellan führte, war der Audienzſaal. Er ſoll vollkommen in dem Zuſtande ſein, wie zu Friedrichs Zeiten. Ich werde ihn nicht beſchreiben; denn mir iſt von all den Bildern und Bilderchen, die an den Wänden hängen, nur der Eindruck geblieben, daß „dieſe Mädchen, beim Liebesbriefſchreiben von einem Alten belauſcht“, dieſer „Ball von Watteau“, dieſe „Gärtner und Gärtnerin von Rone“, und wie ſie alle heißen, einen ſo beſcheidenen Geſchmack als möglich verrathen. Ein franzöſiſcher Bankier in einer Provinzſtadt, ein holländiſcher Krämer dürften heute ſchönere Bilder in ihrem Salon haben, als die, welche den großen Fritz hier umgaben. Nur ein paar Bildchen laſſen ahnen, daß man in Friedrichs Audienzſaal iſt, und zwar ein Portrait der

Digitized by Google

Tänzerin, Mad. Denis, und eines der Pompadour. Erstere war die Nichte Voltaire's und ihr Portrait erinnert an diesen; denn Voltaire sprach oft und viel von ihr, und sie war mit in Frankfurt, während Voltaire hier gezwungen wurde, die Manuscripte Friedrichs herauszugeben; als Voltaire sich später alle Mühe gab, von Friedrich eine öffentliche Genugthuung zu erlangen, forderte er dieselbe zuletzt fast noch dringender im Namen der Mad. Denis als in seinem eigenen, bis Friedrich auch diesen Sturm auf seine Ritterlichkeit mit Ungeduld abwies. Er wußte zu gut, daß Voltaire seine Gedichte benutzt hatte, um die Coalition, die zum siebenjährigen Kriege führte, möglich zu machen.

Das Portrait der Pompadour aber bekundet, daß der große Fritz nach dem siebenjährigen Kriege, den ihm die Pompadour auf den Leib gehetzt, es für klug hielt, diese gefährliche Gegnerin nicht mehr zu reizen. Vor dem siebenjährigen Kriege wies Friedrich stolz den Versuch der Pompadour, sich ihm zu nähern, zurück, während Maria Theresia sie in einem offiziellen Schreiben als „soeur" begrüßte. Die Rache, welche die Pompadour dafür an Friedrich nahm, war so schwer und hart, daß dieser nach dem siebenjährigen Kriege das Portrait der Pompadour in Sans-souci aufstellen ließ — wie eine Art Blitzableiter gegen die gefährliche Macht dieser launenkecksten aller Herrscherinnen, welche Frankreichs Könige je — unter dem Pantoffel gehabt haben. — —

Aus dem Audienzsaal kommt man in den Marmorsaal. Er hat schon mehr ein königliches Ansehen. In Form eines Eirunds tragen sechszehn weiße Marmorsäulen das Hauptgesims, das mit Gruppen von Genien, die Künste und Wissenschaften in Marmor darstellend, verziert ist. Ein Apollo, die Werke des Lucrez in der Hand haltend, und

Digitized by Google

noch mehr eine Venus Urania, zu deren Füßen eine Statue Karls XII. steht, erinnern lebendiger als sonst Alles in diesem Zimmer an Friedrich den Großen. Lucrez war einer der Lieblingsdichter Friedrichs; der Zug, daß Friedrich Karl XII., der als ein Verächter des weiblichen Geschlechts bekannt war, der Venus Urania zu Füßen legte, erinnert an die neckende Laune Friedrichs.

Im nächsten Zimmer, dem Conzertsaale, weckt Alles das Andenken an den alten Fritz. Dort, jenes einfache Notenpult war das seinige. Vor ihm stand er, die Flöte blasend, in Angst, den Zorn seines Vaters zu wecken; vor diesem Pulte stand er am Vorabende einer Schlacht oder heimkehrend aus seinen furchtbaren Feldzügen; und wieder mag er oft tiefbetrübt vor demselben stehen geblieben sein, nachdem er, alt und zahnlos, freudenleer und freundeverlassen, in den letzten Jahren seines Lebens auch des Genusses der Musik entbehren mußte.

Ringsum an den Wänden des Saales sind mythologische Scenen, von Pesne gemalt, in welchen die Tänzerin Barbarini bald als Venus, bald als Diana, bald als Nymphe, bald als Genius so reizend dargestellt ist, wie Pesne dazu nur im Stande war, und die Barbarini dazu den Stoff bot. Daß Friedrich diese Tänzerin geliebt, wer will wagen, dies zu behaupten? — Daß er sie „gerne gesehen", steht hier in zehn Bildern für alle Zukunft angemalt.

Auf dem Tische dort jene Uhr, — die an und für sich so unbedeutend, wie sie heute selten genug in den Zimmern des wohlhabendern Mittelstandes vorkommen würden, — zeigt die Minute, in der Friedrich starb. Sie war abgelaufen, als sein Athem aufhörte, und steht heute wie damals auf zwanzig Minuten nach 3 Uhr. Aber sie zeigt auch jenen

Digitized by Google

römischen Kaiser, der, so oft er einen Tag nichts Gutes gethan, ausrief: „Diem perdidi!“ Das war es, warum Friedrich diese, an und für sich unbedeutende, Uhr auf seinen Arbeitstisch stellen ließ. — Wie viel Tage er wohl verloren haben mag!

11.

In dem Wohn- und Sterbezimmer Friedrichs ist es vor allem jener breite Polsterstuhl dort, vor dem der Wanderer gefesselt stehen bleibt. Der Stuhl stammt noch vom großen Kurfürsten; Friedrich ließ ihn erst in der letzten Zeit aus einer Möbelkammer, in welcher er vergessen stand, herausnehmen und in sein Arbeitszimmer bringen. Der Ueberzug war zerrissen; er sollte von neuem überzogen werden; aber das dauerte dem alten Fritz zu lange; er ließ ihn holen, wie er war, ohne Ueberzug, und benutzte ihn — zum Sterbelager. Jene schmutzigen Flecken dort sind Blutspuren von einem Aderlaß, während der letzten Krankheit Friedrichs.

Es wird Alles lebendig um dich, lieber Leser, wenn du eine Weile vor diesem Stuhle stehst. Dort sitzt er, der gebrochene Held. Du siehst wie er, krank und elend, fast sterbend, noch seine Minister — die meist nichts als Bureauchefs waren — anhört, und bis zum letzten Athemzuge über die Angelegenheiten seiner Unterthanen entscheidet. Er hat redlich ausgehalten, ist sich selbst treu geblieben und war bis zur Sterbestunde — der „erste Diener des Staats“.

Wenn die Geschäfte abgethan, wurde es vollkommen einsam um den alten König. Die Franzosen hatten ihn verlassen oder er sie weggeschickt; die Deutschen verstand er nicht recht mehr; es lag die Bevorzugung der Fremden zwischen ihm und seinem Volke. So wurde er in der That

Digitized by Google

zu einem Einsiedler, dem zuletzt fast nur noch die Liebkosungen seiner Hunde treu geblieben waren. Er hatte sein Volk, die Deutschen, von sich ferne gehalten; er wurde so schwer als möglich dafür in seinen letzten Tagen gestraft.

Außer den Ministern, dem Hoflakaien und seinen Hunden sind es nur Fremde, die in seinen letzten Tagen ihm nahe treten. Zwei von diesen, Zimmermann und Mirabeau, haben über ihre Unterhaltungen mit Friedrich Berichte herausgegeben, die klarer, als was sonst über Friedrichs letzte Tage gesagt worden, die Oede, die ihn umgab, schildern.

Zimmermann, der Berner, der eine zeitlang sich als Philosoph einen Namen zu machen wußte, der ein guter „Hofarzt" gewesen sein mag, erscheint Friedrich gegenüber in dem Lichte eines eiteln Schmeichlers. Die berliner Aerzte wurden entlassen, weil sie deutsch und bieder den König als krank behandelten und ihm Gesetze in Bezug auf seine Lebensweise vorschreiben wollten, worauf Friedrich, bei seiner Lebensweise ganz besonders seiner Laune folgend, sich einbildete, daß sie seine Krankheit nicht recht beurtheilten. Dann ließ er sich den „Philosophen" und Arzt Zimmermann, der „über die Einsamkeit" so manches tiefe Wort geschrieben hatte, kommen. Die Folgen der „Einsamkeit" hätte Zimmermann gewiß sonst nirgends so tief wirkend beobachten können als bei Friedrich. Aber der Arzt wie der Philosoph verloren dem alten Könige gegenüber alle Haltung. Zimmermann selbst beschreibt, bis zu welcher Stufe dies der Fall war.

Es ist gewiß mehr als Zufall, daß so auch der letzte Arzt, auf den Friedrich Hoffnungen, die sobald scheitern sollten, gesetzt hat, — ein Fremder war, wodurch die Seeleneinsamkeit Friedrichs noch vermehrt wurde. Zimmermann glaubte das Mittel gegen Friedrichs Krankheit, die Wasser-

Digitized by Google

ſucht, in der Blüte des Löwenzahns gefunden zu haben, in jener Waldblume, die an den Löwen nur durch den Namen erinnert, und ihre Zähne nur als ſanfte weiße Ränder ihres großen blutrothen Mundes uns entgegenſtreckt. Zimmermann führt mit wohlgefälliger Selbſtzufriedenheit an, wie er dem Könige geſagt: „Wunder habe ich noch nie gethan und glaube auch an keine, — als an — diejenigen, die Ew. Majeſtät im ſiebenjährigen Kriege thaten.“ Ein andermal war dem König das Zimmer zu dunkel, er verlangte, daß man die Gardine wegziehe, und ſagte: „Ich habe immer das Licht geliebt,“ worauf der Arzt erwiederte: „Auch haben Ew. Majeſtät ſtets Licht um ſich verbreitet.“ — Einſt ſagte ihm Friedrich: „Die Ueberſicht einer großen und verwickelten Sache iſt doch äußerſt ſchwer;“ und der Schweizer, der ſonſt mit ſeinem Republikanismus dem Könige gegenüber gern coquettirte, antwortete: „Die Kunſt hat von Anbeginn der Welt Niemand beſſer verſtanden als Ew. Majeſtät.“ Als der König des Löwenzahns ſatt hatte und dieſen nicht weiter nehmen wollte, wurde der Doctor pathetiſch und ſprach: „Machen Ew. Majeſtät es mit mir, wie Alexander mit ſeinem Arzte, von dem man ſagte, er wolle ihn vergiften. Trinken Ew. Majeſtät dieſes Gift (den Löwenzahn nämlich) in meiner Gegenwart, und ſehen mir dabei ſcharf ins Geſicht, Sie werden erfahren, daß ich ebenſowenig aus meiner Faſſung komme, wie der Arzt des großen Alexander.“ Und ſelbſtgefällig ſetzt der Doctor-Höfling hinzu: „Die kleine Rakete ſchien bei dem Könige mehr zu wirken, als alle mediciniſchen Raiſonnements.“ Dem Könige aber offen zu ſagen, was Zimmermann offen ſpäter erzählte, daß Diätfehler die Krankheit förderten und daß hier vor Allem eine Aenderung eintreten müſſe — dazu hatte der geiſtreiche Höfling nicht den Muth.

Digitized by Google

Die deutschen Aerzte — Frese von Potsdam, Sell von Berlin — hatten schlicht und einfach den König zu heilen oder wenigstens seine Schmerzen zu lindern gesucht; der Schweizer wußte sich wochenlang mit seinem Feuerwerk der kleinen Schmeicheleien, mit seinen „Raketen" und seinem unschuldigen Ammenmittelchen bei dem Könige in Gunst zu erhalten. Zuletzt aber sah der kluge Friedrich auch ihm gegenüber klar, und schickte ihn, reich beschenkt und mit freundlichen Worten in Gnaden entlassen, nach Hause; was Herrn Zimmermann nicht verhinderte, der Schwester des Königs, der verwittweten Herzogin von Braunschweig, mitzutheilen, welche große Dienste er dem kranken Könige geleistet habe, worauf Friedrich, als er dies erfuhr, seiner Schwester schrieb: „Der Arzt von Hannover hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen, meine gute Schwester; aber die Wahrheit ist, quil m'a été inutile."

Das war einer der letzten Fremden, die dem großen Friedrich dienten; „il m'a été inutile," — das letzte Wort, das er über den letzten seiner dienenden Courmacher aussprach.

12.

Vor jenen Lehnstuhl dort, in welchem der kranke König, der gebrochene Held, der Einsiedler, den ganz Deutschland hochachtete und verehrte, besprach und besang, der „alte Fritz", verlassen und allein lag und mitunter seine Hunde an sich heranlockte, um ihnen zu schmeicheln, — trat auch Mirabeau. Und es ist vom höchsten Interesse, diese beiden mächtigen Geister zu beobachten, wie sich ihre Bahnen — zu Ende der des Einen und beim Anfange der des Andern — kreuzen.

Welche Gegensätze auch zwischen Friedrich II und Mi-

Digitized by Google

rabeau obwalteten, eben ſoviel innere Berührungspunkte lagen doch in ihrer Anſchauungsweiſe und ihrem Charakter. Wie Friedrichs ganze Lebensrichtung aus ſeinem Widerſpruche gegen die Tyrannei ſeines Vaters hervorgegangen war, ſo hatte Mirabeau in einem ähnlichen Verhältniſſe zu ſeinem Vater die Kraft ſeiner Seele geſtählt; wie Friedrichs Vater auf dem Punkte geweſen war, ſeinen eigenen Sohn dem Richtſchwerte des Henkers zu überliefern, ſo verfolgte Mirabeau's Vater ſeinen Sohn mit der Baſtille, mit der Verbannung, mit der Todesdrohung.

Nach wilden Stürmen, durch ſeine Leidenſchaften aufgeregt, kam der Graf Mirabeau halbwegs verbannt, halbwegs als freiwilliger Flüchtling, von Allem entblößt, nur auf ſein Talent, ſeine Willenskraft angewieſen, in Berlin an, entſchloſſen, ſeinem Vater, ſeinen Feinden und ſeinen Freunden zu zeigen, daß er des Titels und des Reichthums nicht bedürfe, um ſich geltend zu machen. Er war nicht mehr unbekannt; ſeine ſturmreichen Erlebniſſe hatten ihm einen Namen gemacht; ſeine Werke: Essaie sur le despotisme und Essaie sur les lettres de cachet et les prisons d'état, ihn als einen der beredteſten Gegner des Despotismus, als einen der glühendſten Freunde der Freiheit bezeichnet. Er kam nach Berlin, um als Schriftſteller, faſt als Journaliſt, neuen Stoff für ſeine literariſchen Studien und Arbeiten zu ſuchen, und dabei wo möglich eine Stellung, einen Wirkungskreis für die in ihm ſprudelnde Kraft zu finden.

Daß er ſich vor Allem zu Friedrich hingezogen fühlte, lag in der Natur der Dinge. So war denn auch faſt der erſte Schritt, den er in Berlin that, dazu verwendet, ſich eine Audienz bei Friedrich zu erbitten, welche dieſer ihm zu Potzdam ſchon ſechs Tage nach ſeiner Ankunft in Berlin (25. Januar

Digitized by Google

1786) gewährte. Mirabeau selbst hat in einem Briefe an einen Freund den Eindruck, den des grauen Helden Erscheinung auf ihn gemacht hat, beschrieben. „Ich war eine Stunde weniger ein paar Minuten mit dem Könige, der in seinem Fauteuil lag; denn der Spaziergang des Morgens hatte ihn ermüdet; er hatte denselben so reißend schnelle gemacht, daß zwei Pferde seines Gespannes dabei zu Grunde gingen. Es ist unmöglich, sich einen frischern Kopf, sich eine freundlichere Unterhaltung zu denken; aber es war mir dabei nicht ganz behaglich zu Muthe. Seine große Athemnoth drückte mich mehr, wie ihn. Der Anblick der Leiden eines großen Mannes ist ein sehr betrübendes Schauspiel. Friedrichs Unwohlsein ist der Art — und meine Bewegung war so groß — daß ich mich scheute, in's Einzelne der Gegenstände, die berührt wurden, einzugehen, und daß ich mit Gewissenhaftigkeit Alles vermied, was eine Unterhaltung hätte verlängern können, die zu jeder andern Zeit mein Glück gemacht haben würde. Sie verstehen dies Gefühl — und was liegt daran, wenn Wenige es verstehen? Uebrigens wird dieser außerordentliche Mensch bis zu seinem Ende regieren, und die Sonne wird dies Ende hinausschieben. Ich verlasse diesen Abend Potsdam, nachdem ich Gärten, Vergoldungen die Menge, ein paar schöne Gemälde, ein paar Höflinge gesehen. In dieser langen Revue hat mich nichts so angeregt, als dieser Mann, der sich so hoch über den Rang erhoben hat, in den das Geschick ihn gestellt, nachdem es ihn ganz besonders gemacht hatte, um denselben auszufüllen. — — Sagen Sie Dohm, daß wir tüchtig von den Juden und der Toleranz gesprochen haben. Ich rathe den Fanatikern nicht sich hier breit zu machen" *).

*) Mémoires de Mirabeau. Paris chez Guyos. 1834. Bd. IV. p. 296.

Digitized by Google

Was sonst in dieser Zusammenkunft verhandelt wurde, ist unbekannt. Nur noch ein Wort, das Mirabeau mit Friedrich gewechselt, bespricht jener gelegentlich. Er sagt, wie er Eines Tages es bei Friedrich beklagt habe, daß er der deutschen Literatur so wenig Theilnahme bewiesen. „Weswegen war der Cäsar der Deutschen nicht auch ihr Augustus? Weswegen hat Friedrich es nicht seiner würdig geachtet, Theil zu nehmen an dem Ruhme, die literarische Revolution, die zu seiner Zeit stattfand, sie zu fördern, sie zu befruchten mit dem Feuer seines Genius, seiner Macht?" — „Aber", antwortete damals Friedrich, „was hätte ich zum Besten der deutschen Literatur thun können, das mehr werth gewesen, und ihr mehr genützt hätte, als daß ich mich gar nicht um sie kümmerte, ihre Bücher gar nicht las?"*).

Mirabeau wäre gerne in Berlin geblieben, um hier eine Thätigkeit zu finden. Als Friedrich ihm während der oben beschriebenen Audienz sagte, er habe gehört, daß er nach Petersburg gehen wolle, verneinte Mirabeau dies. An demselben Tage aber schrieb er Friedrich noch, daß es wirklich seine Absicht sei, nach Petersburg zu gehen, und er es ihm nur nicht gesagt habe, weil sie nicht allein mit einander gewesen, und er das Geheimniß für seine Plane nöthig halte. Aber er setzt hinzu: „Sicher würde ich bei dieser kaum angelegten Nation, in diesen wilden Gegenden keine Beschäftigung für mich gesucht haben, wenn es mir nicht geschienen hätte, als wäre Ihre Regierung zu vollständig organisirt, um mir Hoffnung machen zu können, Ihrer Majestät nützlich werden zu können. Ihnen zu dienen, und nicht müßig in Ihren Akademien zu sitzen, würde

*) Mirabeau de la monarchie Prussienne I. 206. Paris 1788.

Digitized by Google

ohne Zweifel mein höchstes Streben gewesen sein.“ Das war klar genug gesprochen. Aber Friedrich hatte keinen Platz mehr in seinem Herzen, und noch viel weniger einen in seinem Cabinet — für Franzosen. Er lehnte Mirabeau's Anerbieten mit der freundlichsten Versicherung der innigsten Theilnahme und Hochachtung ab.

13.

Mirabeau verließ den alten Fritz unter dem Eindrucke, daß er „dem erstaunenswerthesten Manne gegenüber gestanden, der je ein Scepter getragen“ *), und er legte diese Ueberzeugung in seinem Werke „über die preußische Monarchie“ auf jedem Blatte nieder.

Voltaire sagt irgendwo, daß Friedrich seinen Staat wie ein Abt sein Kloster regiert habe. Friedrich war in der That die Seele seines Staates, und er durfte ganz anders wie einst Ludwig XIV. sagen: „Preußen, das bin ich!“ Mirabeau war in den Ansichten der unbedingten Selbstregierung der Völker, wie sie mit Adam Smith in England die Staatswissenschaft und auch den Staat zu durchdringen angefangen hatten, und wie sie in Frankreich sich nach und nach immer mehr geltend machten und zur Revolution trieben, großgezogen worden. Schärfere Gegensätze, wie Mirabeau und Friedrich, waren daher in dieser Beziehung schwer zu finden. Und diese Gegensätze treten in dem Werke Mirabeau's sehr lebendig an den Tag. Von seinem Standpunkte aus legt Mirabeau die Kritik an alle Schöpfungen Friedrichs, und wenige halten die Probe vollkommen aus. Auf das Tiefste durchdrungen von der oft so großartigen, wohlthuenden und anregenden Thätigkeit Friedrichs, zeigt Mirabeau auf Schritt und Tritt, wie diese Thätigkeit ebenso oft Ein-

*) Vorrede zu seinem Werke: de la Monarchie Prussienne.

Digitized by Google

griffe in das naturgemäße Leben, die selbstständige Entwickelung der Nation waren. Alle Monopole, die Friedrich geschaffen, die Seiden-, die Porzellaninduſtrie, werden als lebensunfähige Krüppel bezeichnet; die Schutzprämien als Krebsſchäden der Induſtrie verdammt; die Fluß-, Kanal-, Wegezölle als eben ſo viele Hemmſchuhe der Induſtrie und des Handels verurtheilt; das ganze Steuerweſen als unhaltbar umgeſtoßen. Der Gedanke der Freiheit für alle und jede Lebensthätigkeit des Volkes tritt überall dem Streben der Ueberwachung, Bevormundung oder ſelbſt Unterdrückung jeder freien Lebensthätigkeit gegenüber. Das Werk Mirabeau's über Preußen iſt gerade durch den Gegenſatz, in welchem er Preußen beleuchtet, die merkwürdigſte und hellſte Darſtellung der Monarchie Friedrichs des Großen, die es geben kann. Es iſt natürlich, daß die Schmeichelei der Höflinge daſſelbe verurtheilen mußte; es iſt zu bedauern, daß die nationale Eitelkeit ſich noch ſpät durch die geiſtvolle Kritik Mirabeau's verletzt fühlte. Wohlthuend dagegen iſt, zu ſehen, daß ein Mann wie Dohm in ſeinen „Denkwürdigkeiten" ſowohl dem Streben wie dem tiefen Blicke Mirabeau's alle Achtung zollt. Mit Verwunderung erzählt er, wie dies achtbändige Werk Mirabeau's (und ſeines Freundes und Gehülfen Mavillon), kaum in eben ſo vielen Monaten entſtanden, dennoch „Dinge und Menſchen der Wahrheit gemäß ſchildert," und „eine ſolche Menge wichtiger und genau beſtimmter Kenntniſſe über Preußens Staatseinrichtungen, ſowie über andere deutſche Lande zuſammen, bekundet, wie ſie mancher langjährige Staatsdiener im eignen Fache" — für Dohm das non plus ultra — „nicht hatte" *).

*) Dohm, „Denkwürdigkeiten meiner Zeit." Hannover 1819. V. 401. 408.

Digitized by Google

Der gehäſſige Tadel vieler Preußen gegen Mirabeau iſt aber um ſo weniger zu rechtfertigen, als dieſer, trotz allen Tadels, vollkommen von dem Geiſte beherrſcht iſt, der in Friedrichs Schöpfung, der in ſeinem Preußen lebte. Mirabeau nennt Preußen einfach das „Palladium der deutſchen Freiheit.“ Und ruft aus: „Ihr Bürger Deutſchlands, welchen Ranges Ihr ſeid, verſchmäht nicht einen Fremden zu hören, der Euch verehrt, weil Ihr eine große, weiſe, aufgeklärte Nation bildet, weniger verdorben als die meiſten andern, und eben ſo ſehr durch Euern Charakter als glücklicherweiſe auch durch Eure Verfaſſung außer Stand, Europa zu unterjochen, oder ſelbſt nur zu verletzen. Sehet in der Standarte des Hauſes Brandenburg ſtets die Fahne Eurer Freiheit; ſchließt Euch ſeiner Macht an, unterſtützet ſie, fördert ihre billige Vergrößerung; freut Euch ihrer Erfolge; verhindert, ſo viel es an Euch iſt, daß ſie in Irrthümer verfalle; dieſe ſind tödtlich für dieſelbe; denn ſie hat keine andere feſte Grundlage als ihre Staatsklugheit. Bewunderer des großen Königs, dem das Haus Brandenburg mehr als irgend einem andern ſeine Macht dankt, würde ich dem ſchönen Baue, den er, wenn auch auf zu ſchwacher Grundlage, aufgeführt hat, das höchſte Intereſſe ſchenken, wäre es auch nur, weil es das Werk dieſes wunderbaren Mannes iſt. Wenn das Heil Deutſchlands nicht davon abhinge, ſo würde ich nicht mein Vaterland und ganz Europa beſchwören, die preußiſche Monarchie zu ſtützen, ihr die Zeit zu laſſen, ſich zu befeſtigen, ihre Grundlage zu erweitern. Die Abſicht dieſes Werkes iſt, die Mittel anzugeben, durch welche dies geſchehen kann. Dieſe Mittel aber ſind Friede und Freiheit! Bürgerliche Freiheit für alle Unterthanen, induſtrielle Freiheit, Handelsfreiheit, Religionsfreiheit, Gedankenfreiheit, Preßfreiheit, Freiheit

Digitized by Google

für die Menschen und die Dinge! — Darin trifft alles Regieren zusammen, hier ruht, wie in einem fruchtreichen Keime, die Blüthe der Reiche. Und die preußische Monarchie ist am nächsten daran, eine so herrliche Saat einzuernten; Alles ist hier reif für die Revolution; kein mächtiger Widerstand steht hier im Wege. Daß der Schutzengel Europas und der Menschheit über ihr Geschick wache! daß er sie in den Gefahren, von welchen sie bedroht ist, aufrecht erhalte! daß er sie zu der Höhe, der Größe und Macht führe, die sie nicht erreichen kann, als durch Gerechtigkeit und Weisheit!"

Das war der Eindruck, den die Monarchie Friedrichs des Großen auf Mirabeau gemacht hatte.

14.

Mit diesen Gefühlen trat Mirabeau am Tage nach dem Hinscheiden Friedrichs vor den Thron seines Nachfolgers in einem Briefe*), der in ganz Europa Wiederklang finden sollte. Mit der Begeisterung und dem Pathos, die ihn bald nachher zum ersten Redner der französischen Revolution machten, wendete er sich an den neuen König, und sagte ihm: „Die Menschen die unter dem Königsmantel nur Ihresgleichen suchen, und Tugend von den Königen fordern, sind heute zahlreicher als jemals; man kann nicht mehr ohne ihre Zustimmung fertig werden; in ihren Augen giebt es nur noch Eine Art Ruhm, alle andern sind abgenutzt. Militärische Erfolge, politische Talente, Wunder der Kunst, Fortschritte in der Wissenschaft, das Alles ist dagewesen, und hat Eines nach dem Andern in ganz Europa geglänzt. Aber das aufgeklärte Wohlwollen, das

*) Lettre remise à Fréd. Guillaume II., roi régnant de Prussé le jour même de son avènement au Thron par le comte de Mirabeau. Berlin 1787.

Digitized by Google

Reiche organisirt und belebt, hat rein und ohne Beimischung noch auf keinem Thron gesessen. An Ihnen ist es, dasselbe hinauf zu heben. Dieser herrliche Ruhm ist Ihnen vorbehalten. — Friedrich hat die Bewunderung der Menschen erworben, nie ihre Liebe; — diese Liebe wird für Sie sein. — Verdienen Sie den Segen der Armen, die Liebe des Volkes, die Achtung von Europa, den Beifall der Weisen. Seien Sie gerecht, seien Sie gut und Sie werden glücklich, Sie werden groß sein. — Groß! — Sire, Sie wünschen diesen Titel; aber Sie wünschen ihn aus dem Munde der Geschichte, aus dem der kommenden Jahrhunderte zu erhalten. Sie verachten ihn in dem Munde der Höflinge. Wenn Sie das thun, was Ihr Sklave besser als Sie gethan hätte, so werden die Höflinge sagen, daß Sie eine außerordentliche That vollbracht; wenn Sie Ihren Leidenschaften gehorchen, so sagen sie, das ist wohlgethan. — — So sagten sie, als Alexander im Rausche die Brust seines Freundes mit einem Dolchstoße zerriß; so haben sie gesagt, als Nero seine Mutter ermordete."

In's Einzelne eingehend, räth Mirabeau dem Könige „wenig zu regieren;" dann fordert er von ihm die Abschaffung der „Militär-Sklaverei" und deren Beseitigung durch die „Nationalgarde;" er bekämpft die Vorrechte des Adels und die politische Rechtlosigkeit der Nichtadeligen; er fordert Unabsetzbarkeit der Richter, Errichtung öffentlicher Arbeitsstätten, Vermehrung und Verallgemeinung des öffentlichen Unterrichts; Einführung der Preßfreiheit; Abschaffung der Lotterie; unbeschränkte Religionsduldsamkeit, und endlich eine allgemeine Reform des bestehenden Systems der politischen Oekonomie.

Zum Schlusse sagt er: „Ich hoffe, daß meine Offenheit Eurer Majestät nicht mißfallen wird. Wenn sie Eindruck

Digitized by Google

auf Sie macht, o Friedrich Wilhelm, dann denken Sie nach über diese freien aber achtungsvollen Zeilen, und sagen Sie, würdigen Sie zu sagen: „Das ist mehr werth als der käufliche Weihrauch, den mir feile Versemacher und Lobhudler der Akademie vorwerfen, die mich in der Wiege aufgegriffen haben und kaum am Sarge freilassen werden. Weswegen soll ich mich beleidigt fühlen? weil man mich als Mensch behandelt? weil ein Fremder, der Nichts verlangt, der nächstens mein Land wieder verlassen wird, mit ungeschminkter Wahrheit zu mir herantritt? — Er hat kein Interesse mich zu betrügen, er kann nur gute Absichten haben. Untersuchen wir aufmerksam, was er uns vorschlägt; denn der gesunde Menschenverstand, die natürliche Einfalt eines Menschen, der keine andere Beschäftigung hat als die, seinen Verstand und seine Gedanken zu stärken, mag immerhin mehr werth sein, als die alte Gewohnheit, die List, die Formen, die diplomatischen Luftschlösser und die lächerlichen Dogmen der Staatsmänner."

Wunderbar!

Wer weiß, was aus Preußen geworden wäre, wenn diese Stimme in der Zeit Anklang gefunden hätte.

Vielleicht aber würde auch der Eidschwur im Ballspielsaal zu Versailles nicht stattgefunden haben, sicher nicht so wie es geschehen ist — wenn Mirabeau — geheimer Rath des Königs Friedrich Wilhelm II. geworden wäre.

15.

Aber der letzte Franzose, der Friedrich in seinen letzten Tagen nahe trat — so groß, fast größer wie Voltaire, — war wie dieser — ein bezahlter geheimer Spion. — Wer weiß, ob Mirabeau nicht dennoch in Preußen mit seinem großen Talente Fuß gefaßt hätte, wenn die sittliche Grund-

Digitized by Google

lage seiner tiefen Einsicht, seinem festen klaren Willen den rechten Nachdruck gegeben hätte. Aber zu derselben Zeit, wo Mirabeau so edle Grundsätze entwickelte, so würdevoll und männlich vor den Thron Friedrich Wilhelms II. trat, war er — der geheime Agent und Berichterstatter derselben Regierung in Frankreich, die er verachtete und unterwühlen half; in denselben Tagen, wo er den neuen König von Preußen der edelsten Regierungsweise würdig und fähig erklärte, schickte er geheime Berichte über Friedrich Wilhelm II. nach Paris, die denselben im häßlichsten Lichte erscheinen ließen. Vielleicht an demselben Tage, wo die herrlichen Worte: „Seien Sie gerecht, seien Sie gut" an Friedrich Wilhelm II. gerichtet wurden, klagte er denselben in seinen Briefen nach Paris des „wohlverstandenen Charlatanismus" an *). Bald nachher macht er von Friedrich Wilhelm II. ein Bild nach welchem derselbe „ohne Geist, ohne Kraft, ohne Folge, ohne Arbeitslust, mit den Gewohnheiten du porc d'Epicure, von den Helden nur den Stolz habend, wenn es nicht noch eher nur die enge und bürgerliche Eitelkeit ist" **).

Man wußte in Berlin, daß Mirabeau geheime Berichte nach Paris schickte; und wenn man auch ihren Inhalt nicht genau kannte, so genügte jedenfalls eine solche zweideutige Stellung, um Mirabeau jeden Einfluß auf die neue Regierung in Berlin unmöglich zu machen; wie die Veröffentlichung dieser geheimen Spionenberichte, die ein paar Jahre später gegen Mirabeau's Absicht und durch Mirabeau's

*) 18. August 1786 schrieb er nach Paris: Tout ce jour s'est écoulé en Charlatanisme bien entendu. Le Roi s'est montré à cheval avec son fils ainé, il a parlé aux generaux avec taut sorte de caresses etc. a. a. O. I. 61.

**) a. a. O. II. 17.

Digitized by Google

Feinde betrieben wurde, ebenfalls dazu dienen konnte, dem Einfluß des großen Redners in Paris entgegenzuarbeiten und seinen Sturz vorzubereiten. Und in der That, man mag das Talent und den tiefen staatsmännischen Blick Mirabeau's so hoch stellen als man immer will, man wird diese Berichte nicht lesen können ohne zuletzt ein tief verletztes Gefühl gegen den davon zu tragen, der sie geschrieben hat. Die Hast, mit der Mirabeau zu „dienen" sich bestrebt *); die oft so kleine Eifersucht, mit welcher Mirabeau — sage Mirabeau! — seine „Dienste" denjenigen des offiziellen Gesandten Frankreichs, den er gerne beseitigt und ersetzt hätte, gegenüber heraushebt und selbst lobt, sind eines wahren Ehrenmanns vollkommen unwürdig.

Aber das Alles verhindert nicht, daß Mirabeau, der auf der Wende zwischen der Monarchie Friedrichs des Großen und derjenigen Friedrich Wilhelms II. stand, mit oft erschreckender Klarheit und Wahrheit die Vergangenheit erkannte und die Zukunft vorhersagte. Er sah die Mängel der Monarchie des großen Friedrich; und bemerkte bald, daß diese nicht nur nicht verbessert wurden, sondern daß im Gegentheil das Gute, was Friedrich geschaffen, nach ihm rasch beseitigt, die Mängel, die er gelassen, noch rascher gefördert und übertrieben wurden. In dieser Stimmung hat er ein Wort ausgesprochen, das später jedem Preußen, der es gut mit seinem Vaterlande meinte, und der so oft erleben mußte, wie die Kraft, die in dem preußischen Volke liegt, mißleitet, wie der hohe deutsche Beruf, der ihm geworden, verkannt wurde, einem Gespenst gleich entgegengrinzte.

*) Le plus important était de servir, non pas de paraitre avoir servi. Histoire secrète de la cour de Berlin. 1789. Tom. I. S. 57.

Digitized by Google

„Fäulniß vor der Reife!“*) war das Todesurtheil, das Mirabeau schon am Ende des Jahres 1786 gegen das damalige Preußen aussprach, und das wenige Jahre nachher vollstreckt werden sollte. Die Völker aber haben mehr denn einen Erntetag; und wenn die Eine Saat auch mitunter auf dem Halme fault, so liefert die nächste Ernte vielleicht gerade deswegen um so schönere Früchte.

Das Jahr 1806, das Mirabeau vorhergesagt hatte, war dennoch der Vorläufer der Zeit, in welcher von Stein so manchen Rath Mirabeau's befolgte, und dann eine Saat auswarf, die 1813 ihre Früchte trug.

„Pourriture avant maturité!“ ist aber ein Wort, das preußische Staatsmänner sich zum Gedächtniß auf ihren Spiegel schreiben lassen dürften.

16.

Eine Frage, die Mirabeau in seinem Werke über Preußen berührt, bekundet besser als alles Andere den Eindruck, den er in Sans-souci vor dem sterbenden Könige in seinem Polsterstuhle davongetragen hatte. Die Frage aber heißt: „Warum ist Deutschland kein einiges Reich?“

Mirabeau glaubte sich gegen die „Einheit Deutschlands“ aussprechen zu müssen. Seine Gründe sind einmal die allgemeinen gegen alle größeren Staaten, welche damals mit Jean Jacques Rousseau als der Freiheit und selbstständigen Entwickelung der guten Sitten, als dem öffentlichen Interesse der Völker nachtheilig, betrachtet wurden; dann aber auch die besondern, die noch jetzt für die Zerrissenheit Deutschlands geltend gemacht wurden, nämlich, daß die kleinen Fürsten gezwungen seien besser zu regieren, als die

*) a. a. O. II. 49.

Digitized by Google

großen; daß Ein deutscher Fürst den Andern im Zaum halte; daß die indirecte Unterdrückung in den kleinern Staaten schwerer als in den größern; daß die kleinen Herrscher gezwungen seien, die Männer von Talent in ihren kleinen Staaten zu schonen; daß daraus eine größere Freiheit zu denken und zu schreiben hervorgehe, und daß im Allgemeinen in den Föderativstaaten die Menschen ihre höchste Entwickelung erlangten *).

Aber Mirabeau war zu sehr Staatsmann, um nicht zu begreifen, welche Vortheile die größere Staatsverbindung der kleinern gegenüber habe; so sagt er denn auch an einer andern Stelle: „Die sehr großen Reiche freuen sich mehrerer sehr fühlbaren Vortheile; sie haben eine größere Festigkeit, sie sind dem Einfalle fremder Mächte weniger ausgesetzt. Deutschland im Gegentheile kann kaum hoffen, drei Jahrzehnt hintereinander den Verwüstungen des Krieges auszuweichen. Die Bevölkerung schätzt sich hier glücklich, wenn der Feind zehn Jahre lang geruht, ohne ihr zu rauben, was sie in dieser Zeit aufgespeichert hat, — nicht einmal von den innern Verwüstungen zu sprechen."

Ueberdies können große öffentliche Arbeiten, Kanäle, Straßen, Deiche nur in größeren Staaten ausgeführt werden. Ein Kanal, der den Rhein mit der Weser, die Weser mit der Elbe, die Elbe mit der Donau verbände, wäre vollkommen unmöglich." — —**)

Dann spricht Mirabeau von dem Nachtheile der verschiedenen Münz- und Gewichtarten, der Durchgangszölle u. s. w.

Nichtsdestoweniger glaubt Mirabeau, daß die Zersplitterung Deutschlands der Einheit vorzuziehen, und der

*) De la Monarchie prussienne par Mirabeau V. S. 376—388.

**) a. a. O. 371.

Digitized by Google

Hauptgrund, den er schließlich hierfür anführt, ist ein neuer Beweis mehr, welche Achtung die Siege Friedrichs dem Auslande von der deutschen Tapferkeit eingeflößt hatten; dann aber auch, daß, wenn Mirabeau die Einheit Deutschlands bekämpft, er dazu als Franzose — und wohl nur als solcher — in seinem vollen Rechte war. Er sagt schließlich über diese Frage: „Sicher, die französische Monarchie bildet eine Masse ehrfurchtgebietender und festbegründeter Macht, sowohl durch ihren Umfang, ihre Bevölkerung, ihren natürlichen Reichthum als durch den Zusammenhang und die glückliche Verbindung ihrer einzelnen Theile. Ihre Grenzen sind durch Festungen und andere natürliche und künstliche Vertheidigungsmittel geschützt. In der gegenwärtigen Ordnung der Dinge hat sie nur die Fehler ihrer eigenen Regenten zu fürchten. Jeder feindliche Einfall in Frankreich würde nutzlos und verrückt sein. Weder Oesterreich noch Preußen, selbst beide verbündet, würden ihr nicht gefährlich werden, weil der Krieg zweier oder mehrerer gegen Einen stets weniger kräftig geführt wird."

„Aber unterstellet, daß Deutschland unter Einer Regierung vereinigt wäre, dann würde der Kampf, Gleich gegen Gleich, wenigstens zweifelhaft werden, und der Zufall würde entscheiden. Frankreich würde hier selbst im Nachtheil sein."

„Die französische Nation ist sehr tapfer, ohne Zweifel; alle Nationen sind im Stande es zu sein, und die unsrige hat vielleicht mehr von jener glänzenden Begeisterung, von jenem stürmischen point d'honneur, die man versucht ist, für eine größere Tapferkeit anzunehmen; aber man kann sich darüber nicht täuschen, daß sie nicht ebenso militärisch ist, wie die deutsche Nation. Bessere Duellanten, ohne Zweifel, aber unzweifelhaft auch weniger gute Soldaten; thätiger, stürmischer, viel leichter im Stande

Digitized by Google

das Unmögliche zu thun; aber weniger zugänglich der Ruhe, der Unterwürfigkeit, der Ordnung, der Disciplin, — und das ist ungefähr Alles im Kriege — so sind wir!"

„So müßte also Frankreich dies Ereigniß — die Herstellung der Einheit Deutschlands — mit Unruhe kommen sehen; so muß es die Mittel suchen, dasselbe zu verhindern." *)

— Wunderbar! Wunderbar!

Dazwischen liegt ein großes volles Menschenleben, mehr denn zwei Drittheile eines Jahrhunderts, — und doch könnte dieses Alles heute geschrieben sein!

Hier und für uns hat dies Alles aber vorzugsweise Bedeutung, weil es bekundet, daß die Siege Friedrichs selbst auf Mirabeau einen Eindruck gemacht hatten, der diesen zwang, zu gestehen, daß die deutsche Nation im Kriege den Vorzug vor der französischen verdiene. Napoleon durfte nach der Schlacht von Jena glauben und sagen: „Nicht das preußische Heer hat Preußen sieben Jahre gegen die drei größten Mächte Europas vertheidigt, sondern Friedrich der Große." Und doch war es nicht Friedrich der Große, der Napoleon selbst besiegte, sondern der Geist festen Willens und kalter Todesverachtung, der die deutschen Heere überall zum Siege führen wird, wo er lebendig die Reihen seiner Kämpfer durchfliegt und sie zur Schlacht führt.

Denkwürdig ist es jedenfalls, daß unmittelbar nach Friedrichs Tod das „deutsche Volk" einem der größten politischen Köpfe Frankreichs alle die Achtung einflößte, die es sich unter Friedrich erkämpft hatte; während bald nachher das Volk unter Friedrichs Nachfolgern wieder so in der öffentlichen Meinung von Europa herabgeschraubt werden

*) A. a. O. S. 390.

Digitized by Google

konnte, daß Napoleon vom deutschen und preußischen Volke wieder mit Verachtung und nur noch von Friedrich mit Anerkennung sprechen durfte. Aber beide, die Nachfolger Friedrichs und auch Napoleon, büßten schwer dafür; die Einen, daß sie das deutsche Volk herabschrauben halfen, der Andere, daß er es verachten zu dürfen glaubte.

Vor dem Polsterstuhle, in welchem der alte Fritz, nur von seinen Hunden umgeben, unter dem Beistande seines Leibhusaren Schöning den Geist aufgab, begreifen sich leichter die Lehren, die in Friedrichs ganzem Leben so laut sprechend vor uns liegen. So war es keck genug, daß Friedrich Wilhelm IV. sich seinen Arbeitstisch dort vor den Sterbestuhl Friedrichs des Großen stellen ließ.

Unsere Zeit ist reich an Verständniß, reich an Erkenntniß; vor jeder That fährt sie erschreckt zusammen. In Friedrich dem Großen war die lebendige That stets der Schlag, der dem Blitze folgte; während unsere Zeit nur das matte Wetterleuchten eines schwülen Sommerabends, — dieses Nachleuchten des fernen Blitzes, — zu kennen scheint. — —

17.

Es sind noch ein paar Zimmer in Sans-souci übrig, die ebenfalls durch Friedrichs Andenken geweiht sind, sein Bibliothek- und Arbeitzimmerchen, der Pagen- und Adjutantengang, zwei Zimmer, die zuletzt von Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth bewohnt worden waren; — aber ich weiß kaum mehr, ob ich in denselben war oder nicht. Der Sterbestuhl des großen Friedrich kam mir nicht mehr aus den Gedanken. Erst in Voltaire's Zimmer wurde ein neuer Ideengang geweckt. Voltaire's Zimmer ist aber auch wieder ein echtes Lebenszeichen des alten Fritz. Alles

Digitized by Google

iſt hier verkörperter Hohn gegen Voltaire. Wenn es wahr iſt, daß Friedrich das Zimmer ſo wie es jetzt iſt, während Voltaire's zeitweiliger Abweſenheit aus Sans-souci hat herſtellen laſſen, und daß er, der alte Fritz, Voltaire dann, als er zurückkehrte, in daſſelbe geführt und es ihm zur Verfügung geſtellt habe; ſo war die Bosheit faſt zu groß und bekundet jedenfalls, daß Friedrich ſchon damals Voltaire nicht mehr ſchonen wollte. Das Zimmer iſt gelb wie der Neid; die Blumen, die es zieren, ſind Symbole des Haſſes und der Mißgunſt; an den Wänden klettern Affen herum; hier ſitzt ein naſchendes Eichhörnchen; dort ſpreizt ſich ein Pfau; weiterhin ſchnattert ein Papagei; hier heben ſich unſtäte Zugvögel zum Fluge. Die Stühle ſind mit Kiſſen und das Ruhebett mit Polſter bedeckt, und auf jedem Polſter iſt eine Lafontaine'ſche Fabel, in der ein Fuchs geprellt wird, eingeſtickt, — ein doppelter Hohn gegen Voltaire, der die einfache Größe einer Lafontaine'ſchen Fabel nicht verſtand, der ſich durch ſie unbehaglich berührt fühlte, und der hier in dem gehetzten Fuchſe eine perſönliche Anſpielung ſehen mußte. Man ſagt, daß Friedrich dieſen überall verkörperten Hohn gegen Voltaire ſelbſt angegeben habe. Sei dem, wie ihm wolle, wenn Voltaire wirklich in dieſem Saale je gewohnt hat, ſo iſt er ſicher gelb vor Aerger aus dem gelben Zimmer abgezogen.

Jedenfalls ſteht hier der Haß, den die Bewohner von Sans-souci Voltaire widmeten, lebendig in jedem Möbel, an den Wänden, an der Decke, auf dem Boden, in den Spiegeln angeſchrieben. Und wer mit dieſem Zimmer, wie wir heute, ſeinen Beſuch im Schloſſe Sans-souci beendigt, der weiß auch, daß Friedrich mit ſeinem jugendlichen Enthuſiasmus für Frankreichs Anſchauungsweiſe, wie ſie in Voltaire vertreten war, vollkommen Schiffbruch gelitten hatte.

Digitized by Google

18.

Aus Voltaire's Zimmer treten wir auf die Terrasse des Schlosses. Sie bietet einen schönen Blick in die Ferne. Von der Höhe leiten breite, mächtige Treppen, neun Terrassen von je 120 Stufen, in die waldgrüne Tiefe. Ueberall stehen Statuen, Geniengruppen und schöne Vasen; überall sind üppiggrüne Laubgänge, Orangen- und Lorbeerbäume, Traubengehänge, Baumgruppen und Gebüsche mit Geschmack angebracht. Es ist wirklich schön hier und die duftigen Waldmassen, die sich zu unsern Füßen öffnen, lassen ahnen, daß in ihnen noch viel des Schönen verborgen sein muß. Aber all' das lockte nicht mehr. Ich frug fast ängstlich einen der Arbeiter im Garten: „Wo sind die Hunde Friedrichs des Großen begraben?"

Er zeigte mir die Stelle.

In einem Halbrund stehen sechs Gemmenbüsten, Julius Cäsar, Cäsar Augustus, Tiberius, Caligulo, Claudius und Nero darstellend. Den Halbkreis, den sie umschließen, bildet ein Grasplatz, in dessen Mitte ist die Gruft, in welcher Friedrich einst zu ruhen hoffte, und von der er sagte: là, je sérai „sans-souci!" Den Schlußdurchmesser dieses Halbkreises bilden die Gräber der Hunde Friedrichs und seines Leibrosses aus dem siebenjährigen Kriege.

Der große König rief die mächtigen Kaiser der Vergangenheit zu Zeugen an sein Grab, zu Zeugen der Einsamkeit, in der er starb, und in der er begraben sein wollte.

Das Räthsel, das er der Vor- und Nachwelt in dieser Stelle vorlegte, ist das Räthsel seines ganzen Lebens, das ihn, begabt mit Allem, was Menschen zu den höchsten Ansprüchen menschlichen Glückes berechtigt, zu dem tiefsten

Digitized by Google

menſchlichen Elende, der Einſamkeit inmitten liebender Menſchen, eines ihn verehrenden, vergötternden Volkes führte.

Das deutſche Volk trauerte um Friedrich. Aber es ſtand ſeinem Grabe ferne. Der Genius Deutſchlands, den Friedrich ſo oft von ſich geſtoßen hatte, beweinte abgewandten Blickes ſeinen großen Sohn. Friedrich ſelbſt hat das Urtheil, das in dieſer Geſtaltung der Dinge liegt, offen ausgeſprochen. Und hier, an ſeinem leeren Grabe ſteht es niedergeſchrieben. Das iſt das Räthſel ſeines Lebens, wie er ſelbſt es in ſeiner ſtillen Einſamkeit geſchlichtet hat! — Là, je sérai sans-souci!

Digitized by Google

Friedrich und Voltaire.

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Könige haben selten Freunde. Friedrich II. suchte welche, und suchte sie gerade dort, wo sie am wenigsten für ihn zu finden waren. Wie er aber in die Richtung, in welcher er sie suchte hineingestoßen wurde, das erzählt Göthe in „Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben." Von seiner eigenen Geistesentwickelung sprechend, sagt Göthe: „Ich hielt den Entschluß, daß ich gegen meines Vaters Gesinnung und Willen eine eigene Studien- und Lebensweise ergreifen wollte, für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der sich meinen Planen entgegensetzte, bestärkte mich in meiner Impietät. — — Es schien mir sogar romantisch ehrenvoll, sich seine eigene Lebensweise vorzuzeichnen. Die himmlische Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer sein, als die meine war, indem ich die Tage schwinden, und den October" (mit welchem Göthe das väterliche Haus verlassen, der väterlichen Hartnäckigkeit entwachsen sollte) „herannahen sah. Der Versuch, sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er gelinge oder nicht, ist immer dem Willen der Natur gemäß" *).

*) Aus meinem Leben. Erster Theil, sechstes Buch.

Digitized by Google

Diese „Nothwehr" der „Hartnäckigkeit seines Vaters" gegenüber, von der Göthe spricht, ist der Schlüssel zu der innern Entwickelung Friedrichs des Zweiten. Sie spielt in der Erziehung der Menschen, besonders aber in derjenigen der Mehrzahl aller Deutschen, eine große Rolle. Der Geist der Selbstständigkeit, der allen Menschen mehr oder weniger, dem scharf ausgeprägten Individualismus des Deutschen aber mehr als andern Völkern, innewohnt, wird durch den Gegensatz zur „Nothwehr" angetrieben. Und daher kommt es, daß selten die Söhne in die Fußstapfen ihrer Väter, und wieder als Gegensatz gegen die Väter, die Enkel öfterer in die ihrer Großväter eintreten. Auf ganze Generationen macht sich dies Gesetz der „Nothwehr", des Widerspruches und Gegensatzes ebenso geltend, wie auf den einzelnen Menschen, wodurch dann naturgemäß in der Regel auf eine fromme Generation, eine Generation von Zweiflern, auf eine leichtfertige eine schwere, ernste, auf eine kriegerische eine friedsame Generation und umgekehrt, zu folgen pflegen.

In der Geschichte der Familien würde sich dieser Gegensatz ungefähr überall herausstellen, wo er sich historisch nachweisen läßt, wie er dann in der Geschichte der herrschenden Dynastien sehr oft auf den ersten Blick in die Augen springt. Karl der Große, Ludwig der Fromme und dessen alle Pietät mit Füßen tretenden Söhne; — Heinrich I., Otto der Große und Otto der Zweite; — die ersten fränkischen; — die ersten hohenstaufischen Kaiser — sind lauter Beispiele für diese Ansicht. Ludwig XIV., Ludwig XV. und Ludwig XVI. zeigen eben so schlagende Gegensätze. Selten aber treten sie so augenfällig hervor als bei den ersten Königen Preußens. Friedrich I. kannte nichts Höheres als glänzenden Pomp und strenges Ceremoniel; Friedrich Wilhelm I. schüttelte alles Ceremoniel, allen Pomp ab, und kehrte die größte

Digitized by Google

Einfachheit, oft die rücksichtsloseste Derbheit heraus. Sein Tabakkolleg unterscheidet sich kaum in irgend einer Weise von einer Berliner Bierschenke; sein ganzes Streben geht dahin, fromm; bieder, einfach wie ein schlichter Familienvater zu leben und so auch zu regieren. In diesem Streben zeigt er aber sehr oft eine gewaltig rohe Außenseite und in seiner Familie regiert er von Zeit zu Zeit — mit dem Stock. Diese Derbheit, diese Rohheit, der Tabak und der Stock, galten für echt deutsche Art Zu dieser echt deutschen Art sollte Friedrich II. mit patriarchalisch-väterlicher „Hartnäckigkeit" herangezogen werden; und hiergegen empörte sich Friedrichs inneres Wesen. Er fühlte noch in viel höherem Maße wie Göthe, seinem Vater gegenüber — sich zur „Nothwehr" getrieben; er empfand, wie Göthe, „die heimliche Freude des Gefangenen, der seine Ketten abzulösen sucht, und das Kerkergitter durchzufeilen hofft;" — wofür er dann schonungslos gezüchtigt, und zuletzt gar mit Todesstrafe bedroht wurde. Das Derbe, das Rohe, das Tyrannische im Wesen seines Vaters, das für deutsch ausgegeben wurde, trat natürlich auch dem Sohne als deutsche Art entgegen, und deswegen gewöhnte dieser sich nach und nach in dem Gegensatze, in der französischen Art die Befreiung seiner Seele, die Rettung seiner Selbstständigkeit zu suchen und zu finden.

Wie in der Familie Göthe's, stand auch neben Friedrich die mildere Mutter und ganz besonders die theilnehmende Schwester, die Beide dem Sohne und Bruder in seiner „Nothwehr" halfen, oder wenigstens die Folgen mit ihm trugen, wenn diese „Nothwehr" zu harten Strafen führte. Der Vater hatte unter Andern auch die gute altdeutsche Gewohnheit, jeden Nachmittag selbst eine Predigt vorzulesen, worauf der Kammerdiener einen Choral begann, in den alle Anwesenden

Digitized by Google

mit einstimmten. Dazu schnitten dann die Eingeladenen und die Bedienten oft die komisch-frommsten Heuchlergesichter, was eines Tages das Lachen Friedrichs und seiner Schwester in einer Weise aufstachelte, daß sie sich nicht mehr halten konnten und herausplatzten. Das war der erste gewaltsame Ausbruch der „Nothwehr" — seiner innern Selbstständigkeit; er wurde hart bestraft, und die beiden Geschwister mußten mit zerknirschtem Aeußern die körperliche Züchtigung hinnehmen, während ihr Innerstes sich ob der rohen Strafe selbst von neuem und nur noch nachhaltiger empörte. Diese Stimmung fand endlich ihren letzten Ausbruch in dem Fluchtversuche Friedrichs. Wie strenge dieser Versuch, sogar mit dem Blute des ersten Jugendfreundes Friedrichs bestraft wurde, ist bekannt; eben so bekannt, daß Friedrich reumüthig vor seinem Vater erscheinen mußte, worauf er sich dann aber nach und nach, bei äußerer Unterthänigkeit, in seinem innersten Wesen immer weiter von seinem Vater entfernte. In Rheinsberg begann er dann ein Leben, in welchem er Alles, was sein Vater ihm aufgezwungen hatte, mild abschüttelte, hier bildete er neue Kreise um sich herum, die durch französische Eleganz und Feinheit in offenem Widerspruche mit der starren Autorität des Hof- und Kirchenlebens seines Vaters, als der schärfste Gegensatz gegen die Lebensweise, die Denkart, die Gesellschaft Friedrich Wilhelms I. hervortraten.

Digitized by Google

2.

Friedrich II. hatte Vieles, Alles was sein Vater und dessen nächste Umgebung für kerndeutsch hielten und ausgaben, hassen gelernt; er hatte sich daran gewöhnt, den Gegensatz dieser deutsch-sein-sollenden Derbheit und Rohheit in französischer Bildung, Sitte, Feinheit und Geschliffenheit zu lieben, sich in ihm gegen seinen Vater und dessen Art zu verschanzen.

Die französische Literatur hatte eine Entwickelung erreicht, der die deutsche bei weitem nicht gleichkam. Während die Schöpfungen des Zeitalters Ludwigs XIV. in Molière, Corneille, Racine fast bis an die Zeiten Friedrichs II. heranreichten, und Voltaire dieselben fortzusetzen berufen schien, — konnte Deutschland sich nur schwer, nur nach und nach von den furchtbaren Folgen des dreißigjährigen Krieges erholen, — während die französische Dichtung ihre höchste Stufe erreichte und überschritt, verkündeten in Deutschland nur hier und dort ein paar vereinzelte Schwalben den kommenden Frühling. Deswegen war französische Literatur Mode in ganz Deutschland, an allen Höfen, in allen höhere Bildung beanspruchenden Kreisen. Aber deswegen wurden doch nur selten Deutsche so vollkommen von französischer Bildung mit fortgerissen, wie Friedrich II. Daran war bei Friedrich die „Nothwehr" schuld. Das Schloß Rheinsberg, wohin Friedrich, nachdem er sich mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, in eine freiwillige Verbannung zurückzog, wurde zu einer Art französischer Colonie, in welcher französische Mode, französische Sitten, französische

Digitized by Google

Sprache und Literatur herrschten, und Franzosen, hoch und niedrig, Sprachlehrer, Literaten, Tanzmeister und Abenteurer stets willkommene und tonangebende Gäste waren.

Rheinsberg und Potsdam schienen fast so weit von einander zu liegen, wie Paris und Berlin, wie Frankreich und Deutschland; — die „Germanismen" im Kopfe und im Herzen Friedrichs selbst und aller Deutschen, die ihn in Rheinsberg umgaben, abgerechnet. Doch nur wer bis zum innersten Wesen Friedrichs durchdrang, stieß auf diese „Germanismen", während die äußern Erscheinungen in Rheinsberg selbst den eingefleischtesten Franzosen heimathlich anwehen mußten.

Wunderbare Laune des Geschicks. Aus dieser französischen Oase in der Wüste, wie Friedrich sich Deutschland dachte, sollte der größte Anstoß hervorgehen, den die deutsche Geschichte, die deutsche Literatur und der deutsche Volksgeist seit Jahrhunderten erlebt hatten!

3.

Die französische Literatur beherrschte die gebildete Welt, und — Voltaire die französische Literatur. Friedrich, dem seine, wenn auch noch so geistreiche, halb oder ganz französische Umgebung nicht genügte, fühlte sich zu Voltaire, dem ersten, berühmtesten französischen Schriftsteller der Zeit, hingezogen. Der kaum vierundzwanzigjährige Kronprinz von Preußen trat ohne äußere Veranlassung mit dem französischen Dichter in einen Briefwechsel. In seinem ersten Briefe schrieb der junge Prinz dem bereits fast ein halbes Jahrhundert zählenden allanerkannten Dichter: „Ich fühle,

Digitized by Google

daß die Vortheile der Geburt und jene Wolken der Größe, mit denen die Eitelkeit uns beräuchert, zu sehr Wenigem oder besser zu gar Nichts nütze sind. Um wie Vieles sind Talent und Geist ihnen vorzuziehen!" [1]) Voltaire antwortete mit einem Briefe, in welchem die Lehren, die er dem jungen Prinzen geben zu dürfen glaubte, vom Weihrauch erstickt wurden; worauf dann Friedrich erwiederte: „Sie entwerfen in Ihrem Briefe das Bild eines so vollkommenen Prinzen, daß ich mich in demselben nicht wiedererkenne. Es ist dies eine feine Lehre, in der klügsten Weise und auf die freundlichste Art beigebracht; es ist dies ein geistreicher Ausweg, um die ängstliche Wahrheit zu den Ohren eines Fürsten kommen zu lassen. Ich werde dies Bild zu meinem Muster machen und ich werde Alles aufbieten, der würdige Schüler eines Meisters zu werden, der auf eine so edle Weise zu unterrichten versteht." [2])

Das war der Anfang eines Briefwechsels, der mit Unterbrechungen bis zum Tode Voltaire's, während zweiundvierzig Jahren, fortgesetzt wurde. Außer dem Kitzel der Eitelkeit, der darin lag, mit dem berühmtesten Schriftsteller der Zeit in Correspondenz zu stehen, suchte Friedrich geistige Unterhaltung bei dem hohen Geiste, der oft aus Voltaire's Werken hervorleuchtete, Belehrung bei den hellen Gedanken, der in Voltaire oft mit sprach — während der hohe Geist, der helle Gedanke Voltaire's Friedrich gegenüber augenblicklich zum Schmeichler, zum Höflinge wurde, wie sehr Voltaire sich auch selbst gegen diese unwillkürliche

---

1) Lettres du roi de Pr. et de Mr. de Voltaire I. 13. (In der Ausgabe der Oeuvres de Voltaire. Imprimerie de la société litéraire typographique 1785. Band 64. 65. 66.)

2) A. a. O. I. 19.

Digitized by Google

und doch freiwillige Demüthigung und Herabwürdigung zu empören scheint. Die Eitelkeit, die Friedrich nur kitzelte, aber nicht beherrschte, ließ in Voltaire den Stolz des Mannes nicht reif werden; und selbst da, wo er sich dem Königssohne gegenüber als Mann zu erheben strebt, ist es mehr die selbstgefällige Eigensucht, die sich bespiegelt, als der ruhige Ernst des würdevollen Mannes, der dem Fürsten gegenübertritt. Voltaire war im höchsten Grade, was Heine ein „Talent" nennt, aber wie hoch er als solches stand, so tief erscheint er im Gegentheile als — „Charakter".

Friedrich trat Voltaire als seines Gleichen an Geist gegenüber; Voltaire hat nie gewagt, sich bis zu der gleichen Höhe, auf welcher Friedrich stand, zu erheben; der Königssohn, und bald der König, stieg von dem Throne herab zum Dichter; der Dichter, der „Philosoph" lag im Geiste vor den Stufen des Thrones im Staube und wedelte, bis er später, persönlich verletzt und selbst mißhandelt, den Muth faßte, aus der Ferne auch seinen königlichen Freund und Schüler anzubellen, mit Koth zu besudeln, ja sogar ihn rücklings in die Waden zu beißen. Es ist wunderbar, daß der Mensch seine Menschenwürde so selten zu retten weiß! Wie ein Fluch lastet oft auf den höchstbegabten Geistern die innere, freiwillige Selbstdemüthigung — nicht Demuth, denn diese besiegt jede Eitelkeit und giebt erst das wahre, volle Mannes- und Menschenselbstbewußtsein. — Wer weiß, welchen Einfluß es auf Friedrich den Großen ausgeübt haben würde, wenn Voltaire ihm als ein Mann, seiner Menschenwürde sich bewußt, gegenüber getreten wäre? Vielleicht, — ja sicher würde dann Friedrich nie zu der Geringschätzung des Menschen gekommen sein, die ihn zuletzt zum Einsiedler machte; Voltaire vor Allen hat es zu

Digitized by Google

verantworten, wenn Einer der größten Herrscher, und in seiner Uranlage auch Einer der edelsten Menschen, zuletzt sich von den Menschen zurückzieht, Trost und Aufheiterung in trüber Stunde bei seinen Hunden suchend.

4.

In dem ersten Briefe Voltaire's an Friedrich [1]) mahnt der graue Dichter den jungen Fürsten zur Wahrheitsliebe, zum Hasse gegen Aberglauben, Verfolgungssucht und Tyrannei; dabei aber spricht er von dem „göttlichen Charakter", von den „Tugenden des Prinz-Philosophen, als seinen Kenntnissen gleichkommend", macht ihn zu seinem „Richter" und sagt, daß der junge Fürst bei ihm die Stelle des Publikums vertreten werde. Im zweiten Briefe Voltaire's ist Friedrich schon „un grand prince" und „un grand génie!", der bald der französischen Sprache die „Ehre anthut, sie zu sprechen, und die französische Poesie würdigt, sie durch seine Oden zu verherrlichen." In einem der nächsten Briefe ist der junge Friedrich bereits ein Alexander und Voltaire natürlich sein Aristoteles. Dann wird der Alexander auf einmal zum Sokrates, Preußen zu Griechenland und Berlin zu Athen! „Griechenland, man muß es gestehen, hatte ein glänzendes Geschick; aber Friedrich wurde geboren, und Alles ändert Ich hoffe, daß Athen dereinst Berlin weichen muß, denn Friedrich ist bereits größer als Sokrates;" — [2]) und zwar: größer als Sokrates „des-

1) A. a. O. I. 14—19.

2) La Grêce, je l'avoue, eût un brillant destin, mais Frédéric est né; tout change; je me flatte qu'Athène quelques jours doit ceder à Berlin, car déjà Frédéric est plus grand que Socrate.

Digitized by Google

wegen, weil Friedrich nicht wie Sokrates von Haus zu Haus gehe, dem Meister sage, daß er ein Dummkopf, dem Lehrer, daß er ein Esel, dem Kinde, daß es ein Unwissender, sondern sich damit begnüge, dies Alles nur zu denken von der Mehrzahl der Thiere, die man Menschen nennt" [1]).

Prinz-Philosoph, un grand prince, un grand génie, ein Alexander, ein Sokrates — das Alles genügte aber Voltaire immer noch nicht — und so nimmt er endlich sein bischen Deutsch zusammen und nennt den fünfundzwanzigjährigen Prinzen, der noch gar Nichts als ein paar klangreiche Briefe und zweifelhafte Gedichte zu Tage gefördert hatte, einfach seinen „Gott Friedrich" [2]). Dieser Gedanke kehret von da an oft wieder, daß zuletzt dem jungen Fürsten selbst, der trotz der Strenge seines Vaters Höflinge und Schmeichler genug fand, das Unanständige dieser Vergötterung auffällt. Friedrich erklärt dann einfach, daß er ob der Bezeichnung „göttlich" erstaunt sei, da er durch dieselben Schlaggründe, wie einst Alexander, wisse, daß er nicht göttlichen Ursprungs sei, und im Gegentheile befürchten müsse, daß als Gott ihm ein ähnliches Geschick bevorstehen könne, wie der „Canaille von neuen Göttern, die Jupiter, in Lucian's Gedichten, vom Olymp austrieb" [3]). Die bekannte Ode Friedrichs: „Sur la flatterie", ist aus demselben Widerspruch gegen die Vergötterung Voltaire's entstanden, wenn dieser auch, als er die schadhaften Verse verbesserte, sich gewiß nicht gestand, daß die spitzen Pfeile derselben auf ihn selbst gerichtet seien.

---

1) A. a. O. I. 72.

2) A. a. O. I. 133.

3) A. a. O. I. 230.

Digitized by Google

Die Schmeicheleien Voltaire's aber hatten ihrerseits ihre wohlgezielten Absichten. Voltaire fühlte sich zur Zeit, wo sein Briefwechsel mit Friedrich beginnt, in Frankreich nicht ganz geheuer, nicht behaglich; deswegen wäre er gar gerne zu Friedrich nach Rheinsberg gegangen. Die Zeitungen, die Voltaire sehr gut zu seinen Zwecken zu benutzen wußte, brachten auch bald die Nachricht, daß Voltaire nach Rheinsberg gehen werde; hierauf fußend, schrieb Voltaire dem Prinzen, „daß er doch nicht ohne bestimmte Ordre" kommen dürfe *). Friedrich verstand sicher den wohlgemeinten Wink; aber er ließ ihn unberücksichtigt, wohl hauptsächlich, weil bei der Sparsamkeit seines Vaters seine Geldmittel in Rheinsberg sehr geringe waren.

Voltaire war aber nicht der Mann, der sich durch einen ersten abgeschlagenen Sturm entmuthigen ließ. Nachdem die freundschaftliche Correspondenz zwischen „Alexander und Aristoteles" ungefähr zwei Jahre gedauert hatte, fragte auf einmal „Aristoteles" bei seinem „Alexander" an, ob dieser nicht Lust habe, eine kleine Besitzung „Beringhem" zwischen Lüttich und Jülich zu kaufen; sie gehöre einem Verwandten der Marquise de Chatelet (der geistreichen und gelehrten Verehrerin und Geliebten Voltaire's, bei welcher dieser damals wohnte); es läge der Marquise daran, die Besitzung aus allerlei Gründen in andere Hände und insbesondere in die des Königs von Preußen übergehen zu sehen," die 5 oder 600,000 Florins, welche die Besitzung werth sein könne, wäre nur eine Nebensache bei der Angelegenheit. Die Hauptsache würde sein, „daß die Königin von Saba (die Marquise de Chatelet) hinkäme, um dort den Salomon Europas — d. h. den kaum volljährigen

*) A. a. O. I. 68.

Digitized by Google

Prinzen — zu sehen. „Ihre königliche Hoheit können sich leicht denken, daß ich die Reise mitmachen würde. Dann würde Jülich das gelobte Land sein, wo ich sähe salutare meum!“ [1]) Im Postscriptum endlich stellt sich heraus, daß diese Besitzung eigentlich der Marquise „Königin von Saba“ gehört, sie aber keine Renten davon ziehe; — so daß die kleine Nebensache von 5—600,000 fl. immer doch von einiger Bedeutung für sie gewesen sein würde.

Friedrich weicht aus; Voltaire kommt auf die Sache zurück; Friedrich lehnt bestimmt ab; Voltaire wiederholt seine Anträge, mit Klagen über seinen elenden Gesundheitszustand untermischt; Friedrich schickt dem „Philosophen“ ein Abführungsrecept, worauf der „Philosoph“ diesmal sicher mit allem Rechte schreibt, daß ihm ein Faß Tokayer lieber gewesen wäre. Als Voltaire dann hinzufügt, daß er dennoch selbst kommen wolle, antwortet Friedrich, er müsse mit seinem Vater nach Preußen gehen [2]). Immer wieder zum Sturme zurückkehrend, klagt dann Voltaire seinem jungen Salomon, daß er, in Frankreich überall bedroht, ein Asyl in Holland, England oder der Schweiz suchen müsse, und deswegen in Kurzem nach Flandern kommen und dann gelegentlich Friedrich besuchen werde. Voltaire setzt hinzu: „Sollte es möglich sein, daß Ew. königliche Hoheit in Preußen sein würden, während wir in der Nähe von Cleve sind? — — Jedenfalls hoffe ich, daß wir in Cleve so lange bleiben können, bis es mir möglich wäre, dort „salutare meum“ zu sehen“ [3]). Aber Friedrich weicht

1) A. a. O. I. 313.

2) A. a. O. I. 330. 348. 349. 354.

3) A a. O. I. 274.

Digitized by Google

von Neuem aus, beklagt, daß er nicht im Stande sei, die Lage Voltaire's zu verbessern, verweist den „Philosophen" zum Troste an — die „Philosophie", hofft, daß die flandrische Luft ihm, wie der Lethestrom das Andenken der Schatten verwischt, seine Noth vergessen machen werde, und schickt der Marquise de Chatelet Empfehlungsbriefe an den Herzog von Arenberg *). Voltaire reist wirklich im Spätherbste 1739 nach Flandern ab, und zum Neujahre schreibt er von Brüssel aus an Friedrich abermals, daß er ihm Nichts zu wünschen wisse; sich aber: „ut videam salutare meum".

5.

Wenige Monate nachher starb Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. wurde König. Die Standesveränderung gab gleich Veranlassung zu einem merkwürdigen Zwischenfalle. Die letzte Arbeit Friedrichs in Rheinsberg war sein Antimachiavell. Er hatte Voltaire die Arbeit überschickt zur Durchsicht und zur Veröffentlichung; dabei ihn aber gebeten „den Namen des Verfassers unter das Geheimniß der Freundschaft zu vergraben", da es gefährlich sein könne, ihn zu verrathen. Daß Voltaire dies Geheimniß verrathen würde, verstand sich freilich von selbst, da Friedrich zugegeben hatte, daß sein Werk veröffentlicht werden solle. Ehe es aber veröffentlicht war, erlangte Friedrich die Krone, und schrieb dann Voltaire dringend, daß jetzt das Werk nicht veröffentlicht werden dürfe. Voltaire aber hatte das Manuscript bereits einem Buchhändler in Haag abgetreten,

*) A. a. O. I. 383. 384.

Digitized by Google

und als er mit Letzterem in Streit gerieth, veranlaßte er sogar selbst eine Ausgabe. Friedrich erklärte beide in einem Briefe vom 7. October an Voltaire für theilweise so verändert, „daß ganze Kapitel gar nicht mehr seine Arbeit seien“ [1]). Er hatte sogar nach diesem Briefe die Absicht, öffentlich gegen diese Verfälschung seines Werkes aufzutreten, eine Absicht, die nicht ausgeführt wurde, weil Friedrich selbst fühlte, daß, nachdem der Antimachiavell einmal erschienen war, er ihn nicht zurücknehmen durfte, ohne den Schein auf sich zu laden, als ob er, seit er König geworden, den edeln Haß, den er als Kronprinz gegen die Politik Machiavell's gehegt, zu verleugnen suche.

Es ist nicht Aufgabe dieser Blätter, Friedrichs Politik, in welcher später oft Züge vorkommen, die mehr an den Machiavell als an den Antimachiavell erinnern, darzustellen; so viel ist gewiß, daß Friedrich zur Zeit seiner Thronbesteigung noch unter dem Einflusse derselben Gefühle war, welche ihn zur Widerlegung Machiavell's führten. Auf den Huldigungsmünzen, die in Königsberg vertheilt wurden, hatte er den Spruch: „Felicitas populi“; auf den in Berlin vertheilten: „Veritati et justitiae!“ eingraben lassen; und wenige Wochen, bevor Friedrich zu seiner Huldigung nach Königsberg reiste, hatte er an Voltaire geschrieben:

„Desormais mon peuple, que j'aime,
Est l'unique Dieu que je sers.

— —

Mon Devoir est mon Dieu suprème.
Qu'il entraine des soins divers!
Quel fardeau que le Diadème!“ [2]).

1) Preuß. I. S. 462.

2) Von nun an wird mein Volk, das ich liebe,
Der einzige Gott sein, dem ich diene.
— —

Digitized by Google

6.

Friedrich hatte durch dieselbe Gesandtschaft, die seine Thronbesteigung in Paris ankündigte, — ein Fäßchen Tokayer an Voltaire nach Brüssel geschickt, das jedenfalls bewies, wie der König jetzt nicht auf ein Purgirmittel für seinen berühmten Freund angewiesen, sondern im Gegentheile bereit war, dessen Wünsche zu befriedigen. Voltaire glaubte seinerseits, daß jetzt das Eisen warm und die Zeit gekommen sei, zu versuchen, ob er es schmieden könne. So schreibt er an den jungen König bereits am 18. Juni: „Die Königin von Saba möchte ihre Maßregeln ergreifen, um den König Salomon in seiner Glorie zu sehen" [1]). Am 12. Juli aber schreibt er etwas nüchterner an den Grafen d'Argental: „Unter uns gesagt, weiß ich noch nicht, ob der König von Preußen eine königliche Freigebigkeit mit seinen andern Eigenschaften vereinigt; dafür kann ich noch nicht bürgen" [2]). Natürlich der Kronprinz hatte die Probe schlecht bestanden, und das Fäßchen Tokayer war noch kein Beweis, daß der König sie besser bestehen werde.

Friedrich hatte unterdeß auch an Voltaire geschrieben:

Pour combler tous mes desires
Venez, charmer nos solitudes; [3])

Meine Pflicht ist meine höchste Gottheit.
Welche vielartigen Sorgen fordert dieselbe!
Welche Last ist nicht die Krone!

1) Lettres du Roi de Pr. A. a. O. II. 8.

2) Correspondence general II. p. 302. (In der angeführten Ausgabe Band 52 bis 63.)

3) Um allen meinen Wünschen die Krone aufzusetzen,
Kommen Sie unsere Einsamkeit zu verherrlichen.

Digitized by Google

und in Prosa hinzugesetzt: „Theurer Voltaire, lieben Sie mich stets; vergessen Sie mich nicht; und seien Sie versichert, daß nach den Sorgen für mein Land mir Nichts mehr am Herzen liegt, als Sie zu überzeugen von der Achtung, mit der ich bin Ihr sehr treuer Friedrich!"

Anstatt aber Voltairen unmittelbar nach Berlin kommen zu lassen, reiste Friedrich gleich nach den Huldigungstagen nach Straßburg und von da nach Cleve; — in Straßburg wollte er französische Soldaten, in Cleve endlich Voltaire sehen. Hier angekommen, fand er Briefe von Voltaire, in welchen der „Gott — Friedrich" zum „gekrönten Apollo" [1] avancirt war. Am 12. November trafen Beide auf dem Schlosse Moyland bei Cleve zusammen. Friedrich selbst beschreibt die Gefühle, die ihn bei dieser ersten persönlichen Berührung mit Voltaire ergriffen, in einem Briefe an Jordan vom 24. Septbr., in dem er sagt: „Ich habe Voltaire gesehen, auf dessen persönliche Bekanntschaft ich so begierig war; aber ich hatte gerade ein viertägiges Fieber und mein Geist war ebenso ohne Spannung, wie mein Körper ohne Kraft. Er ist beredt wie Cicero, angenehm wie Plinius, weise wie Agrippa, — mit Einem Worte, er vereinigt in sich alle Tugenden und alle Talente der drei größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich; jeder Tropfen Dinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr sprechselig finden; aber erinnere Dich, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir am Herzen lagen: „Voltaire und französische Truppen!" [2])

1) Lettres du roi etc. II. 34.

2) Preuß. Friedr. d. Gr. I. 154.

Digitized by Google

7.

In dieser Stimmung, mit dieser unbedingten Hochachtung und diesem grenzenlosen Enthusiasmus für Voltaire, lud Friedrich diesen ein, nach Berlin und Potsdam zu kommen. Voltaire kam, — und zerstörte in wenigen Tagen die hohe Meinung, die Friedrich von dem Seelenadel seines über Alles hochgehaltenen „Freundes" hatte.

Voltaire kam mit geheimen Aufträgen des französischen Hofes. Während er selbst sich zu seiner Reise nach Berlin vorbereitete, war seine Freundin, die „Königin von Saba", die Marquise de Chatelet, nach Fontainebleau geeilt, wo damals der französische Hof weilte [1]), um hier für Voltaire eine diplomatische Sendung, vielleicht die Stelle als Gesandter in Berlin auszuwirken. Es scheint fast, als ob Voltaire zu dem Ende den damaligen französischen Gesandten in Berlin, Herrn de Valori, nach verschiedenen Seiten hin angeschwärzt habe, wenigstens mußte er sich gegen die Anklage, dies gethan zu haben, nach verschiedenen Seiten hin vertheidigen [2]). Es gelang nicht, für Voltaire irgend eine offizielle Stellung zu erwirken; dagegen war der Cardinal Fleury bereit, ihn zu benutzen, um Friedrich aushorchen und im Sinne des französischen Hofes bearbeiten zu lassen. Er schickte sogar zu dem Ende an Voltaire einen Brief voll des Lobes für Friedrich, den dieser dem jungen Könige auch in die Hände spielte [3]).

Der Versuch Voltaire's, eine offizielle Stellung als Gesandter Frankreichs bei ~~der~~ dem Könige von Preußen zu

1) Lettres de Mr. de Volt. II. 327.
2) A. a. O. II. 293. 339 ꝛc.
3) A. a. O. II. 329, vergl. 338.

Digitized by Google

erlangen, ist wahrscheinlich die Ursache, daß Voltaire nicht schon in Cleve gesucht hat, sich sonst eine Stellung am Hofe des neuen Königs zu verschaffen. Friedrich suchte unter den französischen Berühmtheiten des Tages Jemanden, den er an die Spitze seiner Akademie in Berlin, an die Spitze seiner literarischen Bestrebungen stellen könne. Voltaire hatte ihm dazu bei einer früheren Gelegenheit den Mathematiker Maupertius empfohlen. Aber als jetzt Friedrich diesen ebenfalls nach Cleve berief, mochte Voltaire in ihm den Nebenbuhler fürchten. Wenigstens schreibt er vom Haag aus an Maupertius: „Wie den Messias suchen drei Könige (Frankreich, Rußland und Preußen) Sie zu gewinnen; aber ich sehe wohl, daß Sie, da Sie 7000 Fr. von Frankreich erhalten und Franzose sind, Paris nicht gegen Berlin vertauschen werden. Wenn Sie sich über Ihr Vaterland zu beklagen hätten, so würden Sie Recht haben, ein anderes zu suchen." —— Wenn er übrigens, setzt Voltaire hinzu, fest entschlossen sei, sein Vaterland zu verlassen, so möge er ihm, Voltaire, den Auftrag geben, seine Angelegenheit mit dem Könige von Preußen zu ordnen [1]). Maupertius hat sicher klug gehandelt, daß er seine eignen Angelegenheiten selbst betrieb, denn Voltaire würde dem Könige ebenso gut, wie seinem Freunde Thiriot, in Bezug auf Maupertius gesagt haben, daß „es noch andere Talente in der Welt gebe, als dasjenige, krumme Linien (courbes) zu messen" [2]). Als Maupertius wirklich von Friedrich nach Berlin berufen wurde, konnte Voltaire seinen Neid nicht einmal Maupertius selbst gegenüber unterdrücken, so daß er diesem aus dem Haag schrieb: „Als wir Beide von Cleve

1) A. a. O. II. S. 303
2) A. a. O. II. 314.

Digitized by Google

abreisten, Sie rechts und ich links, glaubte ich beim letzten Gerichte zu sein, wo Gott die Auserwählten von den Verdammten sondert. Der göttliche Friedrich sagt Ihnen: Setze dich zu meiner Rechten ins Paradies von Berlin — und mir: Gehe, Verdammter, nach Holland" *).

So hatte sich der feine Voltaire in Cleve zwischen zwei Stühle gesetzt, dem des Präsidenten der berliner Akademie und dem des französischen Gesandten von Berlin. Er hat es Maupertius nie vergeben, daß dieser den erstern, trotz Voltaire's guten Rath, als Franzose in Frankreich zu bleiben, angenommen hat.

Mit seinem geheimen diplomatischen Auftrage, nach welchem er seinen „gekrönten Apollo" aushorchen und zu erfahren suchen sollte, ob dieser seine Macht für oder gegen Marie Theresia in die Wagschale werfen werde, ging es ihm in Berlin nicht besser, als mit seinen Hoffnungen in Cleve. Wenn Friedrich kein „Gott — Friedrich", kein „gekrönter Apollo" war, so war er ein tiefblickender und feinfühlender Mensch, der bald merkte, daß der Dichter ihn aushorchen wollte. Es war ihm überhaupt unleidlich, daß die Männer, die er um ihrer geistreichen Unterhaltung, ihrer schriftstellerischen Talente willen, zu sich heranzog, sich in seine Regierungsangelegenheiten mischen wollten. So oft dies geschah, wies er die Unberufenen rasch und entschieden in ihre Schranken zurück; oft war das erste Wort einer solchen Einmischung das letzte, das Friedrich von den zudringlichen Rathgebern hörte.

Aber neben der diplomatischen Sendung war für Voltaire immer Hauptsache, zu versuchen, ob die „königliche Freigebigkeit bei Friedrich eben so groß wie seine andern Eigenschaften" sei. Und diese Probe scheint der König

*) A. a. O. II. S. 319.

Digitized by Google

Friedrich nur schlecht bestanden zu haben. Nach einem Briefe an Voltaire's Freund, den Grafen d'Argental, ist es kaum zweifelhaft, daß Voltaire ganz besonders in der Absicht nach Berlin ging, um noch einmal bei Friedrich wegen der Besitzung „Beringhem" anzuklopfen; wenigstens heißt es in diesem Briefe: „Wenn Sie wüßten, warum ich gezwungen war, nach Berlin zu gehen, so würden Sie sicher mit meiner Reise einverstanden sein. Es handelte sich um eine Sache, welche die Person betraf, die sich über mich beklagt — die in Fontainebleau war — die ich in Brüssel wieder finden — und ohne die ich nie mehr reisen werde" [1] — d. h. Madame de Chatelet. — Daß Friedrich darauf nicht einging, versteht sich von selbst. Voltaire kam überdies nach Berlin mit Ansichten über „königliche Freigebigkeit", wie sie in Versailles Mode war, wo man Millionen an Maitressen und Favoriten verschleuderte; während Friedrich seine Freigebigkeit nach den Ansichten eines gewissenhaften Haushalters regelte, der selbst mit weniger vorlieb nahm als eine Pompadour zu ihrem Kleiderputz verbrauchte, und der bei seinen Geldausgaben den Grundsatz durchführte, vorher zu fragen: „Wie viel Einkommen habe ich?"

Der Eindruck, den Voltaire bei Friedrich nach sechstägigem Aufenthalte hinterließ, ist in einem Briefe des Königs an Jordan vom 28. Nov. 1740 wiedergegeben: „Der Geizhals", schreibt Friedrich, „soll die Hefe seiner unersättlichen Habgier trinken und noch 1300 Thaler bekommen. Von den sechs Tagen, die er sich gezeigt hat, kostet jeder 550 Thaler, das nenne ich einen — Narren (fou) theuer bezahlen." — [2]

1) A. a. O. II. 341.
2) Preuß. a. a. O. I. 239.

Digitized by Google

8.

In Cleve war dem jungen Könige sein „Freund" Voltaire noch als der Mann erschienen, der „alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alterthums" in sich vereinigte; jetzt war der Heiligenschein verschwunden, die Täuschung zerstört, Voltaire nur noch ein Geizhals und ein geistreicher Hofnarr. Niemand in der Welt hatte bis jetzt in Friedrichs Augen so hoch gestanden, wie Voltaire, — was Wunder, daß mit dieser Enttäuschung ein dunkler Schatten über Friedrichs Seele aufging, der dann auch in Friedrichs Briefwechsel mit Voltaire selbst sehr bald hervortritt. Er hatte in Voltaire — die Menschen verachten gelernt. Wenn er trotz dieses Eindruckes seine Correspondenz mit Voltaire fortsetzte, so erklärt sich dies theilweise dadurch, daß er durchschaut hatte, wie Voltaire ihn auszuhorchen vom französischen Hofe beauftragt gewesen war und er auch schon deswegen grade mit ihm in Briefwechsel blieb, um durch Voltaire auf den Hof von Versailles zu wirken. Die Hauptsache aber war jedenfalls, daß Friedrich einmal an die geistreiche Feder Voltaire's gewohnt, bald wieder Sehnsucht nach den Klängen, die ihm so oft wohl gethan hatten, bekam; dann hielt Friedrich, nicht ohne von der Eitelkeit gestachelt zu sein, den ersten Schriftsteller Frankreichs — trotz seiner Charakterlosigkeit — dennoch vor wie nach für ebenbürtig, um mit ihm in Briefwechsel zu bleiben.

Anfangs stockte zwar die Correspondenz. Voltaire schreibt mehrere Briefe, worauf endlich Friedrich sich entschuldigt, daß er sie nicht beantwortet habe. Die Entschuldigung selbst zeigt auch die Ursache, warum Friedrich die Corre-

Digitized by Google

spondenz wieder aufgriff. Sein erster Feldzug hatte begonnen; er war im Lager von Herrendorf in Schlesien, er „empfing langweilige Besuche, worauf die Einzelnheiten geisttödtender Geschäfte ihn überstürzten“ [1]). Sich langweilend, erhielt er geistreiche Verse von Voltaire und schrieb — vorerst wenigstens eine zeitlang nicht mehr an seinen „Freund“, sondern an „cher Voltaire“. Voltaire selbst fühlte den Unterschied und antwortete nicht; worauf dann der Briefwechsel stockte, bis Friedrich ihn wieder aufgriff — vielleicht um selbst Voltaire anzuzeigen, daß er die Oesterreicher geschlagen habe.

Aber nicht nur der Ton, Voltaire gegenüber, sondern auch die innere Stimmung Friedrichs ist jetzt eine andere. Der junge Fürst, der, als der blasirte Voltaire ihm schon vor Jahren von den „Thieren, die man Menschen heißt“ sprach, noch antwortete: „Mein Volk ist mein Gott!“ stimmt jetzt in den Ton der Menschenverachtung bereits mit ein:

Croyez moi, c'est peine perdue
Que de prodiguer le bon sens
Et d'étaler des argumens
Aux boeufs, qui trainent la charrue.
— —
Laissez donc dans l'erreur profonde
L'esprit entêté de ce monde!
Eh que m'importent ses travers
Pourvue que j'entends vos vers! [2])

1) Lettres du roi de Pr. et de Mr. de V. II. 65.

2) A. a. O. II. 85.
Glauben Sie mir, es ist verlorne Mühe
Gesunden Menschenverstand zu verschwenden,
Und Gründe vorzulegen
Den Ochsen, die den Pflug ziehen.
— —

Digitized by Google

Auf seinen Königsmedaillen stand: „Wahrheit und Gerechtigkeit" eingegraben. Jetzt schreibt er an Voltaire: „Die Menschen sind nicht gemacht für die Wahrheit. Ich betrachte sie wie eine Heerde Hirsche in dem Parke eines großen Herrn, die keinen andern Beruf haben, als den Park zu bevölkern und zu füllen" [1]).

Wie mochte es ihn anwidern, wenn ihn in dieser Stimmung die Antwort traf, in welcher der alte Schmeichler ein neues Wort gefunden hatte, und Friedrich den „Bruder der Sonne" nannte; während er, der sicher die Quelle der Menschenverachtung in Friedrich zuerst angebohrt hatte, diesem weiter schreiben zu müssen glaubt: „Alles, was ich fürchte, ist, daß Sie am Ende die Menschen nicht zu sehr verachten lernen. Millionen Thiere ohne Federn an den Beinen, die die Erde bevölkern, sind durch ihre Seele und ihre Stellung himmelweit von Ihrer Person entfernt. In Milton ist ein schöner Vers:

„Amongst unequals no society" [2])

Laßt also im tiefen Irrthum
Den starren Geist der Welt.
Was gehen mich seine Verkehrtheiten an,
Vorausgesetzt, daß ich Ihre Verse höre.

1) A. a. O. II. 87.

2) A. a. O. II. 89.

Digitized by Google

9.

Freilich war es nicht Voltaire allein, der Friedrich die Menschen verachten lehrte. Königen wird es oft schwer gemacht, sich dieses Gefühls zu erwehren. Bei Friedrich aber hatte dasselbe einen doppelten Grund. Er suchte nicht nur Tugend und Charakter dort, wo sie nicht zu finden waren; sondern er handelte auch unmittelbar gegen das, was er selbst als Tugend anerkannt hatte. Nachdem er den Antimachiavell geschrieben, begann er seinen ersten Krieg auf Gründe hin, die nur vor Machiavell gerechtfertigt erscheinen. Die Menschenachtung, die wir in uns selbst tragen, ist stets Folge der Achtung, die wir uns selbst in unserm Gewissen zu zollen berechtigt sind. Wer die Menschen haßt und verachtet, hat in der Regel gerade so viel Ursache, sich in demselben Grade und nach denselben Richtungen hin selbst zu hassen und zu verachten.

Friedrich war in der Tiefe seiner Seele wirklich zu sehr Philosoph, zu sehr Menschenfreund und Tugendverehrer, um nicht oft mit innerem Unbehagen auf sein eignes Treiben als König herabzusehen. Der Ruhm „la gloire", wie er französisch sang und fast französisch dachte, waren ein schlechter Trost.

Mais de vaincre dans les combats
L'orgueil de ses fiers adversaires,
Et d'écraser dessous de ses pas
Et les scorpions et les vipères,
Et de conquérir des Etats —
C'est ce qu'ont opéré nos pères,
Et ce qu'executent nos bras *).

*) A. a. O. II. 85.
Aber besiegen in den Schlachten
Den Stolz seiner hochmüthigen Gegner,
Und unter seinen Füßen zertreten

Digitized by Google

ist nicht der volle, edle Ton, der sonst aus Friedrichs Jugendäußerungen uns entgegenklingt. Der Mensch in ihm litt unter der Aufgabe, die der König übernahm.

Mit „Hand" und „Fuß" arbeitet er in dem Bilde, das er selbst in uns heraufruft; Leib und Seele aber waren nicht recht mit dabei; er fühlte mehr als je ein Eroberer, daß es noch einen schönern Beruf für die Herrscher gebe, als Schlachten gewinnen und Staaten erobern; er sagte sich in seinem Innersten, daß er seinen eigenen Ansichten von Tugend, Herrscher- und Menschenpflichten untreu werde. In dieser Stimmung schrieb er an Voltaire: „Man hat gewöhnlich eine abergläubige Ueberschätzung der großen Staaten-Revolutionen; aber wenn man hinter den Coulissen ist, so sieht man in der Regel, daß die magischsten Scenen durch die gemeinsten Triebfedern und die elendesten Schurken, die, wenn sie sich in ihrem natürlichen Zustande zeigten, sich nur die Entrüstung und Verachtung des Publikums zuziehen würden, in Bewegung gesetzt sind. — Trug, Lug und Zweideutigkeit bilden unglücklicher Weise den vorherrschenden Charakter der Mehrzahl der Menschen, die an der Spitze der Nationen sind und die das Beispiel geben sollten. Die Beobachtung des menschlichen Herzens in solchen „Subjecten" ist wahrhaft demüthigend" *).

Noch klarer spricht Friedrich die Stimmung aus in einem folgenden Briefe, indem er hier schreibt: „Wenn ich Ihnen zum Beispiel sagte, daß die Bevölkerung zweier Staaten in Deutschland ihre Heimath verlassen habe, um

---

Die Scorpionen und die Schlangen,
Und Staaten erobern —
Das ist's, was unsre Väter gethan haben
Und was unser Arm vollführt.

*) A. a. O. II. 93.

Digitized by Google

andern Völkern, deren Namen sie nicht einmal kennen und die sie in einem weit entfernten Lande aufsuchen müssen, die Kehle abzuschneiden, — weil ihr Meister mit einem andern Fürsten einen Vertrag eingegangen, daß sie zusammen einem Dritten die Kehle zuschnüren wollen; so werden Sie sagen, daß die Leute verrückt, sinnlos, rasend sind, sich so von der Laune und der Barbarei ihrer Herren und Meister mißbrauchen zu lassen. — Wenn ich Ihnen sagte, daß wir uns mit großem Fleiße vorbereiten, ein paar Mauern zu zerstören, die mit vielen Kosten aufgeführt wurden; daß wir dort erndten, wo wir nicht gesäet haben; daß wir die Herrn spielen, wo Niemand stark genug, uns zu widerstehen; — dann würden Sie ausrufen: O, ihr Barbaren, o ihr Banditen, ihr Unmenschen, die ihr seid; — die Ungerechten erben nicht das Himmelreich! Mathäus Kap. 12. V. 24" *).

Der geistreiche Hohn, mit dem Friedrich sich hier auf das Evangelium, das er nicht verstand und nicht zu schätzen wußte, weil sein Vater es ihm mit dem Zuckerrohr mundgerecht hatte machen wollen, beruft, verhindert nicht, daß Friedrich im Innersten sicher so dachte, wie er hier sich aussprach. Er stand zu hoch, er war zu aufgeklärt zum Eroberer; seine eignen Erfolge störten das Gleichgewicht seiner Seele und je höher sein „Ruhm" als Held, Sieger, Eroberer stieg, desto geringer wurde die Achtung, die er vor den Menschen hatte; weil er mit jedem blutigen Erfolge, der ihm neue Lorbeeren einbrachte, sich immer wieder selbst zurufen müßte: „O, ihr Barbaren, o ihr Banditen, o ihr Unmenschen, die ihr seid!"

Und diese Menschenverachtung mußte nur um so tiefer

*) A. a. O. II. 94.

Digitized by Google

in ihm Wurzel greifen, als er durch seinen Schlachtenruhm, den er selbst in seiner Seele verachtete, auch die mit fortgerissen sah, die er berechtigt war, über dergleichen erhaben zu glauben. Voltaire wurde wieder der Vertreter dieser „Philosophen", die ihre Grundsätze dem Sieger gegenüber verleugneten. Denn er, der gegen allen Krieg und allen Schlachtenruhm so herabsetzend declamirte, daß Friedrich ihm antworten zu müssen glaubte:

N'insultez point, ami, l'intrepide courage,
Que nos vaillans soldats opposent à l'orage,
L'intérêt n'agit point sur mes nobles guerriers;
Ils ne demandent rien, leur amour est la gloire,
Le prix de leurs traveaux n'est que dans la victoire [1]). —

war der erste, der nach ein paar glücklichen Schlachten den jungen Sieger keck: „Friedrich den Großen" [2]) zu nennen wagte.

Wohl verdient Friedrich den Namen den „Großen" so gut und besser als Andere, die ihn in der Geschichte tragen; aber er hatte ihn wahrlich noch nicht verdient, als Voltaire ihm denselben bereits gab; und sich selbst hat Friedrich im Innern sicher gestanden, daß er ihn deswegen nicht verdient habe, weswegen die Mehrzahl, dem Beispiele Voltaire's folgend, ihn ihm so freigebig zugestand. Als Krieger hat er mitunter große Fehler gemacht, weil er, selbst an der Spitze seiner Heere, andern Dingen nachhing als dem Kriege. Wer weiß, ob nicht eine Ode, die er

1) A. a. O. II. 135.
Schelte nicht, Freund, den unerschrocknen Muth,
Den unsere tapfern Soldaten dem Sturme entgenstellen.
Die Habsucht leitet meine edlen Krieger nicht,
Sie fordern Nichts, ihre Liebe ist der Ruhm,
Der Preis ihrer Arbeit ist nur der Sieg.

2) Schon Juli 1742. A. a. O. II. 114.

Digitized by Google

an Voltaire ſchicken wollte, die geiſtvolle Stelle eines Schriftſtellers, in die er ſich vertiefte, dieſe oder jene verlorne Schlacht zu verantworten hat? — Aber ſo oft er geſchlagen, ſeine ganze Geiſteskraft dem Kriege zuwendete, hat er Wunder gethan. So iſt es wahr, daß er ganz beſonders dadurch glänzt, wie er die begangenen Fehler im Kriege wieder gut zu machen wußte. — Unendlich höher und wahrhaft groß aber erſcheint Friedrich durch die Art, wie er die Wunden, die der Krieg ſeinem Volke ſchlug, im Frieden wieder zu heilen ſuchte, und meiſt auch wieder heilte. Das war die ſchönere Aufgabe, die er ſich ſtellte; das iſt die, durch welche er Ruhm und Ehre, die die Welt oft nur dem Sieger der Schlachten zugeſteht, in der Weltgeſchichte verdient. Das fühlte Friedrich mehr als irgend Jemand, und deswegen ſank ſeine Achtung vor denen, die ihn umgaben, um ſo tiefer, je klarer ihm wurde, wie wenig gerade das, was er ſelbſt am höchſten ſchätzte, von Andern hochgeachtet wurde.

10.

Der Friede rief den jungen Sieger zu dem edleren Theile der Aufgabe, die er ſich ſtellte, zurück. Er wollte Handel und Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaft neu beleben, Aufklärung und allgemeine Duldung in ſeinem Volke fördern. Die Hoffnungen, die Friedrich auf Voltaire's Anweſenheit in Berlin ſetzte, waren durch ihre perſönlichen Berührungen geſchmälert, aber nicht ganz vernichtet worden. So ſprach Friedrich nach Wiederherſtellung des Friedenszuſtandes oft gegen Voltaire den Gedanken aus, daß er „in Paris nicht Wurzel faſſen, Berlin nicht vergeſſen werde"; — eine klare Berufung ſchien Friedrich hart anzukommen und

Digitized by Google

fand nicht Statt, bis Voltaire dieſelbe herausgefordert hatte, indem er Friedrich vorſpiegelte, daß er in Paris und Frankreich verfolgt ſei, und daß er des Schutzes gegen die Unduldſamkeit der franzöſiſchen Geiſtlichkeit bedürfe. Das ſchlug bei Friedrich durch; augenblicklich ſchrieb er an Voltaire: „Die lächerlichen Plagereien der Scheinheiligen von Paris ſind bis zum Norden vorgedrungen. Gewinnen Sie es über ſich, eine Nation zu verachten, welche die Verdienſte eines Bellisle und Voltaire mißkennt und kommen Sie in ein Land, wo man Sie liebt und wo es keine Religionseiferer (bigots) giebt [1]); der Leichtſinn der Franzoſen erlaubt dieſen nicht, beſtändig in ihrem Urtheile zu ſein; kommen Sie zu einer Nation, die nie ändern wird in ihrem Urtheile über Sie" [2]). Die Anſtrengungen der Regierungsweiſe, wie Friedrich ſie ſich ſelbſt aufgelegt, hatten ſehr bald ſeine Geſundheit untergraben; er wollte in Aachen die Bäder benutzen und ſchrieb Voltaire, daß dieſer ihm „das Vergnügen machen" möge, ihn dort zu beſuchen. „Wenn Sie dann unſer Land bewohnen wollen," fährt Friedrich fort, „ſo werde ich Ihre Verhältniſſe ſo ordnen, daß Sie zufrieden ſein werden; jedenfalls aber werden Sie geſchützt gegen alle Plagereien und Verfolgungen der Religionseiferer ſein" [3]).

Voltaire folgte dem Ruf, den er durch die vorgeſpiegelte Verfolgung herbeigeführt hatte. Er ging vorerſt nach dem Haag, wo der König von Preußen einen Palaſt hatte und kehrte hier ein. Die Mehrzahl der Briefe aber, die er aus dieſem durch eine Lüge erſchlichenen Aſyl der Gaſtfreundſchaft und der religiöſen Duldung ſchrieb — ſind Spionen-

1) Lettres du roi d. Pr. et Mr. d. V. II. p. 152.
2) A. a. O. II. 156.
3) A. a. O. II. 157.

Digitized by Google

berichte, durch welche er seinen Gastfreund, Schüler und Beschützer an die damalige französische Regierung verkaufte.

Der Vorwand der religiösen Verfolgung, unter welchem Voltaire Frankreich verließ, war mit dem damaligen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Amelot, verabredet worden [1]), nachdem Voltaire schon vorher (10. Sept. 1742) dem Cardinal de Fleury einen Brief Friedrichs überschickt und, auf diesen sich stützend, hinzugefügt hatte: „Das Vertrauen, mit welchem der König von Preußen mich beehrt, würde mich vielleicht in den Stand setzen, meinen Diensteifer (für den König und mein Vaterland) nützlicher zu machen" [2]). — Frankreich suchte im österreichischen Erbfolgekriege Oesterreich durch Baiern zu schwächen, während Oesterreich mit England und Holland verbündet war. Die französische Politik hoffte Friedrich zu gewinnen und Voltaire übernahm den geheimen Auftrag, Friedrich auszuhorchen, zu bearbeiten und in die Bahn hineinzulenken, in welcher er Frankreichs Interessen dienstbar werden sollte. Mit diesem Auftrag reiste Voltaire — unter dem Vorwande, der religiösen Unduldsamkeit und Verfolgungssucht seiner eignen Regierung ausweichen zu müssen, vorerst nach Holland ab.

Kaum im Palast des Königs von Preußen in Haag angekommen, schrieb Voltaire an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten: „In einem Paket an Madame Denis (Voltaire's Nichte) war ein anderes für den

1) Lettres dé Mr. de Voltaire II. p. 465. „Vous savez de quel nom et de quel prétexte je m'étais servi auprès de lui (Frédéric) pour calorer mon voyage. Il m'a écrit plusieures lettres sur l'homme (Boyen, ancien évêque de Mirepoix) que servait de prétexte etc." — schreibt Voltaire dem damaligen Minister des Aeußern, Amelot.

2) A. a. O. II. 425. 427.

Digitized by Google

Grafen Maurepas und unter dem Umschlage für diesen ein Brief von sechs Seiten, den ich die Ehre hatte, Ihnen ohne Unterschrift zu übersenden. Dieser Brief enthielt unter anderm die kleine Entdeckung, die ich gemacht hatte, daß der König von Preußen im Geheimen ein Anleihen von 400,000 Fl. zu Amsterdam zu 3½ % betreibt. Ich schließe daraus, daß seine Schätze nicht so bedeutend sind wie man sagt, oder daß er gegen kleine Prozente leihen will, um Summen zu zahlen, die er zu höhern Prozenten geliehen hat. Ich bat Sie, mir zu erlauben, diese Entdeckung zu benutzen, um zu versuchen, ob er nicht Subsidien annehmen wolle; und ich wagte eine Weise vorzuschlagen, die feindlichen Armeen auszuhungern, welche dieser Fürst mit Klugheit ins Werk setzen könne" *).

Vierzehn Tage später schrieb Voltaire abermals aus dem Haag an Amelot: „Ich habe die Befehle und die weisen Instructionen, mit denen Sie mich beehren, erhalten; erlauben Sie mir, ehe ich darauf antworte, Ihnen von ein paar dringenden Sachen zu sprechen. Vor etwa einem Monate habe ich Ihnen berichtet, daß man es vielleicht dahin bringen könne, den Durchmarsch der Munition für das holländische Armeecorps zu verhindern. Derjenige, der diese kleine Negotiation in Berlin übernommen hatte, hat dieselbe durch den Finanzminister zu einem glücklichen Ende geführt. Der Befehl, die Munition der holländischen Truppen an der Grenze aufzuhalten, ist bei der preußischen Regierung zu Geldern eingetroffen." — — „Den ersten Gebrauch, den ich von Ihren Instructionen gemacht habe, war, im Vertrauen dem preußischen Gesandten zu sagen, daß die Königin von Ungarn vor Kurzem den Engländern

*) Recueil d. l. d. M. d. V. II. p. 451.

Digitized by Google

erklärt habe, wie sie den König von Preußen stets als ihren bittersten Feind betrachte. Er hat dies augenblicklich seinem Hofe berichtet, ohne mich zu nennen und er hat Alles hinzugefügt, was seinen Herrn veranlassen konnte, die Interessen Frankreichs zu fördern." Voltaire fügt hinzu, daß er an den Hof Friedrichs gehen und „treuen Bericht erstatten werde über Alles, was er dort erfahren könne."——

Endlich sagt er, daß er für nothwendig gehalten habe, sich mitunter der Zeichenschrift zu bedienen; und in einem Postscriptum zeigt er triumphirend an, wie es ihm gelungen sei, die Gelegenheit zu Mißhelligkeiten zwischen Preußen und Holland zu geben, indem die Holländer ohne Erlaubniß die Grenze Preußens überschritten und Friedrich seinen Gesandten beauftragt habe, Rechenschaft hierüber zu fordern [1]).

In Berlin angekommen, hält Voltaire ein „Tagebuch" für den französischen Minister des Aeußern, in welchem er Alles berichtet, was Friedrich ihm im Vertrauen zu Baireuth, wo Voltaire mit ihm zusammengetroffen war, gesagt hat, unter anderm, daß Friedrich selbst der Verfasser eines in Holland gedruckten Schriftchens sei, in welchem zur Herstellung des Friedens im deutschen Reiche die Säcularisirung aller geistlichen Fürstenthümer vorgeschlagen wurde. — Für diese Nachrichten machte Voltaire sich dann gelegentlich selbst bezahlt, indem er Herrn Amelot schreibt, „er schmeichle sich, der Herr Minister des Aeußern und der Controleurgeneral würden ihm erlauben, daß er in Berlin 300 Ducaten aufnehme, um eine Carosse zur Rückkehr zu kaufen, da er selbst während der viermonatlichen Reise Alles ausgegeben, was er bei sich gehabt" [2]).

1) A. a. O. II. 459—464.
2) A. a. O. II. p. 473, sodann 469. 474.

Digitized by Google

11.

Während Voltaire so denjenigen, den er im Namen der Philosophie, der Duldung, der Menschlichkeit um Schutz bat, und von dem er großmüthig diesen Schutz erhielt, verrieth und verkaufte, schrieb er gerade zu dieser Zeit über den verrathenen „Freund" in die Welt hinaus, daß „dieser im Stande sei, den Verrath selbst unter der Freundschaft zu verstecken;" *) und versuchte dann Friedrich noch in einer andern Weise zu mißbrauchen. Voltaire hoffte offizieller Gesandter des französischen Hofes bei Friedrich zu werden. Zu dem Ende eben that er freiwillig geheimen Spionen- oder Diplomatendienst. Friedrich selbst sollte, ohne es zu wollen oder zu wissen, ihm bei dem französischen Hofe zu diesem Posten empfehlen. Deswegen schrieb Voltaire zu Berlin an Friedrich und bat diesen, ihm in einem Briefe zu schreiben, „daß er, Friedrich, zufrieden sei mit den Maßregeln (dispositions) Frankreichs, daß nie Jemand ihm ein vortheilhafteres Bild von Frankreichs Könige gemacht habe, als Voltaire, daß er, Friedrich, Voltaire um so mehr Vertrauen schenke, als Voltaire ihn nie betrogen habe, und daß er entschlossen sei, sich mit einem so weisen und charakterfesten Fürsten, wie Ludwig XV., zu verbünden." Voltaire setzt hinzu: „Ich zeige Ihren Brief dem Könige und würde dann die Rückerstattung eines Theiles des Eigenthumes erlangen, welches der Cardinal — (nach jener verabredeten Lüge) — mir entzogen hat; dann komme ich hierher (nach

*) A. a. O. 465. „un roi capable de mettre de la trahison dans l'amitié même."

Digitized by Google

Berlin) die Güter zu verzehren, die ich Ihnen verdanken würde“ [1]).

In der Correspondenz Voltaire's mit Friedrich folgt auf diesen Brief ohne Datum unmittelbar jene bekannte Einladung Friedrichs an Voltaire vom 7. October, in welcher es heißt:

„Ich will, daß meine Hauptstadt ein Tempel der großen Männer werde. Kommen Sie hierher, mein theurer Voltaire und bestimmen Sie Alles, was Ihnen angenehm sein kann. Ich will Ihnen Freude machen und um einen Menschen zu verpflichten, muß man in seine Art zu denken, eingehen. Wählen Sie sich eine Wohnung, ordnen Sie selbst an, was Sie zur Verschönerung des Lebens bedürfen; machen Sie ihre Bedingungen, wie Sie sie wünschen um glücklich zu sein; an mir ist es, für den Rest zu sorgen. Sie werden stets frei und vollkommen Herr Ihres Geschickes sein; ich beabsichtige Sie nicht anders als durch die Freundschaft und Ihr Glück zu fesseln.“ [2])

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Friedrich den unwürdigen Brief Voltaire's damals noch nicht erhalten und gelesen hatte. Unmittelbar nachher schreibt Voltaire selbst, in einem Briefe vom 27. November an den französischen Minister des Auswärtigen, Amelot, daß Friedrich erfahren habe, „wie er, Voltaire, gesandt worden sei, um seine Schritte auszuspioniren.“ — Friedrich war zu klug, um aus dem obigen Briefe Voltaire's nicht die Absicht herauszulesen, und den Schreiber desselben zu durchschauen. Und so mußte jetzt Voltaire weiter an den Minister des Auswärtigen in Frankreich berichten: „Friedrich erschien mir von da an anders gegen mich. Ich sagte dem Könige,

1) Lettres du roi de Pr. et de Mr. d. V. II. p. 172. 173.
2) A. a. O. II. 173.

Digitized by Google

daß bei meiner Abreise von Paris, Sie mir oberflächlich anempfohlen hätten, im Allgemeinen durch meine Reden, so viel nur möglich, die Gefühle wechselseitiger Achtung und Einverständnisses zwischen den beiden Monarchen zu fördern". Dann behauptet Voltaire schließlich in diesem Briefe, „daß Friedrich ihm durch diese Erklärung befriedigt geschienen und ihn mit Auszeichnung nach Franken mitgenommen habe." [1]) Um aber zu versuchen, auch ohne Friedrichs unmittelbare Empfehlung, die er trotz und wegen des obigen Briefes nicht erhielt, zum Ziele zu gelangen, erzählt er dem französischen Minister weiter: „Der König sagte mir mehrmalen, daß er gewünscht, ich hätte einen Beglaubigungsbrief. Ich antwortete, daß ich keinen besondern Auftrag hätte, und daß Alles, was ich ihm sagte, nur von meiner Anhänglichkeit zu ihm eingegeben sei. Er würdigte mich bei meiner Abreise zu umarmen, machte mir die gewöhnlichen kleinen Geschenke, und verlangte, daß ich bald wiederkommen sollte."

Friedrich hat wohl durchschaut, daß Voltaire sich durch ihn geltend machen wollte; aber er hat nie recht an Voltaire's politische Sendung geglaubt; nie ganz durchschaut, wie schnöde Voltaire an ihm gehandelt hatte; denn in der „Geschichte meiner Zeit" spricht er sich über diese Sendung Voltaire's aus und sagt: „Damals (1743) kam Voltaire nach Berlin. Da er einige Gönner in Versailles hatte, so hielt er dies für hinreichend, sich das Ansehen eines Unterhändlers zu geben. Seine glänzende Einbildungskraft erhob sich mit mächtigem Schwunge in das große Gebiet der Staatskunst. Er hatte keine Beglaubigungsschreiben und seine ganze Gesandtschaft war eine Spielerei, ein bloßer Scherz." [2])

1) A. a. O. II. 479.
2) Preuss. a. a. O. I. 239.

Digitized by Google

12.

Ein anderer „Scherz," den Voltaire sich während dieser seiner geheimen Gesandtschaft in Berlin erlaubte, nahm aber eine noch bittere Wendung für ihn. Das Mißlingen seiner Hoffnung auf einen Gesandtschaftsposten in Berlin blieb so geheim, wie seine geheimen Spionenberichte selbst und so war Friedrich vor wie nach bereit den „verfolgten" Voltaire in Berlin und Potsdam ein warmes Bett zu bereiten. Während Voltaire nach Holland und Paris zurückkehrte, ließ Friedrich demselben in Berlin eine Wohnung einrichten und möbliren. Friedrich schrieb ihm freundliche Briefe nach Holland und endlich einen nach Paris, dem das Portrait des Königs, der Königin und der Prinzessin Ulrica, Friedrichs Schwester, beigelegt war. In der Antwort schrieb Voltaire an Friedrich: „Ich habe die Portraits geküßt; die Prinzessin Ulrica mag darüber erröthen wie sie will:

Il est fort insolent de baiser sans scrupule
De votre Auguste soeur, les modestes appas;
Mais les voir, les tenir et ne les baiser pas,
Ce serait trop ridicul *).

Der Prinzessin Ulrica selbst aber schickte er ein Madrigal, in dem er ihr eine der feinsten Liebeserklärungen machte; er schrieb ihr:

Souvent un peu de verité
Se mêle au plus grossier mensonge,
Cette nuit dans l'erreur d'un songe
Au rang des Rois j'etais monté.

*) Lettres du roi ét de M. d. Voltaire II. 181.
Es ist sehr keck, ohne Gewissensbisse zu küssen
Ihrer hohen Schwester bescheidne Schönheit;
Aber sie sehen, sie halten und sie nicht küssen,
Das würde ja lächerlich sein.

Digitized by Google

Je vous aimais, princesse, et j'osais vous le dire.
Les Dieux, à mon reveil, ne m'ont pas tant ôté.
Je n'ai perdu que mon empire. [1])

Friedrich lieh seiner Schwester seine Feder; und die Antwort auf diese feine Liebeserklärung hieß:

Quand vous fûtes ici, Voltaire,
Berlin, de l'Arsenal de Mars
Devint le temple des beaux arts;
Mais trop plein de l'objet dont le coeur vous sut plaire,
Emilie [2]) en tous lieux présente à vos regards.
. . . .
Enfin l'illusion, une douce chimère,
Me fit passer chez vous pour la reine de Cythere.
Au sortir de ce songe heureux
La vérité toujours sevère
A Bruxelles bientôt dessillera vos yieux.
Je sens assez de nous la difference extrême,
O vous, tendres amis, que vous rendez fameux
Au haut de l'Hélicon vous vous placez vous mêmes,
Moi, je dois tout à mes ayeux
Tel est l'arrêt du sort suprème;
Le hazard fait des rois, la vertu fait les Dieux. [3])

---

1) Oft mischt ein wenig Wahrheit
Sich mit der gröbsten Lüge;
Diese Nacht in den Täuschungen eines Traumes
War ich zur Würde eines Königs aufgestiegen.
Ich liebte Sie, Prinzessin, und ich wagte es Ihnen zu sagen
Die Götter haben mir bei meinem Erwachen nicht Alles genommen;
Nur mein Königreich hab ich verloren.

2) Die Marquise de Chatelet.

3) Als Sie hier waren, Voltaire,
Wurde Berlin, aus einen Arsenal des Mars
Zu einem Tempel der Künste;
Aber zu voll von dem Gegenstande, dessen Herz Ihnen zu gefallen wußte,
Ist Emilie überall gegenwärtig vor Ihren Blicken.
. . . .

Digitized by Google

Friedrich macht aber in eignem Namen ebenfalls sein Erwiederungsgedichtchen und hier hieß es etwas derber:

On remarque par l'ordinaire
Que songe est analogue à notre caractère;
Un hèros, peut réver, qu'il a passé le Rhin,
Un marchand, qu'il a fait fortune,
Un chien, qu'il aboie à la lune,
Mais que Voltaire en Prusse, à l'aide d'un mensonge,
S'imagine être roi, pour faire le faquin, —
Ma foi, c'est abuser du songe *).

In Prosa aber schreibt Friedrich an Voltaire: „Meine Schwester Ulrica sieht theilweise Ihren Traum in Erfüllung gehen, ein König (von Schweden) hat sie zur Gattin verlangt." — —

„Adieu, bewundernswerther Geschichtschreiber, großer Dichter, liebenswürdiger Verfasser der Pucelle, unsichtbarer

---

Endlich aber ließ die Illusion, eine süße Täuschung,
Mich bei Ihnen als Königin von Cytheres gelten.
Beim Erwachen aus jenem glücklichen Traume
Hat die Wahrheit, stets erst,
In Brüssel rasch Ihre Augen enttäuscht.
Ich fühle hinlänglich den großen Abstand zwischen uns,
O ihr zarten Freunde, die ihr Euch berühmt macht,
Euch selbst auf die Höhe des Helicon hinauf erhebt! —
Ich, ich schulde Alles meinen Vorfahren.
Das ist das Urtheil des unerbittlichen Geschicks:
Der Zufall macht die Könige, die Tugend macht die Götter.

*) Preuß, Friedrich der Gr. mit seinen Verwandten und Freunden. S. 164.

Man bemerkt gewöhnlich;
Daß der Traum unserm Charakter ähnlich ist;
Ein Held kann träumen, daß er den Rhein überschritten,
Ein Kaufmann, daß er sein Glück gemacht,
Ein Hund, daß er den Mond anbelle;
Aber daß Voltaire in Preußen, mit Hülfe eines Traumes
Sich einbildet, König zu sein, um als Windbeutel zu erscheinen,
Fürwahr, das heißt selbst die Träume mißbrauchen.

Digitized by Google

und betrübter Gefangener der Circe; Adieu, dem Geliebten der Köchin des Valory [1]), der Madame de Chatelet und meiner Schwester. Ich empfehle mich in den Schutz aller Ihrer Talente und ganz besonders Ihrer Liebe zu den Studien, von denen ich meine sanftesten und angenehmsten Unterhaltungen erwarte. — — Friedrich." —

PS. „Man demöblirt das Haus, das man für Sie in Berlin zu möbliren angefangen hatte."[2])

So wurde Voltaire verabschiedet und damit hatte der Briefwechsel zwischen Friedrich und Voltaire vorerst ein Ende und die Unterbrechung dauerte fast drei Jahre.

13.

Während des zweiten schlesischen Krieges (1744—45) erntete Friedrich neue Lorbeern, die aber seine innere Sehnsucht nach den höhern Genüssen eines den Wissenschaften, der Poesie und dem Wohle seines Volkes gewidmeten Lebens nicht stillschweigen machten

Kaum hatte er Friede geschlossen, so begann er „Sanssouci" zu bauen, um hier seine Hoffnung auf ein philosophisches Stillleben zu verwirklichen. Schon vorher aber hatte Voltaire seinen Briefwechsel mit Friedrich wieder anzuknüpfen gesucht. Friedrich hatte während des Feldzuges den Anfang der Geschichte Ludwigs XIV. von Voltaire verloren, und seinem Correspondenten in Paris, Thiriot, geschrieben, daß er ihm ein neues Exemplar derselben schicken möge. Diese Veranlassung benutzte Voltaire, um Friedrich eine Abschrift des Manuscripts seiner Geschichte Ludwigs XIV., so weit dieselbe fertig war, zu schicken, und zugleich eine

1) Des französischen Gesandten in Berlin.

2) Lettres du roi et de M. d, V. II. 183.

Digitized by Google

neue Tragödie, Semiramis, beizulegen. In dem diese Sendung begleitenden Briefe (22. Sept. 1746) sagt Voltaire: „Ich sehe dem Tode mit Geduld entgegen, und wenn Ew. Majestät es erlauben wollte, so würde ich Sorge tragen, daß alle meine Manuscripte Ihnen nach meinem Tode überliefert würden; Ew. Majestät könnte dann darüber verfügen, wie es Ihnen beliebte. Schon der Gedanke, daß Alles, was mich während meines Lebens beschäftigt hat, nur durch die Hände des großen Frédéric [1]) gehe, ist für mich höchst trostreich." [2])

Friedrich nahm die dargebotene Hand an. Die Semiramis aber scheint Voltaire dennoch damals nicht geschickt zu haben, wenigstens bat Friedrich drei Monate später (18. Novbr. 1746) Voltaire, ihm dieselbe zugehen zu lassen, was Voltaire in seiner Antwort vom 9. Febr. 1747 versprach [3]). Die Art und Weise aber, wie der Schatten des Ninus in dieser Tragödie auftritt, mißfiel Friedrich; und so schrieb er an Voltaire: „Ich weiß übrigens nicht, ob die Gespenster, die Sie in diesem Stücke auftreten lassen, demselben jenen Pathos geben werden, den Sie sich davon zu versprechen scheinen. — Ich zweifle, ob der Schatten des Ninus viele Proselyten machen wird. Diejenigen, die kaum an Gott glauben, werden lachen, wenn sie Dämonen eine Rolle auf der Bühne spielen sehen." [4])

In Folge dieser Kritik blieb der Briefwechsel von neuem

---

1) Voltaire schreibt jetzt eine zeitlang stets Fédéric, statt Frédéric. Letzteres sei ihm zu hart.

2) Lettres inédites de Voltaire a Frédéric le Gr. Paris 1802. p. 1—4.

3) Lettres du Roi d. Pr. et M. d. V. II.186. und Lettres inédites. p. 7.

4) Lettres du Roi de Pr. et de M. de Voll. II. p. 199.

Digitized by Google

Jahr und Tag unterbrochen, bis diesmal Friedrich denselben wieder aufnahm. Er schrieb Voltaire zuerst wieder und sagt ihm aber auch, daß dies nicht ohne Kampf von seiner Seite geschehe:

En vain veux je vous arreter;
Partez donc, indiscrète muse etc. etc. [1])

Es stachelt ihn, daß Voltaire so lange geschwiegen:

Du plus bel esprit de la France
Du poëte le plus brillant,
Je n'ai reçu dupuis un an
Ni vers, ni pièce d'éloquence. —
— —
D'ou vient donc ce silence étrange? [2])

Dann sagt er:

Deux Rois, dit-on, sont vos galans;
L'un roi, sans peuple et sans couronne [3]),
L'autre si puissant, quil en donne
A ses beau-fils, à ses parens.
Au nombre des Rois, vos amans,
J'en ajouterais un troisième;
Mais la décence et le bon sens
M'ont empêché depuis longtemps
D'oser vous parler de moi-même. [4])

---

1) Vergebens will ich dich aufhalten;
So ziehe hin, plauderhafte Muse ꝛc.

2) Von dem schönsten Geiste Frankreichs,
Von dem glänzendsten Dichter
Habe ich nichts mehr seit einem Jahr erhalten,
Weder Versen, noch Prosa.
— —
Woher kommt dieses sonderbare Schweigen?

3) Ladislaus von Polen in Luneville.

4) Zwei Könige sind Ihre Anbeter,
Ein König ohne Volk und ohne Krone,
Der Andere so mächtig, daß er Kronen
Seinem Schwiegersohne, seinem Verwandten schenken kann.

Digitized by Google

Schließlich setzt Friedrich hinzu: „Ich finde, daß, wenn Sie nicht in Paris sind, Sie ebensogut in Berlin sein würden als in Luneville. Wenn Madame du Chatelet mit sich handeln läßt, so schlage ich ihr vor, mir den Voltaire im Tagelohn zu leihen“ [1]).

Ob es Friedrich so ganz ernst mit diesem Vorschlage war, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Unterdessen legte Friedrich seinem Briefe mehrere seiner Poesien bei; und Voltaire ergreift gerne die Gelegenheit, wieder fest mit Friedrich anzubinden. Mit seinen Antworten überschickte er dem Könige einen Theil seiner historischen Arbeiten und bat ihn, „diese Arbeit zu verbessern mit der Hand, welche schreibt wie sie kämpft“ [2]). Dann unterwirft er die Gedichte Friedrichs selbst seiner lobpreisenden geistreichen Kritik und sagt endlich in einem Briefe vom 17. Febr. 1749: „Machen Sie mir es möglich, Sir, Ihnen meine Aufwartung (macour) gegen Anfang dieses Sommers zu machen. Ich werde in die Nähe meiner Sonne kommen, um an ihr das erlöschende Feuer meiner Seele zu erneuern“ [3]). In diesem Punkte trafen die Wünsche Beider zusammen; denn fast gleichzeitig (15. Febr.) schrieb Friedrich an Voltaire: „Haben Sie doch die Güte mich nicht (in Ihrer Kritik) zu schonen. Ich fühle, daß ich mehr leisten kann, aber Sie müssen mir sagen wie!“ [4]) Hier ist der Grund angegeben,

---

Zu der Zahl der Könige, in Sie verliebt,
Füge ich einen dritten hinzu.
Aber Bescheidenheit und Klugheit
Haben mir seit langem verboten,
Zu wagen Ihnen von mir selbst zu sprechen.

1) A. a. O. II. 202. 204.

2) Lettres inédites. p. 21.

3) A. a. O. S. 35.

4) Lettres des Roi de Pruss. et M. de Volt. II. 205.

Digitized by Google

warum Friedrich Voltaire wieder näher trat, und ihm dann auch schrieb: „Wenn Sie im Juli eine Reise hierher machen könnten, so würde mir das viel Freude machen. — — Kommen Sie, ohne Zähne, ohne Augen, ohne Beine, wenn Sie nicht anders können; vorausgesetzt, daß jenes Etwas, das Sie denken läßt und Ihnen so herrliche Sachen eingiebt, die Reise mitmacht.“ [1]) Und Voltaire antwortete, darauf eingehend, am 19. April 1749 und sagte: „Wenn Sie sich in allen Feinheiten unserer Sprache und unserer Poesie, denen Sie so viel Ehre machen, vervollkommnen wollen, so müßten Sie die Güte haben, mit mir zwei Stunden täglich während sechs Wochen oder zwei Monaten zu arbeiten; ich müßte mit Euer Maj. unsere besten Autoren kritisch durchgehen. Sie würden mich aufklären über den Geist der Werke, ich würde Ihnen nicht ohne Nutzen sein in Bezug auf den Mechanismus und Alles, was die Sprache und den Styl anbelangt.“ [2]) Das war es in der That, was Friedrich von Voltaire hoffte, und weswegen es ihm ganz recht war, daß Voltaire „un tour“ nach Sans-souci mache, um ein „paar Monate“ hier mit Friedrich zu arbeiten.

Aber noch während diese Einladungen wieder hin und her gingen, zog schon eine neue Wolke am Himmel auf. Voltaire hatte den ersten Entwurf seiner Semiramis umgearbeitet, und schickte Friedrich diese verbesserte Ausgabe zu. Die mysteriösen Anspielungen, das „Gespenst“, waren beibehalten worden, und Voltaire vertheidigte dieselben zum Voraus gegen Friedrichs vorherzusehende Kritik: „Die Religion, von den Leidenschaften bekämpft,“ schreibt er Friedrich

1) A. a. O. S. 809.

2) Lettres inédites. p. 50.

Digitized by Google

bei Ueberſendung der neuen Semiramis, „iſt eine Sprungfeder, die ich angewendet habe, ſie iſt eine der mächtigſten, um das Herz der Menſchen zu erſchüttern. Unter hundert Leuten giebt es kaum Einen Philoſophen, und auch ſeine Philoſophie huldigt dieſem Zauber, dieſem Vorurtheile, wenn er ſie auch in ſeinem Cabinet bekämpft. Glauben Sie mir, Sir, alle politiſchen Gründe, jedes tiefe Urtheil, die Größe, die Stärke ſind von geringem Belange auf der Bühne; das ſpannende Intereſſe thut Alles, und ohne daſſelbe bleibt Nichts. Es giebt keinen Erfolg (succès) für eine Vorſtellung ohne die Furcht und das Mitleid“*). Trotz der Vertheidigung war und blieb Friedrich ungehalten über dieſe Zugeſtändniſſe, die Voltaire dem religiöſen Gefühle, dem Aberglauben machte. Wie erſtaunte aber Friedrich erſt als Voltaire, für den die „Kirche“ ſein Carthaginem esse delendam war, der, ſo oft ſich eine Gelegenheit bot, ausrief: „écrasons l'infame!“ — dieſe Tragödie dem Kardinal Quirini widmete!

„Ihr Kardinal“, ſchrieb Friedrich dann an Voltaire, „iſt der Zeit der Geſpenſter und Hexenkünſte ganz würdig; Sie kennen Ihre Leute und Sie haben ſich an den Rechten gewendet, als Sie ihm ſagten, daß, da jeder Katholik an Wunder glauben müſſe, das Parterre in ſeinem Gewiſſen verpflichtet ſei, vor dem Schatten des Ninus zu zittern. Ich bürge dafür, daß der Bibliothekar Sr. Heiligkeit dieſer orthodoxen Lehre vollkommen beiſtimmen wird. Mir aber, der ich nur ein verdammter Ketzer bin, werden Sie erlauben, anderer Anſicht zu ſein, und Ihnen unumwunden zu ſagen, was ich von Ihrer Tragödie denke.“ Worauf Friedrich dann das Erſcheinen des Geiſtes Ninus von allen

*) Lettres inédites p. 39.

Digitized by Google

Seiten angreift und, die Uebertreibungen Voltaire's herbe tadelnd, endlich sagt: „Ich würde in der Tragödie etwas mehr Natur dem übertriebenen Pathos vorziehen“ [1]). Der volle Ernst deutscher Ueberzeugung, die keine Spielerei mit dem philosophischen Grundsatze erlaubt, tritt hier dem geistreichen Franzosen, dem es vor Allem um den „succès“ zu thun war, gegenüber. Dem Italiener Algarotti, der ebenfalls zu dem Kreise von Ausländern, die Friedrich um sich sammelte, gehörte, schrieb Letzterer ein paar Monate später (12. Sept. 1749) viel heftiger: „Voltaire hat einen Streich begangen, welcher unwürdig ist; er verdient auf dem Parnaß gebrandmarkt zu werden; es ist schade, daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden ist.“ — Nichtsdestoweniger setzte Friedrich hinzu: „Ich werde mir unterdeß nichts merken lassen, denn ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig; man kann schöne Dinge von einem Nichtsnutz lernen; ich will sein Französisch schreiben können, was geht mich seine Moral an?“ [2])

Friedrich kannte Voltaire hinlänglich, um so über ihn urtheilen zu dürfen; das „Genie“ Voltaire's war es, bei dem Friedrich auf ein paar Monate in die Schule gehen wollte. Deswegen schrieb er Voltaire: „Ihre Kritik unterrichtet mich in zwei Linien mehr als zwanzig Seiten Lobes es vermöchten. — — Opfern Sie mir die zwei Monate, welche Sie mir versprochen haben. — — Ich will mit Ihnen studiren, ich habe die Zeit dazu in diesem Jahre; Gott weiß, ob ich sie in einem andern haben werde. — Ich erkenne nur Sie als Meister in Allem an, was die Sprache, den Geschmack und das Departement des Parnasses anbe-

1) Lettres du roi de Pruss. et M. d. V. II. 213.

2) Preuß. Friedrich der Gr. eine Lebensgeschichte. I. 240.

Digitized by Google

langt. — Ich bin vollkommen unwissend in Ihrer Sprache; — — ich fühle, wie außerordentlich nothwendig Sie mir sind und von welchem großen Nutzen Sie mir sein können; die Kenntniß der französischen Sprache will ich nur Ihnen schulden" [1]). Das sind die Ausdrücke gesteigerter Ungeduld, mit welchen Friedrich, den Hindernisse stets reizten, sich endlich an Voltaire wendete, bis er diesem zuletzt, halb Ernst, halb Hohn, schrieb: „Sie gleichen dem weißen Elephanten, um dessentwillen der König von Persien und der Kaiser von Mongolien Krieg führen, und von dem Beide ihren Titel hernehmen, wenn sie so glücklich sind, ihn zu besitzen. Adieu. Wenn Sie hieher kommen, so werden sie an der Spitze meiner Titel sehen: „Friedrich, von Gottes Gnaden, König von Preußen, Kurfürst von Brandenburg und Besitzer Voltaire's" [2]).

14.

Am 17. März 1749 hatte Voltaire an Friedrich geschrieben: „Wenn mir ein Restchen Lebensathem bleibt, so verwende ich ihn, um zu Ihnen zu kommen und Ihnen den Hof zu machen. Ich will wenigstens noch einmal den großen Mann sehen. Ich habe Sie herzlichst geliebt; ich bin böse über Sie gewesen; ich habe Ihnen jetzt verziehen und liebe Sie bis zum Wahnsinn; ich wage, Sie so sehr zu lieben, wie ich Sie bewundere" [3]). Aber trotz allem Enthusiasmus für den „großen Mann" wollte Voltaire erst seine Bedingungen machen. Er wünschte, als Einleitung zu Anderm, den Orden pour le mérite zu erhalten; und

1) Lettres du Roi et de Mr. de Voltaire II. 216. 219. 220. 222. 223. 226. 231.

2) A. a. O. II. 232.

3) Lettres inédites p. 45.

Digitized by Google

behauptete zu dem Ende, daß d'Argens ihn in einer seiner Schriften beleidigt und von ihm gesagt habe, er sei sehr schlecht am Hofe Friedrichs angesehen; um das Gegentheil zu beweisen, möge der König „ihm eine halbe Elle schwarzen Bandes" zugestehen [1]). Friedrich antwortete Voltaire, daß er im Irrthum sei, wenn er glaube, d'Argens habe ihn angegriffen. Den Orden aber erhielt Voltaire nicht; und so zögerte dieser auch mit seiner Abreise. Der Sommer und auch der Herbst des Jahres 1749 vergingen, und Voltaire kam nicht. Da wendete sich Friedrich an einen jüngeren Dichter, d'Arnaud, in Paris, und schrieb diesem (25. April 1750):

Déjà l'Appollon de la France
S'achémine à sa decadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il brille encore,
Ainsi le couchant d'un beau jour,
Promet une plus belle aurore [2]).

Sobald Voltaire hörte, daß d'Arnaud, — den er lobte, so lange er Friedrichs Correspondent in Paris war, — nach Berlin berufen sei, ließ es ihn nicht mehr ruhen. Er schrieb Friedrich (16. März 1750):

Enfin d'Arnaud — —
S'en va, dans sa tendre jeunesse
A Berlin chercher la sagesse
Près de Frédéric Apollon.

---

1) A. a. O. S. 64. 66.

2) Schon schreitet der Apollo Frankreichs
Seinem Untergange entgegen;
Kommen Sie glänzen, da die Reihe an Ihnen,
Erheben Sie sich, so lange jener noch glänzt.
So verspricht die Abendröthe eines schönen Tages
Eine noch schönere Morgenröthe.

Digitized by Google

Ah! j'aurais bien plus de raison
D'en faire autant dans ma vieillesse.

— —

Mon d'Arnaud est donc appélé
Dans ce séjour que l'on renommé.
Et tandis qu'un troupeau zélé
De pélerins au front pelé
Court a pied dans les murs de Rome
Pour voir un triste jubilé,
L'heureur d'Arnaud voit le grand homme *).

Sobald aber d'Arnaud in Berlin angelangt war, ſchrieb Friedrich ſeinerſeits (21. April) an Voltaire:

J'esperais qu'au premier signal,
Les grâces et votre génie
Viendraient sans céremoniel
Reveiller ma muse assoupie.
Mais de ce bonheur idéal
L'espérance est évanouie,
Et dans ce séjour martial
d'Arnaud, votre charmant vassal,
N'est arrivé qu'en compagnie
De sa muse aimable et polie;

*) A. a. O. S. 90.

Arnaud endlich
Geht in ſeiner zarten Jugend
Nach Berlin die Tugend ſuchen
Bei Friedrich-Apollo.
O! ich werde ganz anders berechtigt ſein,
In meinem Alter daſſelbe zu thun.

— —

Mein d'Arnaud iſt alſo berufen
Zu jenem Aufenthalt ſo berühmt.
Und während eine eifrige Heerde
Von Wallfahrern mit geſchornem Haupte
Zu Fuße nach Rom pilgert,
Um hier ein trauriges Jubiläum zu ſehen,
Sieht dieſer glückliche d'Arnaud den großen Mann.

Digitized by Google

Lorsq'on n'a point l'original,
Heureux qui retient la copie! [1])

Er setzt in Prosa hinzu: „Er ist endlich gekommen, dieser d'Arnaud, der so lange auf sich hat warten lassen. — — Sie wünschen, ich soll Ihnen mein Gedicht (über Valory) schicken; aber es darf sich nicht sehen lassen. d'Arnaud wird Ihnen schreiben, was es enthält. — Wenn Sie, theurer Voltaire, meine „Sottisen" sehen wollen, so müssen Sie sich hier an Ort und Stelle einfinden; es ist nicht mehr möglich, zurückzuweichen" [2]).

Ist es nicht, als ob man bei jedem dieser Worte den lächelnden Zug der feinen Ironie sähe, der oft um Friedrichs Mund spielte? Voltaire fühlte sich im Herzen getroffen, und wenige Tage, nachdem er Friedrichs Brief vom 25. April erhalten hatte, am 8. Mai, zeigte er, obgleich er sich eben erst häuslich in Paris eingerichtet hatte, Friedrich an, daß er endlich zur Reise nach Berlin bereit sei, und es nur noch einer Kleinigkeit — von 4000 Thaler bedürfe [3]), um abzureisen. Obgleich Friedrich ihm schon vorher 2000 Thlr. und Melonen aus den Treibhäusern von Sans-souci geschickt hatte, so erhielt Voltaire dennoch die

1) Ich hoffte, das auf das erste Zeichen
Die Grazien und Ihr Genie
Ohne Ceremoniel kommen würden,
Um meine eingeschlafene Muse aufzuwecken.
Aber dieses höchsten Glückes
Hoffnung ist geschwunden,
Und in diesem Sitze des Krieges
Ist d'Arnaud, Ihr liebenswürdiger Nebenbuhler,
Angekommen im Geleite
Seiner lieblichen und feinen Muse.
Wenn man das Original nicht haben kann,
Ist man glücklich, sobald man die Copie festhält.

2) Lettres du Roi de Pr. et de Mr. de Volt. II. 239. 240.

3) Lettres inédites p. 99.

Digitized by Google

gewünſchte Summe umgehend, wofür dieſer ſo poetiſch geſtimmt wurde, daß er ſein Glück beſang:

Votre très-vieille Danaé
Vas quiter son petit ménage
Pour le beau séjour etoilé
Dont elle est indigne à son âge.
L'or par Jupiter envoyé
N'est pas l'objet de son envie.
Elle aime d'un coeur dévoué
Son Jupiter, et non sa pluie.
Mais c'est en vain que l'on médit
De ces gouttes très-salutaires;
Au siècle de fer où l'on vit,
Les gouttes d'or sont nécessaires *).

Ehe er abreiſte ging Voltaire noch nach Compiegne, wo damals der Hof des Königs Ludwig XV. und der Pompadour ſich aufhielt; wohl um zu verſuchen, ob er nicht abermals eine „diplomatiſche Miſſion" erhalten werde. Hier ſcheint es, daß ihm das Gedichtchen, in welchem Friedrich d'Arnaud für die aufgehende, und ihn, Voltaire, für die untergehende Sonne erklärt hatte, zu Geſicht gekommen ſei; wenigſtens ſchickt er von hier aus an Friedrich ein Gedichtchen, das ſich auf jene Vergleichung bezog:

*) A. a. O. S. 101.
Ihre ſehr alte Danaë
Wird ihren kleinen Haushalt verlaſſen,
Um den geſternten ſchönen Aufenthalt zu beziehen,
Deſſen ſie in ihrem Alter unwürdig iſt.
Das durch Jupiter überſchickte Gold
Iſt nicht Gegenſtand ihrer Wünſche;
Sie liebt mit hingebendem Herzen
Ihren Jupiter und nicht ſeinen Regen.
Aber vergebens flucht man
Dieſen ſehr wohlthätigen Tropfen;
In dem eiſernen Zeitalter, in dem wir leben,
Sind die Goldtropfen nöthig.

Digitized by Google

Ainsi dans vos galants écrits,
Qui vont courrant toute la France,
Vous flattez donc l'adolescence
De ce d'Arnaud, que je cheris,
Et lui montrez ma decadence.
Je touche à mes soixante hivers
Mais si tant de lauriers divers
Ombragent votre jeune tête,
Grand homme, est il donc bien honnête
De depuiller mes cheveux blancs
De quelques feuilles negligés? — —
Quel Diable de Marc-Antonin!
Et quelle malice est la votre!
Egratignez-vous d'une main,
Lorsque vous carressez de l'autre?*)

Seiner Nichte aber schrieb Voltaire: „Der König von Preußen soll erfahren, daß ich noch nicht untergehe" (que je ne me couche pas encore). Mit diesen Gefühlen reiste Voltaire von Compiegne ab, und mit denselben langte er am 10. Juli 1750 in Potsdam an.

---

*) A. a. O. S. 104.

In Ihren galanten Briefen,
Die ganz Frankreich durchlaufen,
Schmeicheln Sie der Jugend
Dieses d'Arnaud, den ich liebe,
Und zeigen ihm meine Alterschwäche.
Ich stehe meinem sechzigsten Winter nahe,
Aber wenn so viele verschiedene Lorbeern
Ihr junges Haupt beschatten.
Großer Mann, ist es dann wohl ehrbar,
Meine weißen Haare zu berauben
Der Lorbeerblätter, die ihm zugefallen. —
Was für ein Teufel von Marc Antonin
Und was für eine Malice, die Ihrige!
Kratzen Sie also mit der einen Hand,
Während Sie mit der andern schmeicheln.

Digitized by Google

15.

Die Gesellschaft von Sans-souci bestand damals im Wesentlichen aus Fremden: den Franzosen d'Arnaud, Maupertius, d'Argens, Chazot, d'Arget, de la Métérie und später de Prades, dem Engländer Lord Marechal Keith, dem Italiener Algarotti und dem Polen Rothenburg. d'Arnaud hatte sich durch ein paar mittelmäßige Trauerspiele in Paris bemerkbar gemacht. Voltaire unterstützte ihn und empfahl ihn auch an Friedrich, so lange er seine Nebenbuhlerschaft nicht fürchtete. Friedrich berief ihn — durch den vorübergehenden Erfolg seines Trauerspiels: Coligny où la St. Barthelemie verleitet — nach Berlin. — Maupertuis hatte sich als Geometer und durch Reisen im Interesse der Wissenschaft Ruf erworben. Er war Präsident der Akademie, die Friedrich kurz nach seiner Thronbesteigung nach dem Muster der pariser Akademie in Berlin errichtet hatte. Der Marquis d'Argens hatte in seiner Jugend ein Abentheurerleben geführt, war einer Schauspielerbande nachgezogen, dann Soldat gewesen, wurde Schriftsteller und schrieb im Geiste Voltaire's und Friedrichs, les lettres juives; les lettres chinoises und la philosophie du bon sens. Friedrich berief ihn, zeichnete ihn vor Allen aus, liebte seinen Umgang mehr als den seiner andern französischen Höflinge, vielleicht gerade deswegen, weil d'Argens sich nur halb gab, und mehr als die Uebrigen selbstständig blieb. Chazot, ein normannischer Edelmann, als Major aus französischen Diensten in preußische übergetreten; d'Arget, früher Geheimschreiber des französischen Gesandten Valory, dann Geheimschreiber Friedrichs; de la Métérie, von dem Friedrich in dessen Todtenrede sagte: „Der Titel eines Philosophen und eines Verfolgten genügte, um ihm ein Asyl in Preußen und eine Pension des Königs zu sichern" — waren Alles unter-

Digitized by Google

geordnete Naturen, abentheuernde Soldaten, gens de lettres, vor Allem gens d'esprit, die heute nie mehr genannt würden, wenn sie Friedrich nicht in Sans-souci aufgenommen hätte. Der Lord Marechal Keith war ein Schotte, dessen Familie den Marechaltitel von Schottland führte; er war für die Stuarts eingetreten, hatte mit diesen flüchten müssen, wurde in Spanien Soldat, war später der Diplomat, und dann wieder Soldat des Prätendenten, bis er zuletzt nach Berlin kam, sich die Freundschaft Friedrichs gewann, von diesem zum Gouverneur von Neuenburg ernannt wurde, und bis zu seinem letzten Athemzug (25. Mai 1778) Friedrichs treuer, offener und redlicher Freund war. — Der Italiener Algarotti war halb Gelehrter, halb Künstler, Schriftsteller, Maler, Zeichner, Baumeister, ganz ein Mann, um die Unterhaltung eines Königs zu würzen. Er war dazu ein Ehrenmann, der sich Friedrich auf's innigste anschloß, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, bald in Dresden, wo August III., König von Polen, ihn zum Geheimrath ernannte und er die Gemäldesammlung ordnen und vermehren half, bald in Berlin, wo ihn Friedrich zu seinem Kammerherrn machte, endlich aber wieder in Italien lebte und hier (in Pisa 1762) starb. Ihm ließ Friedrich im Campo santo zu Pisa ein Denkmal errichten. — Der Graf Rothenburg, aus Polnisch-Retkau, ging aus französischem Dienste in die Friedrichs über, wurde einer seiner vertrautesten Gesellschafter und warf einen Glanz der hellsten Toleranz in das Leben am Hofe zu Sans-souci, da er, in Frankreich zur katholischen Kirche übergetreten, neben allen diesen Philosophen, Gottleugnern oder Deisten, ein treuer und eifriger Katholik war, als solcher das Haupt der Katholiken in Berlin wurde und unter Friedrichs Augen den Bau der Hedwigkirche in Berlin betrieb.

Digitized by Google

Neben diesen Fremden aller Zungen kamen nur wenige Deutsche mit Friedrich in persönliche Berührung. Wie ihm einer seiner tapfersten deutschen Generale überdrüssig wurde und Friedrich einst ausrief: „Er ist zu Nichts als zum Kriege zu brauchen und ich kann doch um seinetwillen keinen Krieg anfangen", ist eine bekannte Anekdote, die wahr oder erfunden die Stimmung Friedrichs und seines Hofes bekundet. Winterfeld, Stille, Graf Finkenstein, Knobelsdorf, von Bork gehörten mit zu den Arbeitsbienen in dem königlichen Stock von Sans-souci, die für den Honig der fremden Drohnen sorgen helfen mußten.

16.

Voltaire aber wurde die Alles in Unordnung bringende Wespe in dem friedlichen Stocke zu Sans-souci.

Während den Unterhandlungen über Voltaire's „tour" nach Sans-souci war die Marquise de Chatelet gestorben; worauf Voltaire den Hof des Königs Stanislaus verließ. Von da an änderte er auch seinen Plan, auf nur „zwei Monate" nach Sans-souci zu kommen, dahin, daß er nun die Absicht faßte, sich auf längere Zeit, vielleicht für immer, in Potsdam niederzulassen. Schwerlich würde Friedrich ihn von Anfang an auf diese Bedingung hin berufen haben. Sie aber, als Voltaire sie, wie sich von selbst verstehend, vorschob, zurückzuweisen, das lag ebenfalls nicht in Friedrichs Art zu sein, da ein Zurückweichen seiner Natur widersprach. — Als Voltaire in Potsdam ankam, erhielt er vorab von Friedrich den Orden pour le mérite, den Kammerherrnschlüssel, 5000 Thaler Gehalt, und überdies für seine Nichte, Madame Denis, wenn sie ihrem Onkel folgen werde, noch 1000 Thlr. jährlich auf Lebenszeit zugesichert. Voltaire wohnte im Schlosse, hatte freie Tafel, Feuer, Licht, Diener-

Digitized by Google

schaft und Equipage. Voltaire war überglücklich: „Astolf wurde nicht schöner im Palaste der Alcina empfangen [1]), wie ich in Sans-souci," sagt er selbst. „Friedrich ist der beste, oder — ich bin der dümmste aller Menschen," schreibt er sechs Wochen nach seiner Ankunft an den Grafen d'Argental. „Die Philosophie hat seinen Charakter und er sich selbst, wie die Fehler seiner Werke, verbessert" [2]). Voltaire erzählt d'Argental eine edle That Friedrichs und ruft aus: „Mein theurer und verehrter Freund, wenn das kein großer Mann ist, so möchte ich wissen, wie die großen Männer gemacht sind" [3]). — „Salomon war ein wahrer Stümper im Vergleich zu ihm. — — Er hat mir das Beispiel der Nüchternheit gegeben. Wie, mußte ich mir sagen, da ist ein König, der von Natur die Tafelfreuden liebt, der sich zu Tisch setzt, nicht ißt und die geistvollste Unterhaltung pflegt, — und ich sollte mir wie ein Thor Unverdaulichkeiten zuziehen?" [4]) Voltaire fühlte sich geehrt und glücklich in Sans-souci: „Ich habe von meinem Cabinet nur drei Schritte, um bei einem Manne zu sein, der voller Geist, Grazie und Phantasie ist. Ich habe das Vergnügen, ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten nützlich zu sein und ich gewinne dabei neue Kräfte zu meinen eigenen. Indem ich ihn verbessere, lerne ich mich selbst verbessern. Der König hat mir mehr gehalten, als er mir versprochen hatte. Ich genieße vollkommene Freiheit, bin Herr meiner Zeit und in Nichts beschränkt. Die Abendtafel der sieben Weisen ist Nichts gegen unsere kleine Gesellschaft. — Alle meine Stunden sind köstlich hier und ich habe keine Dornen an meinen

1) Ariost, der rasende Roland. 6. Gesang.
2) Lettres de Mr. d. V. III. 234. 235.
3) A. a. O. III. 255.
4) Preuß, Fr. d. G. mit s. Verw. und Freunden. 174.

Digitized by Google

Rosen gefunden — kurz, unser Philosophenparadies ist über allen Ausdruck erhaben“ [1]).

Am 20. Juli, nachdem er gerade Jahr und Tag in Sans-souci gelebt hatte, schreibt er an die Marquise Dudeffant: „Das Leben ist hier sehr angenehm, sehr frei, und seine Regelmäßigkeit ist der Gesundheit zuträglich. Und dann stellen Sie sich vor, wie köstlich es ist, frei zu sein bei einem Könige, Alles zu denken, zu sagen, zu schreiben, was man will. Der Seelenzwang ist mir stets wie eine Todesqual vorgekommen. Wissen Sie, daß Sie Sklaven sind zu Sceaux und zu Anet? Ja, Sklaven, in Vergleich zu der Freiheit, der man sich in Potsdam mit einem Könige, der fünf Schlachten gewonnen hat, erfreut? Und zu Alle dem giebt's hier Erdbeeren, Pfirsichen, Trauben, Ananas im Januar“ [2]). Dann schreibt er wieder dem Grafen d'Argental: „Die Natur hat Friedrich den Großen für mich gemacht; — und der Teufel müßte mit im Spiele sein, wenn die letzten Jahre meines Lebens nicht glücklich sind in der Nähe eines Fürsten, der gerade so denkt wie ich, und der mich so sehr zu lieben würdigt, wie ein König dazu nur im Stande ist“ [3]).

17.

Und der Teufel war mit im Spiele. Jeder trägt den Seinigen im Herzen mit herum, und Voltaire hatte ein großes Herz und eine kleine wilde Jagd von allen möglichen Leidenschafts-Teufeln und Teufelchen in demselben.

Vorerst war alle seine Anhänglichkeit an Friedrich wieder nur pure Heuchelei. Während er schrieb, daß Friedrich

1) Preuß, a. a. O. S. 172—175.
2) Lettres de M. de V. III. 325.
3) A. a. O. III. 285.

Digitized by Google

der beste aller Menschen sei, während er sich in der Weisheit und Freundschaft des Königs sonnte, coquettirte er nach Versailles hinüber mit der Pompadour und dem Herzog von Richelieu. Als er, bevor er nach Berlin abreiste, in Compiègne von der Pompadour Abschied nahm, beauftragte diese ihn; „de présentir ses respects au roi de Prusse". Voltaire überlieferte die „respects" der Pompadour an Friedrich, worauf dieser einfach antwortete: „Ich kenne die Person nicht!" [1]) Friedrich war zu selbstbewußt, zu ehrenhaft stolz, um die „respects" einer Königsmaitresse dieses Schlages anzunehmen. Voltaire aber schrieb an die Pompadour am 20. Aug. von Potsdam:

„Dans ces lieux, jadis peu connus, —
Beaux lieux aujourd'hui devenus,
Dignes d'eternelle mémoire, —
Au favori de la victoire
Vos compliments sont parvenus.
Vos myrtes sont dans cet asile
Avec des lauriers confondus.
J'ai l'honneur, de la part d'Achille
De rendre grace à Venus" [2]).

„Wenn er selbst dankte, Madame, würden Sie schönere Verse erhalten, denn er macht deren so leicht wie ein andrer König und gewinnt diesem überdies Schlachten ab."

1) So Voltaire in einem Briefe an Madame Denis. A. a. O. III. 231.

2) An diesem Orte, vor Zeiten wenig bekannt, —
Schöner Ort heute
Ewigen Andenkens würdig —
Sind dem Günstlinge des Sieges
Ihre Grüße überbracht worden.
Ihre Myrten sind in diesem Asyl
Mit Lorbeern durchflochten.
Ich habe die Ehre, im Namen Achills
Der Venus Dank zu sagen.

Digitized by Google

Des deux rois qu'il faut adorer
Dans la guerre et dans l'alarme,
L'un est digne de soupirs
Pour vos vertus et pour vos charmes,
Et l'autre de les célébrer" *).

Dem Herzog von Richelieu, der Voltaire Vorwürfe machte, daß er Frankreich verlassen und in Preußen eine feste Stellung angenommen habe, schreibt dieser in demselben Athem, „daß er die Geschichte Ludwigs XIV. (die er in Berlin vollendet hatte), nur hier und nicht in Paris habe schreiben können, weil er nur in Berlin die nöthige Freiheit dazu gefunden habe"; und dann sagt er wieder, daß er freiwillig den Kammerherrnschlüssel, den Orden, die 20,000 fl. Pension — eine in Frankreich so seltene Pension! — aufgeben, daß er Alles opfern würde für die Ehre, mit dem Herzoge zu leben und seine Nichte und seine Freunde wiederzufinden. — — „Aber wie würde ich behandelt werden, wenn ich zurückkäme? Madame de Pompadour schien zuletzt mir wenig gewogen. Soll ich nun die Gunst, die Freundschaft eines der größten Könige der Erde, eines Mannes, von dem die Nachwelt sprechen wird, aufgeben, um an einer Toilette ein Wort zu erbetteln, das ich nicht erhalten würde?" — Das klingt würdig genug; aber auf der nächsten Seite desselben Briefes heißt es dann weiter: „Könnten Sie nicht die Güte haben, der Madame de Pompadour vorzustellen, daß ich — ganz dieselben Feinde habe wie sie. Wenn meine Flucht sie verletzt hat, wenn

*) Lettres en vers in der angeführten Ausgabe Bd. XV. S. 210.
Von den zwei Königen, die man bewundern muß
Im Kriege und im Aufruhr,
Ist der eine würdig, zu seufzen
Um Ihre Tugenden und Ihre Reize,
Und der andere sie zu besingen.

Digitized by Google

sie mich nur wie einen Ueberläufer betrachtet, so muß ich wohl bleiben wo ich bin; aber wenn sie glaubt, daß ich zu denen gezählt werden könnte, die in der Literatur von einigem Nutzen sein können; wenn sie wünscht, daß ich zurückkommen soll, könnten Sie dann ihr nicht sagen, daß Sie meine Anhänglichkeit an ihre Person kennen und daß sie allein mich veranlassen könnte — den König von Preußen zu verlassen." — „Ich lege mein Geschick in Ihre Hände," fährt er fort, sich an den Herzog richtend; — „meine Nichte wird zu Ihnen kommen, Ihre Befehle in Empfang zu nehmen. Sie hat einen Schlüssel zu einer Geheimschrift mit mir, der um so unauflösbarer ist, als er gar nicht verdächtig aussieht. Sie wird mir mit Sicherheit Ihre Willensbestimmung zukommen lassen." — — Um eine Bürgschaft der Hingebung beizufügen, verspricht endlich Voltaire im Postscriptum, dem Herzoge von Richelieu nächstens die Geschichte Brandenburgs von Friedrich überschicken zu wollen; „nicht die in Holland gedruckte, in welcher das Leben des verstorbenen Königs fehlt, sondern die, welche der König mir gegeben hat und von der keine Exemplare mehr vorhanden sind. Ich bitte Sie, diese kleine Zusendung geheim zu halten" *).

Voltaire war am 10. Juli 1750 in Potsdam angekommen; im August schon schrieb er diesen Brief an Richelieu, der von der ersten bis zur letzten Silbe ein Verrath an Friedrich ist.

18.

Wenn Voltaire aber auf diese Weise gleich von Anfang Friedrichs Wohlthaten nur benutzte, um an dem Hofe Ludwigs XV. durch einen Richelieu und eine Pompadour eine

*) Der ganze Brief a. a. O. III. S. 243—253.

Digitized by Google

ähnliche „seltene" Pension zu gewinnen, wie Friedrich sie ihm in Großmuth geschenkt hatte; so war er bald in Sanssouci nach einer andern Seite hin thätig, durch seine Intriguen Jeden zu entfernen, der ihm in irgend einer Weise unangenehm, der ihm im Wege stand, der seine Eitelkeit verletzte, seine Eifersucht weckte.

Schon ehe Voltaire in Sans-souci ankam, war er in dieser Richtung thätig gewesen. Der Marquis d'Argens war unstreitig der würdigste und einflußreichste unter Friedrichs Freunden in der Tafelrunde von Sans-souci. Gegen ihn war Voltaire bereits thätig, ehe er noch in Potsdam anlangte. Schon am 25. November 1749 sah sich Friedrich veranlaßt, Voltaire in Antwort auf einen Brief, in welchem er gegen d'Argens geklagt hatte, zu schreiben: „Lassen Sie sich doch nicht mehr beunruhigen durch die: „Man sagt!" — „Man sagt" ist die Zeitung der Narren. Niemand hat schlecht über Sie in diesem Lande gesprochen. Ich weiß nicht, in welchem Buche d'Argens über den Euripides plaudert; wer sagt Ihnen, daß er Sie damit treffen wollte? Wenn er Sie hätte bezeichnen wollen, hätte er Sie nicht eher Virgil als Euripides geheißen?" *) Eine Satyre Voltaire's, in welcher er den armen d'Argens unter der Maske des ewigen Juden persiflirte, vergiftete dem „Freunde" Friedrichs von vorn herein das Leben in Sans-souci, so lange Voltaire dort tonangebend war.

Sechs Monate, nachdem Voltaire in Potsdam angekommen war, schreibt dieser an seine Nichte, Mad. Denis: „Wir sind hier drei oder vier Fremde, wie die Mönche in einem Kloster. Wollte Gott, daß der Pater Abt sich damit begnügte, sich über uns lustig zu machen. Unterdeß giebt es hier eine

*) Lettres du roi et de Mr. de Volt. II. 233.

Digitized by Google

di questa

ganz anständige Dosis ~~diquesta~~ rabbia della gelosia (von jener Wuth genannt Eifersucht). Wo weiß der Neid sich nicht einzudrängen, wenn er bis hieher gelangt?" [1])

Während Voltaire bei seinem ersten Besuche Friedrich selbst angeklagt hatte, den „Verrath unter der Freundschaft zu verstecken", hatte er den Freund verrathen; während er jetzt über Eifersucht und Neid klagte, trieben Eifersucht und Neid ihn zu den gehässigsten Schritten. d'Arnaud insbesondere war ihm ein Dorn im Auge. Er hetzte nach allen Richtungen gegen ihn, verklagte ihn im Geheimen bei Friedrich, daß er ihn in Paris verleumdet habe und den Hof von Sans-souci durch seine Correspondenz mit einer Menge von „Gazetiers" compromittire. Er bat Friedrich, d'Arnaud nicht nach Potsdam kommen, sondern ihn „in Berlin zu lassen, um hier zu arbeiten und die Akademie zu besuchen" [2]). Als diese Intrigue nicht den gewünschten Erfolg hatte, klagte Voltaire d'Arnaud einfach an, daß er einen seiner (Voltaire's) Bedienten bestochen habe, um ein Manuscript zu stehlen [3]). Daß nach dieser Anklage Einer von Beiden weichen und Sans-souci verlassen mußte, versteht sich von selbst. Friedrich ließ d'Arnaud fallen, um Voltaire festzuhalten; und so konnte Voltaire wenige Tage nachdem Friedrich d'Arnaud seines Amtes entlassen hatte, an seine Nichte, Madame Denis, im Triumph schreiben: „Die aufgehende Sonne ist untergegangen!" — Seiner Nichte aber schrieb er Nichts davon, wie er diesen Untergang bewirkt hatte. Erst die nachträgliche Herausgabe von Briefen Voltaire's an Friedrich, die jener weislich der Veröffentlichung vorenthalten hatte, zeigen den kunstfertigen

1) Lettres de Mr. de Volt. III. 281.
2) A. a. O. S. 115.
3) Lettres inédites p. 113.

Digitized by Google

Machinisten, der die Sonne des Nebenbuhlers herabdrückte. Seiner Nichte schrieb Voltaire weiter: „Der arme d'Arnaud, er langweilte sich hier; er hatte sein Ansehn abgenutzt, dadurch, daß er seine Comödie: le mauvais riche in Charlottenburg, wo Stücke aus dem Neuen Testamente genommen, keinen Erfolg haben, hatte spielen lassen. Das Stück wurde schlecht aufgenommen. d'Arnaud ist sich dabei selbst vorgekommen wie Ovid, als die Geten seine Elegien auspfiffen. Dazu kam ein wenig Kummer, daß ich, die untergehende Sonne, vom König so ziemlich gut behandelt wurde; weswegen betrübten Sinnes er dann seinen Abschied verlangte. Der König bat ihm hierauf in Strenge befohlen, binnen vierundzwanzig Stunden abzureisen." — „Mein Kind, mein Triumph," setzt Voltaire sich vergessend hinzu, „betrübt mich; das giebt Veranlassung, über die Gefahren der hohen Stellungen nachzudenken. Wie dieser schöngeistige Monarch die Eine seiner zwei Sonnen behandelt!

Quel Diable de Marc-Antonin!
Et quelle malice et la votre!
Vous égratignez d'une maine,
Lorsque vous caressez de l'autre.

Man macht gegen mich mehr wie je das Sammtpfötchen. Aber ... Adieu! Adieu. Ich brenne, zu Euch zu kommen und Euch zu umarmen" *).

Voltaire hat sicher keinen psychologisch schöner entwickelten Monolog gedichtet, wie diesen hier. Man sieht, wie der giftige Wurm ihn sticht, den der König durch das Wort „untergehende Sonne" in ihn gelegt hatte; man sieht, wie er mit Wollust sich an dem Gedanken weidet, den „armen d'Arnaud" gestürzt zu haben. Dann aber er-

*) Lettres de Mr. de Volt. III. 282.

Digitized by Google

ſchrickt er ſelbſt vor ſeinem Triumph. Das „Heute mir, Morgen dir" ſteigt lebendig in ſeiner Seele auf; er fühlt, wie leicht es ihm geworden, die „Eine der beiden Sonnen" untergehen zu machen, und ſo ergreift ihn die Furcht, daß die „Andere Sonne" vielleicht dereinſt ebenſo leicht herabgedrückt werden könnte. Das böſe Gewiſſen will auch bei dem geiſtreichſten Verräther ſein Recht haben; und in der Angſt fällt Voltaire die Antwort ein, die er dem König gegeben, als dieſer d'Arnaud als aufgehende Sonne, Voltaire als untergehende bezeichnet hatte. Mit dieſer Antwort erwacht aber auch die Rachegöttin, wenn man ſo will, die ihn von Sans-souci wegzutreiben ſucht. Wie geſagt, der Monolog iſt ſo ſchön, wie Voltaire keinen ſchönern gedichtet hat.

19.

Von der Stunde an fühlte Voltaire ſich nicht mehr heimiſch am Hofe Friedrichs; und das iſt die Urſache, warum ein Wort ihn aus dem Gleichgewicht bringen konnte. Ein anderer Franzoſe, la Metrie, Vorleſer des Königs, kam eines Abends zu Voltaire und erzählte ihm, daß, als er dieſer Tage mit dem Könige über die Eiferſucht, welche die Gunſt in der Voltaire ſtehe, hervorrufe, geſprochen, Friedrich geantwortet habe: „Ich bedarf ſeiner höchſtens noch ein Jahr; man preßt die Orange aus und wirft die Schale fort!" *) Das war der Funke, der in dem Mißtrauen, das Voltaire durch ſein eigenes Benehmen, durch den Erfolg ſeiner eignen Ränke in ſich aufgehäuft hatte, zündete. „Glauben Sie es! Darf ich es glauben? Iſt das möglich?" — ſchreibt Voltaire ſeiner Nichte. — „Weswegen hätte er mir ſo viel Freundſchaft bewieſen? Es ſchwindelt

1) A. a. O. III. 353.

Digitized by Google

mir! Ich glaube nichts von Alle dem! — Und dennoch? — Indem ich seine Gedichte durchlas, bin ich auf eine Epistel an einen Maler Péne gestoßen. Die ersten Verse heißen:

Quel spectacle étonnant vient de frapper mes yeux!
Cher Péne, ton pinceau te place au rang des Dieux! [1])

Dieser „theure Péne" ist ein Mann, den er nicht mehr ansieht. Nichtsdestoweniger ist dieser „theure Péne — ein Gott! Mir könnte immerhin einmal etwas Aehnliches zustoßen" [2]).

Die „Orangenschale" ließ Voltaire nicht mehr ruhen. Wenige Wochen, nachdem la Metrie sie ihm, den Alle am Hofe Friedrichs fürchteten und haßten, vielleicht nur um ihn darüber straucheln und fallen zu machen, unter den Fuß gelegt hatte, schreibt Voltaire an Madame Denis: „Ich träume von dieser Orangenschale; ich gebe mir alle Mühe, nichts davon zu glauben; aber ich habe Furcht, es geht mir wie dem Hahnrei, der sich alle Mühe giebt, sich selbst glauben zu machen, daß seine Frau ihm durch und durch treu sei. Die armen Teufel haben im Grunde ihres Herzens doch Etwas, das ihnen ihr Unglück ankündigt" [3]). Auch Voltaire hatte so etwas im Grunde seines Herzens, und dies Etwas war die Leichtigkeit, mit welcher er Arnaud und Andere (Chazot hatte wenige Monate nach Voltaire's Ankunft seinen Abschied genommen, d'Arget ein paar Monate später sich nach Paris zurückgezogen) aus der Tafelrunde von Sans-souci verdrängen konnte.

„Was soll ich Ihnen sagen", fährt er in diesem Briefe an seine Nichte fort: „Man muß sich trösten, wenn es wahr

1) Welch erstaunliches Schauspiel steht vor meinen Augen,
Theurer Péne, der Pinsel stellt dich in die Reihe der Götter.
2) A. a. O.
3) A. a. O. III. 363.

Digitized by Google

ist, daß die Großen die Kleinen lieben, um sich über sie lustig zu machen. Aber was thun, wenn sie sich über sie lustig machen, ohne sie zu lieben? — Sich seinerseits ebenfalls über sie lustig machen und sie verlassen! Ich brauche einige Zeit, um meine Gelder, die ich in dies Land habe kommen lassen, zurückzuziehen. Diese Zeit soll der Geduld und der Arbeit gewidmet sein, der Rest meines Lebens gehört dann Ihnen"*).

20.

So war sein Entschluß, Friedrich bei nächster Gelegenheit zu verlassen, bereits am 29. Oct 1751 gefaßt. Dennoch blieb Voltaire noch bis März 1753 in Berlin und ging erst, nachdem andere Verwickelungen ihn dazu gezwungen hatten. Diese waren theilweise sehr häßlicher Art. Ein Jude Hirsch klagte Voltaire an, ihm falsche Steine als echt verkauft zu haben. Voltaire gewann den Proceß, aber nicht ohne daß derselbe zum Skandal der ganzen Hauptstadt geworden war.

Weniger Aufsehen in der Welt, aber mehr Eindruck auf den König machte eine andere Geschichte. Im dresdener Frieden hatte Friedrich einen Artikel durchgesetzt, nach welchem allen preußischen Unterthanen, welche in der sächsischen Steuerkasse Gelder hätten oder haben würden, nicht nur die Zinsen richtig ausgezahlt, sondern auch das Capital ohne allen Abzug erstattet werden solle. In Folge dessen wurden sächsische Steuerscheine, die in Sachsen sehr im Preise gesunken waren, von preußischen Unterthanen aufgekauft und von ihnen die volle Summe eingezogen, bis endlich die sächsische Regierung sich darüber bei Friedrich beschwerte und dieser dann verbot „ein gewinnsüchtiges Ge-

*) A. a. O. III. 364.

Digitized by Google

werbe" mit sächsischen Steuerscheinen zu treiben. Voltaire, der ein Speculant war wie es wenige an den Börsen des neunzehnten Jahrhunderts giebt, ließ sich durch dies Verbot nicht abhalten, sächsische Steuerscheine in Leipzig, so viel er deren habhaft werden konnte, aufkaufen zu lassen und als preußischer Unterthan der sächsischen Regierung für den vollen Werth wieder zu verkaufen. Als Friedrich dies erfuhr, war er entrüstet und befahl Voltaire auf der Stelle diesen schmachvollen Handel einzustellen.

Zu alledem kamen noch alltägliche Knickereien Voltaire's, mit denen er Friedrich unmittelbar behelligte. Heute waren nicht Gedecke genug an seiner Tafel gewesen, Morgen hatte er zu wenig Lichter bekommen, ein andermal war der gelieferte Kaffee schlecht, der Zucker nicht in hinreichender Menge vorhanden. Das Alles wurde Veranlassung zu Klagen Voltaire's bei Friedrich. Endlich klagte man Voltaire in Berlin überdies an, daß er die Poesien Friedrichs nach Paris schicke, und die Art, wie er sich gegen diese Anklage vertheidigend behauptet, daß „er mit Niemandem als mit seiner Nichte" correspondire, und sich erbietet, alle Briefe, die er von ihr empfangen habe, offen zu legen [1]), beweist, daß er der Lüge zu seiner Rechtfertigung bedurfte.

Gegen Ende des Jahres 1751 war aber das Verhältniß zwischen Voltaire und Friedrich schon der Art, daß Friedrich nur noch sehr selten Voltaire selbst über literarische Arbeiten zu Rath zog, so daß Voltaire dem Könige schreiben zu müssen glaubte: „Würdigen Sie mich, mich hoffen zu lassen, daß ich Ihre letzten literarischen Schöpfungen sehen werde" [2]). Eines seiner Billetchen zu Ende des Jah-

1) Lettres inédites p. 135 et 184.

2) A. a. O. S. 128.

Digitized by Google

res 1751 heißt: „Wenn Sie eine freie Kritik lieben, wenn Sie wahrhaftiges Lob vertragen können, wenn Sie ein Werk vervollkommnen wollen, das Sie allein auf dieser Welt zu machen im Stande sind; so hat Euer Maj. nur zu befehlen, daß der Einsiedler hinaufkommen soll. Dieser Einsiedler steht Euer Maj. für sein ganzes Leben lang zu Befehl“ [1]).

Zu Anfang des Jahres 1752 scheint es fast, als ob der Faden der Geduld bei Friedrich zu brechen gedroht habe. Voltaire schr.ibt ihm am 30. Januar: „Alle Welt sagt bei der Königin Mutter, daß ich in Ungnade gefallen sei. Ein solcher Zustand entmuthigt und demüthigt meine Seele und die Furcht zu mißfallen nimmt mir alle Mittel zu gefallen. Würdigen Sie mich, gegen mein eignes Mißtrauen mich in Schutz zu nehmen, und haben Sie wenigstens Mitleid mit einem Menschen, dem Sie versprochen haben, daß Sie ihn glücklich machen wollen“ [2]). Ob unmittelbar als Antwort auf diesen Brief oder nur in Folge der Stimmung, die Voltaire zu bekämpfen gesucht hatte — schrieb Friedrich am 24. Februar einen Brief an Voltaire: „Ich nahm Sie mit Vergnügen bei mir auf, ich schätzte Ihren Geist, Ihre Talente, Ihre Kenntnisse und mußte glauben, ein Mann Ihres Alters sei müde mit den Schriftstellern Federkriege zu führen und sich dem Sturme auszusetzen; er komme also hierher um wie in einem sichern Hafen eine Zuflucht zu suchen. Aber gleich Anfangs verlangten Sie auf eine ziemlich sonderbare Art von mir, ich möchte Frèron nicht zu meinem literarischen Correspondenten machen. Ich war schwach genug, oder so gefällig, es Ihnen zu bewilligen, obgleich es nicht Ihre Sache war, zu bestimmen, wen ich

1) A. a. O. S. 165.

2) Lettres inédites p. 181.

Digitized by Google

in meine Dienste nehmen sollte. — d'Arnaud hat Unrecht gegen Sie gehabt; — aber ein edelmüthiger Mann würde ihm verziehen haben; nur ein Rachsüchtiger verfolgt den, den er haßt. Kurz, obgleich Arnaud gegen mich nicht im Unrecht war, ist er doch um Ihretwillen entfernt worden. — Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Angelegenheiten zu reden, die Sie gar nichts angehen; und man hat geglaubt, ich hätte Sie dazu beauftragt. — — Sie hatten die gehässigste Sache von der Welt mit dem Juden und erregten in der ganzen Stadt ein häßliches Aufsehen. Die Geschichte mit den sächsischen Steuerscheinen ist in Sachsen so bekannt, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat. — Ich habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause den Frieden erhalten, und ich sage Ihnen, daß Sie mit Ihrer Liebe für Ränke und Kabalen sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Ich liebe sanfte und friedsame Leute, welche die heftigen Leidenschaften des Trauerspiels aus ihrem Betragen verbannen. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; wollen Sie sich aber ferner noch Ihren ungestümen Leidenschaften überlassen und mit Jedermann Händel suchen, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein und Sie können ebensogut in Berlin bleiben." *)

In ähnlicher Weise spricht Friedrich sich gegen andere seiner Freunde über Voltaire in dieser Zeit aus. Es scheint aber Voltaire halbwegs gelungen zu sein, sich die Gunst Friedrichs von neuem zu gewinnen; wenigstens schreibt er selbst wenige Wochen nach dem obigen Briefe noch einmal an die Gräfin d'Argental nach Paris: „Der König würdigt

*) Preuß, Fr. d. Gr. I. S. 252.

Digitized by Google

übrigens meiner Gesundheit eine Nachsicht, der ich das Leben danke. Ich habe alle Bequemlichkeiten, deren man sich im Palaste eines großen Königs erfreuen darf, ohne irgend eines der Unbehagen, nicht einmal der Pflichten eines Hofes." [1]) Möglich ist aber auch, daß dies behagliche Gefühl — nur eine Lüge war, wie so manches Andere, was Voltaire von Berlin aus nach Paris nur in der Absicht schrieb, um hier durch die Gunst Friedrichs in einem schönern Lichte zu erscheinen, und dessen Beispiel vorschiebend — sich in Paris eine ähnliche Aufnahme vorzubereiten, wie die, welche er bei dem „großen König" gefunden hatte.

21.

Endlich aber, im Juli 1752 rückt die Krisis näher. Im Laufe dieses Monats schrieb Voltaire noch fast in ähnlichen Ausdrücken, wie an den Grafen d'Argental, auch an den Marquis von Ximenes in Paris: „Wenn mich die Natur auch so günstig behandelte, wie Friedrich, so würde ich glauben im Paradies zu sein." [2]) Während ihm aber „wohl wie im Paradies" war, machte er Andern die Hölle heiß und — diese zahlten ihm dann zuletzt mit derselben Münze. — Wenn la Metrie Voltaire bearbeitet hatte, um diesem Mißtrauen gegen Friedrich einzuflößen, so waren andere von den Landsleuten Voltaire's bei Friedrich thätig, um Voltaire bei diesem aus dem Sattel zu heben. Maupertuis war, nachdem Arnaud beseitigt, wohl derjenige unter den französischen Höflingen Friedrichs, der Voltaire den Rang zunächst hatte streitig machen können.

---

1) Lettres de Mr. de Volt. III. 314.

2) A. a. O. III. 469.

Digitized by Google

Als Präsident der Akademie in Berlin wurde Maupertuis von Friedrich mit großer Vorliebe behandelt. Viele Arbeiten Friedrichs wurden der Akademie, die er als seine Schöpfung ansah, vorgelesen und auf diese Weise erschien die Ehre dieser Akademie gewissermaßen mit Friedrichs eigner Ehre verwachsen. So dachte sich wenigstens Friedrich selbst die Sache und zog deswegen schon Maupertuis überall vor. Noch im Jahre 1746 schrieb Friedrich an Voltaire: „Maupertuis ist unser Palladium und die schönste Eroberung, die ich in meinem Leben gemacht habe." Selbst Voltaire gegenüber behielt Maupertuis seinen vorherrschenden Einfluß. Das würde für Voltaire genügt haben, um ihn zu hassen, wenn dieser Haß nicht schon lange in Voltaire's Herzen gelegen hätte.

An einer andern Stelle haben wir gesehen, wie Maupertuis sich den Präsidentenstuhl der berliner Akademie gegen die Eifersucht Voltaire's gewissermaßen erobern mußte. Es scheint aus den Briefen Voltaire's noch hervorzugehen, daß Maupertuis, nachdem er eine zeitlang in „sehr engem" Verhältnisse zur Marquise de Chatelet gestanden, zuletzt sich mit ihr überworfen, „in heftigen Streit mit ihr gerathen sei." [1]) Jetzt stieß Voltaire an der Tafel Friedrichs abermals auf diesen Nebenbuhler. Man erzählt sich, daß, als Voltaire eines Tages mißmuthig den stillen Zuhörer an Friedrichs Tafel abgegeben, beim Nachhausegehen Maupertuis ihm gesagt: „Welch ein glänzender Abend dies wieder war!" Worauf Voltaire geantwortet haben soll: „Ich habe noch keinen langweiligern erlebt." [2]) Das wäre denn der Tropfen Wasser in dem zum Ueberlaufen vollen Glase

1) Lettres de Mr. de Volt. II. p. 311. 315. (mit zweideutigen Anspielungen auf die Schwangerschaft der Madame de Chatelet).

2) Thiébault, Friedrich der Große. Leipzig 1828. II. 226.

Digitized by Google

gewesen. Voltaire klagt in einem Briefe an seine Nichte Maupertuis an, daß er das Gerücht verbreitet, als habe Voltaire in Bezug auf die Gedichte, die Friedrich ihm zum Verbessern schickte, gesagt: „Wird er denn nie müde werden, mir sein schmutziges Leinen zum Waschen zu schicken." Voltaire setzt hinzu, daß er glaube, der König kenne endlich dies Gerücht. „Ich weiß nichts sicher; ich zweifle nur; aber das ist keine sehr angenehme Stellung." [1])

In dieser Stellung und Stimmung aber nahm Voltaire Partei gegen Maupertuis in einem Streite, den dieser in ziemlich unkluger Weise mit einem andern Gelehrten angebunden hatte und den er durch Voltaire gereizt, noch weniger klug ausfocht. Maupertuis wurde bei dieser Gelegenheit von seinem Gegner, einem Professor König, der übrigens auch schon in dem Streite des Maupertuis mit der Marquise de Chatelet eine Rolle spielte [2]), geschlagen, und überdies von Voltaire in mehreren Flugschriften: La lettre à un Academicien und Le tombeau de la Sorbonne, lächerlich gemacht. Friedrich sah in der Verhöhnung des Maupertuis eine Schande für die Akademie, seine Schöpfung. Das reizte ihn und so trat er selbst in einem Flugschriftchen lettre d'un academicien de Berlin à un academicien de Paris mit unendlich viel mehr Geist wie Maupertuis selbst, für diesen in die Schranken, wobei harte Schläge und feine Stiche gegen Voltaire mit abfielen, Schläge und Stiche, welche diesen wie die Bisse der Tarantel außer sich brachten. In Folge dessen schreibt Voltaire seiner Nichte: „Die Coquetten, die Könige und Poeten sind gewohnt, daß man ihnen schmeichelt. Friedrich vereinigt diese drei Kronen. Es ist nicht möglich, daß die

1) A. a. O. III. 463.

2) Lettres de Mr. de Volt. II. 311.

Digitized by Google

Wahrheit diese dreifache Mauer der Selbstliebe durchbreche. Maupertuis hat es nicht dazu bringen können, Platon zu sein, aber er will — daß sein Meister Dionys von Syrakus sei." Von Salomon — bis zum Dionys von Syrakus, das ist ein tüchtiger Sprung den Friedrich von einem Tage zum andern in Voltaire's Augen machen mußte! — „Ich habe kein Scepter" fährt Voltaire fort, „aber ich habe eine Feder!" Und die Feder war so kampflustig und streitfertig, wie keine zweite. In wenig Tagen hatte er eine beißende und zerreißende Satyre gegen Maupertuis geschrieben. Dieser hatte in seinen Lettres Philosophiques, in welchen er die Gründung einer lateinischen Stadt, das Bohren eines Loches bis zum Mittelpunkt der Erde und ähnlichen gelehrten Non-sens vorgeschlagen hatte, dem Gegner leichtes Spiel gemacht, so daß Voltaire's Satyre gegen ihn: „L'histoire du Docteur Akakia, Medecin du Pape" vollkommen zernichtend auf Maupertuis herabfiel.

Friedrich, der nicht umhin konnte, der geistreichen Bosheit Voltaire's seinen geheimen Beifall zu zollen, wollte nicht, daß der Präsident seiner Akademie so gründlich zu Schanden gemacht werde. Deswegen bat er Voltaire, die Schrift zu unterdrücken; eine solche Bitte kam natürlich einem Befehle gleich. Voltaire gestand sie zu — und ließ dann seine Satyre in Dresden drucken. Friedrich war entrüstet, und als Voltaire sich stellte als ob er nicht wisse, wie die Schrift in die Presse gekommen sei, wurde Friedrich nicht günstiger für ihn gestimmt. Im Zorne schrieb er an Voltaire: „Ich erstaune über Ihre Unverschämtheit. Nach Allem, was Sie gethan haben und was klar wie die Sonne ist, leugnen Sie noch, statt zu gestehen, daß Sie strafbar sind. Bilden Sie sich nicht ein, man werde sich von Ihnen überreden lassen, schwarz sei weiß. Man sieht nicht immer,

Digitized by Google

weil man nicht immer sehen will. Aber wenn Sie die Sache aufs Aeußerste treiben, so lasse ich Alles drucken und dann wird sich zeigen, daß Sie, wenn Sie für Ihre Werke Staunen verdienen, für Ihr Betragen Ketten werth sind. Der Verleger ist befragt, er hat Alles gestanden."[1] — So viel ist sicher, in Paris würde eine lettre de cachet Voltaire in die Bastille gesandt haben. Krank, oder sich krank stellend, antwortete Voltaire Friedrich auf demselben Blatte: „Ach, mein Gott, Sire — ich — in dem Zustande, worin ich bin! Ich beschwöre es Ihnen noch einmal, bei meinem Leben, auf welches ich nicht gerne verzichte, daß es eine abscheuliche Verläumdung ist. Ich beschwöre Sie, alle meine Leute confrontiren zu lassen. Wie? Sie wollen mich ungehört verurtheilen? Ich verlange Gerechtigkeit und den Tod!"[2]

Friedrich wußte, was er von diesem Eide zu halten hatte; aber er wollte den Frieden in seinem engern Kreise hergestellt wissen und legte daher halb im Hohne halb im Ernste Voltaire zur Genehmigung und zur Unterschrift das folgende Aktenstück vor: „Ich verspreche Sr. Maj., daß ich, so lange Sie mir die Ehre anthut, mich im Schloß zu herbergen, gegen Niemanden, weder die französische Regierung, noch gegen die Gesandten oder gegen andere Souveräne, noch gegen die berühmten Schriftsteller schreiben werde; ich werde von den Briefen des Königs keinen Mißbrauch (!) machen, und mich in einer Weise benehmen, wie es einem Schriftsteller gebührt, der die Ehre hat, Kammerherr Eurer Majestät zu sein und mit anständigen Leuten zu leben." Voltaire stand nicht nur keinen Augenblick an, diese

1) Preuß, I. 246.
2) A. a. O. 247.

Digitized by Google

demüthigende Erklärung zu unterschreiben, sondern er gab freiwillig eine weitere Erklärung, in welcher er den Grundgedanken: „Ich unterwerfe unbedingt meinen Willen unter den des Königs, dreimal in verschiedenen Phrasen, wiederholt und damit schließt, daß er sagt: „Ich bitte flehentlich Eure Majestät, einen von Krankheit und Schmerzen überschütteten Greis zu schonen und zu glauben, daß ich eben so voller Hingebung für dieselbe sterben werde wie an dem Tage als ich an Ihrem Hofe ankam.“ *)

So schien der Friede wieder hergestellt, als unvorhergesehen für Voltaire am 24. December dessen Akakia auf Friedrichs Befehl in den Straßen von Berlin durch Henkershand öffentlich verbrannt wurde. Es ist geschichtlich nicht ermittelt, wodurch Friedrich zu dieser Strenge nach halbwegs geschlossenem Frieden veranlaßt wurde. Möglich aber, daß ihm ähnliche Aeußerungen, wie die, welche Voltaire am 18. November an Madame Denis schrieb, hinterbracht worden waren, — — wenn nicht, wie Voltaire später im Allgemeinen vermuthete und behauptete, dieser und andere Briefe durch die Post an Friedrich abgeliefert wurden. In diesem Briefe nämlich sagt Voltaire, daß er an nichts denke als an seine Flucht und setzte hinzu: „Ich sehe wohl, daß die „Orange ausgepreßt“ ist; so muß ich daran denken, wenigstens die Schale zu retten. Ich werde mir zu meiner Belohnung einen kleinen Dictionair zum Gebrauche für Könige machen.“ — „Mein Freund“ heißt in demselben: „Mein Sclave,“ — „Mein theurer Freund“ heißt: „Sie können mir gestohlen werden;“ — „Ich werde Sie glücklich machen“ will sagen: „Ich werde Sie um mich leiden so lange ich Ihrer bedarf.“ — „Soupieren Sie diesen Abend

*) Preuß. a. a. O. I. 247. 248.

Digitized by Google

mit mir" heißt: „Ich werde mich heute Abend über Sie lustig machen." —— In allem Ernste, ist es möglich, was ich hier gesehen habe? Sich darin zu gefallen, die gegeneinander zu hetzen, die mit uns leben, einen Menschen die zärtlichsten Dinge zu sagen und gegen ihn Brochuren zu schreiben! Und welche Brochuren! Einen Menschen durch die heiligsten Versprechen aus seinem Vaterlande herauszulocken und ihn dann mit der schwärzesten Gehässigkeit zu behandeln! Welche Gegensätze! Und das ist der Mensch, der mir so philosophische Sachen schrieb! Und ich, ich habe ihn Salomon des Nordens genannt! —— Wenn ich Alles bedenke, was hier vorgefallen ist, so halte ich es für unmöglich, so glaube ich, daß ich mich irre und daß diese ganze Geschichte in Syrakus vor dreitausend Jahren vorgekommen ist" [1])

Was aber auch die Ursache war, die Friedrich zu dem beschimpfenden Schritt, die Akakia durch Henkersband verbrennen zu lassen, trieb, so schickte Voltaire sein Pensionspatent, seinen Orden und den Kammerherrnschlüssel in einem Packet an den König, auf welches er geschrieben hatte:

Je les reçus avec tendresse
Je vous les rends avec douleur
C'est ainsi qu'un amant, dans son extrême ardeur
Rend le portrait de sa maitresse. — [2])

Dies Benehmen Voltaire's brach den Zorn Friedrichs. Es war manneswürdig, und Friedrich versagte demselben keinen Augenblick seine Anerkennung. Er schickte seinen Hof-

1) A. a. O. 520.

2) Ich empfing sie mit Glück,
Ich gebe sie mit Schmerzen zurück.
So giebt ein Liebender in seiner äußersten Liebesglut
Das Portrait seiner Geliebten zurück

Digitized by Google

lakaien Fredersdorf zu Voltaire, und dieser war leicht zu beruhigen, und schrieb dann von neuem an den König: „Sire. Nur in der Furcht, daß ich nicht mehr vor Ihrer Majestät erscheinen könne, habe ich die Wohlthaten, die nichts Anderes als Banden, mit denen ich an Ihre Person gefesselt, waren, zu Ihren Füßen niedergelegt. Sie selbst können sich leicht in meine und meiner Familie Stellung denken. Es blieb mir nichts mehr übrig als zu scheiden und mein Unglück in der Stille zu ertragen. Herr Fredersdorf, der zu mir kam, mich in meiner Ungnade zu trösten, läßt mich hoffen, daß Euer Majestät mir gegenüber die Güte Ihres Charakters walten lassen werde und daß Sie durch Wohlwollen (wenn dies möglich) die Schande, mit der Sie mich überhäuft, wieder gut machen können. Es ist sicher, daß das Unglück, Ihnen mißfallen zu haben, nicht das geringere ist, von denen die mich getroffen fühle. Aber wie soll ich erscheinen? Wie leben? Ich weiß es nicht. Ich hätte sterben sollen in diesem schauderhaften Zustande; aber Ihre Menschlichkeit hat Mitleid mit mir. Was wollen Sie, das aus mir werde und das ich thun soll? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß Sie mich seit sechszehn Jahren an Sie gefesselt haben; verfügen Sie über mein Leben, das ich Ihnen geweiht, und dessen Ende Sie so verbittert haben. Sie sind gut, Sie sind milde, ich bin der unglücklichste Mensch in Ihren Staaten, entscheiden Sie über mein Geschick. Voltaire."

Unmittelbar schickte Friedrich durch Fredersdorf den Orden, den Schlüssel und das Pensionspatent an Voltaire zurück. Voltaire erließ dann am 19. Januar 1753 noch eine öffentliche Erklärung in der Spenerschen Zeitung, worin er „jeden Antheil an den Schriften, die seit Kurzem sowohl in der gelehrten Streitigkeit von der Mindener Handlung,

Digitized by Google

als über andere Dinge herausgekommen" ablehnte; worauf dann in derselben Zeitung die Anzeige erschien, daß der König Voltaire den Befehl geschickt habe, sich mit der Suite am 30. Januar nach Potsdam zu begeben und seine Zimmer in Sans-souci von neuem zu beziehen, und daß derselbe wirklich dorthin abgegangen sei.

22.

Aber es war kein Friede, nicht einmal ein Waffenstillstand hergestellt. Voltaire war an seinem wundesten Fleck, seiner literarischen Eitelkeit verletzt, und diese forderte Rache. Er schob eine Krankheit vor und ging nicht nach Potsdam. „In literarischen Zwisten kenne ich keinen König", sagt er*) mit einem Stolze, der einer bessern Sache und eines bessern Mannes würdig gewesen wäre. In demselben Geiste schrieb er an den Grafen d'Argental: „Ich habe dem Könige mehr vorzuwerfen als Maupertuis, denn ich war Seiner Majestät zu Lieb nach Potsdam gekommen, nicht für diesen Präsident von Bedlam". — Voltaire, der, wie alle Menschen, oft seine eignen Schwächen und Laster in den Herzen Anderer zu finden glaubte, sagt jetzt von Friedrich, daß er ein Herz besitze, von Natur „neidisch und verdächtigend". — „Es fehlt viel", sagt er in diesem Sinne weiter, „daß der Kardinal Richelieu so neidisch gegen Corneille gewesen, als der König von Preußen gegen mich. Alles, was ich während zwei Jahren gethan habe, um seine prosaischen und poetischen Werke in den Stand zu setzen, zu erscheinen, war ein gefährlicher Dienst, der selbst in der Zeit mißfiel, in welcher Friedrich sich stellte, als ob er mir aus vollem Herzen danke." Dann erzählend, wie Friedrich für Maupertuis eingetreten

*) A. a. O. IV. 6.

Digitized by Google

und ihn verletzt habe, fährt er fort: „Jetzt will er sich das Ansehen geben, als ob er einen Akt der Gerechtigkeit vollzogen und diesen mit einem Akt der Gnade gekrönt habe. Das glaubt aber keiner seiner eignen Unterthanen. Er selbst aber muß sich sagen und sagt sich zweifellos im Geheimen, daß ich den Willen und das Recht habe, seine Verurtheilung der Nachwelt zu hinterlassen!“*)

So entstand schon jetzt ein Gedanke, dessen Verwirklichung erst lange nach Voltaire's Tode an den Tag kam. Vorerst aber forderte Voltaire Urlaub von Friedrich, um seiner Krankheit halber in die Bäder von Plombières zu reisen. Friedrich, auch seinerseits verletzt und mißstimmt, schickte ihm ein paar Dosen Quinchina und rieth ihm ein Bad — in Glaz an Mit einigem Recht sagt Voltaire: „Das ist wahrlich grausenhaft barbarisch und paßt wenig zum Salomon; das ist ungefähr so, als ob man Jemanden in die Bäder nach Sibirien schickte.“

Er schrieb von Neuem um Urlaub, aber es währte lange, ehe Friedrich denselben ertheilte. Endlich am 20. März langte der Urlaub an, den Friedrich mit dem Wunsche begleitete, Voltaire vor seiner Abreise noch einmal zu sehen. Noch an demselben Tage reiste Voltaire ab und soupirte beim Könige in Potsdam. Sie söhnten sich vollkommen aus, wenigstens that Voltaire so, als ob er vollkommen ausgesöhnt sei, und schrieb noch an demselben Abende einen Brief an den Herzog von Richelieu, den er in Potsdam auf die Post gab, voraussetzend, daß er in Friedrichs Hände gelangen werde. Der Brief ist wieder bezeichnend genug. Voltaire schickte mit demselben die letzten Flugschriften Friedrichs, lettres au publique, die Voltaire dann als Meister-

*) A. a. O. IV. 13.

werke der Gracien lobt. „Ich war noch in Berlin", fährt er fort, „als der König das schrieb, was ich Ihnen hier schicke; ich forderte hartnäckig meinen Urlaub, ich legte Alles, was er mir gegeben hatte, zu seinen Füßen nieder; aber die Huld meiner Maitresse (— so nennt Voltaire Friedrich —) hat zuletzt ihren Geliebten zurückgerufen. Ich habe ihr Alles verziehen; ich habe ihr versprochen, sie immer zu lieben, und wenn ich nicht sehr krank wäre, würde ich sie nicht einen Tag verlassen. Aber der schreckliche Zustand meiner Gesundheit erlaubt mir nicht, meine Abreise zu verschieben. Ich muß die Bäder von Plombières, die mir schon so oft wohl gethan haben, gebrauchen. Ich habe meiner Maitresse versprochen zurückzukommen, sobald ich wieder hergestellt bin. Ich habe ihr gesagt: Schöne Frau, Sie haben sich vieler Untreue gegen mich schuldig gemacht, Sie haben mir eine derbe Ohrfeige gegeben; aber ich komme zurück, Ihre kostbare Hand zu küssen. Ich habe mir das Portrait, das ich ihr zurückgegeben hatte, wieder schenken lassen und ich reise in wenigen Tagen ab. Sie fühlen, wie schmerzlich mir der Abschied von einer Person sein muß, die mich auf jede Weise entzückt —. Ich schmeichle mir, daß Sie mir nach Plombières schreiben, wie Ihnen diese beiden köstlichen Brochuren gefallen haben Ich habe meiner Maitresse versprochen, daß ich nicht nach Paris gehen werde. Was soll ich dort? Mir sagt das sanfte und zurückgezogene Leben von Potsdam zu. Ueberdies herrschen guter Geschmack, Wahrheit, Geist und Unterhaltung nur in Potsdam — und dann noch in Ihren Gemächern zu Versailles. — Ich bitte Sie, bringen Sie der Madame de Pompadour meine Huldigung dar, zeigen Sie ihr die beiden lettres au publique. Ich kenne ihren Geschmack, sie wird davon ebenso entzückt sein wie Sie. Es herrscht nur Eine Stimme

Digitized by Google

über dieſe Werkchen. Es erſcheint heute ein dritter Brief, ich ſchicke Ihnen denſelben ſobald er heraus iſt.“ *)

Ob dieſer Brief in Friedrichs Hände gekommen, ob er den gewünſchten Erfolg gehabt, muß dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls wäre dann die Lockſpeiſe grob genug aufgetragen geweſen. Sicher aber iſt, daß Voltaire noch ſechs Tage in Sans-souci blieb und jeden Abend mit dem Könige in der frohesten Laune ſpeiſte, bis er endlich am 26. März Potsdam verließ, um nie wieder dorthin zurückzukehren.

23.

Von Berlin ging Voltaire nach Leipzig; hier angekommen athmete er frei auf, ſchüttelte er den Zwang ab, den er ſich bis jetzt hatte anthun müſſen. Jetzt bedrohte er Maupertuis mit neuen Pasquillen, ließ beleidigende Flugblätter gegen Friedrich drucken, erlaubte ſich vor Allem den höchſten Mißbrauch mit Friedrichs Gedichten, die als Manuſcript gedruckt in ſeinen Händen waren. Es dauerte natürlich nicht lange, bis Voltaire's Benehmen in Sans-souci bekannt war. Dem Maupertuis brach dann der letzte Faden der Geduld; er kündigte Voltaire an, daß, wenn er ihn nicht endlich in Ruhe laſſe, er ihm, wohin er auch gehen möge, folgen und ihn körperlich züchtigen werde. Voltaire veröffentlichte den Drohbrief theilweiſe, worauf Friedrich ſelbſt die Veröffentlichung des ganzen Briefes durch ein Handbillet erlaubte, in welchem es unter anderm heißt: „Herr von Voltaire hat geſchrieben, daß er dieſen Brief in die Hände des Magiſtrats von Leipzig niedergelegt habe. Man muß darüber erſtaunen, daß dieſer Poet in dieſer Angelegenheit gewagt hat, ſich an den Magiſtrat zu wenden, deſſen

*) A. a. O. IV. 15—17.

Digitized by Google

Gegenwart stets drohend für Fälscher und Pamphletairs sein wird"*). Das Alles reizte Voltaire nur immer mehr und so rächte er sich vorerst wenigstens an Maupertuis durch seinen lettre du Docteur Akakia au natif de St. Malo. Maupertuis, der nicht den Stoff hatte, Voltaire zu antworten, hat sich ob dessen Witze zu Tod geärgert.

Die Antwort auf Friedrichs Eintreten für Maupertuis gab Voltaire in der Ueberlieferung von Friedrichs beißenden Satiren auf die Minister fremder Höfe in die Hände solcher, die sie an die rechte Schmiede brachten.

Von Leipzig reiste Voltaire nach Frankfurt am Main, wo er am 1 Juni auf das Gesuch des preußischen Residenten Freitag im Gasthofe zur Rose auf der Zeil, sowohl er wie seine Nichte, Madame Denis, die ihm bis Frankfurt entgegen gekommen war, — unter Aufsicht von Frankfurter Stadtsoldaten verhaftet wurde und blieb, bis am 17. Juni seine Koffer ankamen und er dann gezwungen wurde, die als Manuscript gedruckten Gedichte Friedrichs sowie den Orden und den Kammerherrnschlüssel herauszugeben.

Es war Friedrich darum zu thun, Voltaire die Waffe seiner eigenen Gedichte, die jener bereits in Leipzig gegen ihn gebraucht hatte, zu entreißen. Er ging dabei ohne Umstände zu Werke und seine Diener in Frankfurt mögen noch weniger Umstände gemacht haben. Wie unrecht diese Formfehler waren, so erklären sie sich von selbst durch die Natur der Dinge, in welchen ein gewöhnlicher Rechtsgang ohne allen Erfolg hätte bleiben müssen; sodann durch die Gereiztheit der Stimmung, in der Friedrich sich befand, und durch die Zeit, in welcher dergleichen den Machthabern als voll-

*) Preuß, Friedrich d. Gr. mit seinen Verwandten und Freunden 397. 398.

Digitized by Google

kommen berechtigt erschien, und an der Tagesordnung oder besser Unordnung war [1]).

Voltaire schrieb aus seiner Gefangenschaft von Frankfurt an Friedrich: „Ich bin todtkrank.“ — Das war sehr oft der Anfang seiner Briefe, wodurch er Freund und Feind milder zu stimmen oder zu entwaffnen suchte. „Ich protestire vor Gott und den Menschen, daß, obgleich ich nicht mehr im Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen bin, ich ihm für den Rest meines Lebens nicht weniger ergeben, nicht weniger seinem Willen unterworfen sein werde. Ich bin verhaftet hier für ein Buch seiner Poesien, das mir der König geschenkt hat; und ich bleibe im Gefängniß, bis dies Buch aus — Hamburg angelangt ist“ [2]). Dies Wörtchen Hamburg hat seine psychologische Bedeutung. Das Büchlein war nämlich nicht in Hamburg, sondern in Leipzig [3]). Und Voltaire hatte seine guten Gründe, Friedrich glauben machen zu wollen, es sei in Hamburg geblieben, anstatt in Leipzig. Voltaire kannte die Tragweite des Verrathes, den er in Leipzig an Friedrich begangen hatte. Er selbst erzählt später, daß „der König von Preußen in sein schönes Buch „de Poesies“, — das Herr Freitag so eifrig in Frankfurt zurückgefordert habe, einen Vers gegen den Abbé de Bernis (Favorit der Pom-

1) Als Voltaire sich einmal über einen Buchhändler zu beschweren hatte, schrieb er an Friedrich: ‚Ew. Maj. kann durch ein Wort den Buchhändler in Frankfurt nicht nur verhaften lassen ꝛc., sondern auf dem Wege von Leipzig nach Frankfurt alle Fuhren anhalten lassen,“ um — ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das war damals allgemeine Auffassungsweise. Lettres inédites p. 175.

2) Vie de Voltaire par Condorcet in der ausgeführten Ausgabe von 1789. Band 70. Seite 253.

3) Mémoire pour servir à la vie de Voltaire, écrits par lui même. In demselben Bande. S. 312.

Digitized by Google

padour und später Minister des Aeußern in Frankreich, der auch Gedichte gemacht hatte) habe einfließen lassen:

„Evitez de Bernis la stérile abondance“ [1]).

Voltaire setzt hinzu: „Ich glaube nicht, daß dies Buch und dieser Vers bis zu dem Abbé gelangt sind; aber Gott ist gerecht, er bediente sich seiner, um Frankreich an Friedrich zu rächen. Der Abbé schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Oesterreich und Madame de Pompadour präsidirte die Unterhandlungen, die dasselbe herbeiführten. — — Ein paar verletzende Aeußerungen Friedrichs gegen Madame de Pompadour hatten das Herz der Marquise getroffen und das trug nicht wenig dazu bei, die Revolution in den öffentlichen Angelegenheiten herbeizuführen, die in einem Augenblicke die beiden Häuser von Frankreich und Oesterreich nach zweihundertjährigem Haß, den man für unsterblich hätte halten können, vereinigte.“ [2]) Die Thatsache ist bekannt; und Friedrich selbst wußte sehr wohl, wer ihm den Krieg mit Frankreich zugezogen hatte; weswegen er, als er zum ersten Feldzuge des siebenjährigen Krieges auszog, beim Besteigen seines Pferdes gesagt haben soll: „Das sind die kleinen Verse des Abbé Bernis und die kleinen Reize der Madame de Pompadour, die mich heute zwingen, zu Pferde zu steigen.“ — Den Einfluß aber, den Friedrichs Verse gegen Bernis und Andere bei diesem Vertrage gehabt, mit Voltaire's eignen Worten anzuführen, war nur deswegen nothwendig, weil aus denselben das geheime Zugeständniß des befriedigten Rachegefühls sehr klar hervorleuchtet, und die Wendung: „Ich glaubte nicht, daß dies Buch und dieser Vers bis zu dem Abbé gelangt sind,“

1) Vermeidet von Bernis den unfruchtbaren Ueberfluß.
2) A. a. O. 319. 320.

Digitized by Google

des feinen Voltaire's ganz würdig ist. Der Biograph Voltaire's belehrt uns endlich, wie „die Pompadour Friedrich nicht vergeben konnte, daß er ihre politische Existenz nicht beachtet, und daß man sich die Mühe gegeben hatte, ihr Verse Friedrichs zuzuschicken, welche die Untreue eines Abschreibers in die Hände des sächsischen Ministers gespielt habe" [1]). Daß Friedrich die politische Existenz der Pompadour nicht beachtet, war durch Voltaire, dem Friedrich sagte: „Ich kenne die Person nicht!" ausgeplaudert worden. Die Abschrift der Verse gegen die Pompadour war höchst wahrscheinlich aus dem Exemplar genommen, das Friedrich Voltaire in Frankfurt auspressen ließ. Und so erklärt es sich abermals, warum Voltaire Friedrich schrieb, daß seine Gedichte in Hamburg seien; während sie in Leipzig abgeschrieben und durch die „Untreue des Abschreibers" in die Hände des sächsischen Ministers gespielt wurden, der sie dann weiter beförderte, bis sie endlich an die Pompadour — und Andere, die in Friedrichs Poesien verletzt waren — gelangten und so das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich schmieden, kitten, leimen halfen, das den siebenjährigen Krieg zur Folge hatte. Deswegen durfte Voltaire später sagen: „Ich habe meine Streitsache mit Friedrich drei oder vierhunderttausend Soldaten übergeben" [2]).

24.

Bei der Art, wie Friedrich Voltaire zuletzt behandelt und mißhandelt hatte; bei dem Urtheil, das er über Voltaire fällte; bei der Verachtung, mit der er nun oft von

1) Condorcet a. a. O. S. 96.

2) Brief an den Abbé Irail, lettre de Mr. de Volt. Bd. VI. p. 285.

Digitized by Google

ihm sagte, daß er „das schlechteste Herz habe und der größte aller jetzt lebenden Schufte“ [1]) sei; bei dem Hasse, mit dem Voltaire Friedrich von nun an verfolgte, und den er Friedrich gegenüber selbst kaum zu verheimlichen im Stande war, — ist es immerhin auffallend genug, beide nach und nach wieder in ziemlich regelmäßigen Briefwechsel treten zu sehen.

Von Voltaire erklärt sich dies von selbst. Nicht so leicht von Friedrich. Den „geistreichen“ Menschen ist Vieles erlaubt; man verzeiht ihnen nur zu oft ihre innere Schlechtigkeit, wenn strahlender Witz diese deckt. Der Gottfunke des Talentes verdient freilich die Anerkennung überall; aber warum ihm zu Lieb die Lüge und den Verrath, die kecke Gewissenlosigkeit und den feigen Uebermuth so oft mit in den Kauf nehmen? — Schon zu Ende des Jahres 1753 wollte Voltaire wieder nach Berlin zurückkehren [2]) und Friedrich schrieb schon am 1. April 1754 an d'Arget, daß ihn der Himmel davor behüten möge, denn „Voltaire sei nur gut zum Lesen, gefährlich zum Umgange“ [3]). Das war der Unterschied, der nicht nur Voltaire, sondern allen solchen gegenüber, die wie er ihr Talent mißbrauchen, zu machen ist, und selten gemacht wird.

Und wirklich hat Friedrich sich Voltaire's „Umgang“ ferne zu halten gewußt. Wenn er sich dennoch von Neuem mit ihm in einen Briefwechsel einließ, so war daran frei-

1) The worst heart and the greatest rascal now living, sagt der englische Geschäftsführer in Berlin Milchel, sei der gewöhnliche Ausdruck gewesen, wenn Friedrich von Voltaire gesprochen. Original lettres illustratives of English History by Henry Ellis. London 1827. III. 419.

2) Brief d'Argens an d'Alembert vom 20. Nov. 1753. Oeuvres Posthumes de d'Alembert. Paris 1799. I. 447.

3) Preuß, Friedr. d. Gr. mit seinen Verw. und Freunden 201.

Digitized by Google

lich vor Allem ſchuld, daß Voltaire's Briefe wirklich „gut zum Leſen" ſind. Sie ſind in großer Mehrzahl mit einem unvergleichlichen Talent geſchrieben und ſtehen nicht ſelten an geiſtreichen Wendungen, an feurigen Schlagſtellen, an dramatiſcher Anſchaulichkeit ſogar über Allem, was er je gedichtet hat. Aller Geiſt, den Voltaire beſaß, tritt oft in einzelnen ſeiner Briefe ſo lebendig hervor, wie ſonſt nie wieder.

Dazu kam dann, daß Voltaire dennoch auch in ſeinen Dichtungen und in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen überhaupt oft mit Hingebung und großem Erfolge die Intereſſen der Menſchheit und Menſchlichkeit vertheidigte. Sein Kampf gegen den Obſcurantismus der Geiſtlichkeit ſeiner Zeit iſt groß und ſchön, wenn Voltaire auch ſelbſt hier ein paarmal der Fahne, die er mit ſo viel Stolz und Erfolg aufgeſteckt hatte, feige den Rücken kehrte. Er war eben, trotz alledem, dennoch und blieb bis an ſein Ende — ein Zögling der Jeſuiten. — Wohlthuender noch wie ſein Kampf gegen den Obſcurantismus iſt die Art, wie er für die Opfer der ſcheinheiligen Glaubensunduldſamkeit in Frankreich, für die Serven, Calas, de la Barre, Lally eintrat, die gegen ſie erlaſſenen Urtheile endlich theilweiſe rückgängig machte und ſo deren Folgen wenigſtens von den Familien der gerichtlich Gemordeten abwenden helfen konnte. Die Welt verdankt ihm in dieſer Beziehung viel; aber es iſt doch immer die Frage, ob die frivole, kecke, höhnende, oft geiſtreiche, noch öfterer geiſtreich ſein ſollende Charakterloſigkeit, die ſonſt ſein ganzes Streben begleitet und die als geiſtige Ausdrucksweiſe nicht nur in Frankreich, ſondern in der ganzen gebildeten Welt Mode wurde, nicht am Ende mehr geſchadet, als er der Welt durch ſeinen Kampf gegen den Obſcurantismus genutzt hat. Die ganze Zeitrichtung war

Digitized by Google

gegen die Jesuiten und den Obscurantismus; zu ihrer Verdammung reichten von Voltaire bis Ganganelli, von Friedrich dem Großen bis Ludwig XVI. alle Welt sich die Hand. Aber Voltaire's Art wurde zur anerkannten und allerwärts nachgeahmten Ausdrucksweise des begonnenen Kampfes; und diese Ausdrucksweise überlebte den Kampf selbst und wurde dann der Ton, die Denkrichtung, Anschauungs- und Ausdrucksweise der gebildeten Welt, so weit sie auf Geist Anspruch machen zu dürfen glaubt. — Kecke Frechheit, spielender Frevelmuth, übermüthiger Hohn gegen alles Höhere galten von da an sehr oft für geistreich. — Voltaire hat dies gewiß zum großen Theile mit zu verantworten; aber auch Alle die, welche, wie Friedrich sagen: „Die Art ist Nichts zum Umgange, aber gut zum Lesen", und die sich dann durch das „Lesen" so mit fortreißen lassen, daß sie zuletzt trotz ihrer scharfen Unterscheidung wieder ins Schlepptau genommen und mit fortgezogen sind. Voltaire's philosophische Grundsätze würden auch ohne Voltaire gesiegt haben; aber Voltaire's persönliches Beispiel, seine Art des Kampfes, die hat er zu verantworten, und die gerade sind es, welche fast größern Erfolg und allgemeinere Nachahmung gefunden haben, als die Ideen, für welche er oft in den Kampf getreten ist. Das persönliche Beispiel hervorragender Menschen ist immer von der größten Bedeutung für die Nachwelt. Deswegen bekämpfen wir es in Voltaire, deswegen beklagen wir, daß Friedrich und so viele Andere um des Geistes willen, mit welchem Voltaire seine Charakterlosigkeit deckte, ihm diese selbst verziehen haben.

Es ging Friedrich Voltaire gegenüber fast wie gewissen Ehemännern, deren Liebe zu ihren Frauen steigt mit der größeren zeitlichen und örtlichen Entfernung von ihnen.

Digitized by Google

Wer ist nicht in seinem Leben solchen Ehepaaren begegnet, die sich wechselseitig die Hölle heiß und immer heißer machen, je länger sie ungestört beisammen sind, und die sich dann liebevolle und immer wärmere und endlich glühheiße Liebesbriefe schreiben, je länger sie von einander getrennt waren. Das war ungefähr die Stimmung Friedrichs; er war an den geistreichen Ton Voltaire's gewöhnt und so freute er sich, so oft er ihn hören konnte, ohne — durch den persönlichen Umgang an die häßlichen Seiten in Voltaire's Charakter gemahnt zu werden.

25.

Dennoch blieb der Briefwechsel zwischen Beiden von 1753 bis 1756 mit seltenen Ausnahmen unterbrochen. Eine dieser Ausnahmen war ein Brief Voltaire's, den er am 4. August 1755 an Friedrich schrieb, und der so im Tone der vollsten Hingebung gegen Friedrich gehalten ist, daß man, wenn man die innere Stimmung Voltaire's Friedrich gegenüber in dieser Zeit kennt, erstaunt sich fragen muß: „Was hat das zu bedeuten?" — Die Antwort auf diese Frage erlaubt abermals tiefe Blicke in Voltaire's ganzes Wesen.

Voltaire war von Frankfurt nach Kolmar gegangen, von hier nach Lyon, und von Lyon in die Nähe von Genf auf Schweizerboden; er glaubte sich nicht länger sicher in Lyon und zog deswegen den Aufenthalt in der Schweiz vor. Die Ursache erzählt er selbst in einem Briefe an den Grafen d'Argental. „Ich habe alle Tage," schreibt er diesem am 2 December 1754, „tödtliche Unruhe wegen der verfluchten Pucelle", seiner wilden Satire auf die Jungfrau von Orleans. „Es ist wahr, Mademoiselle du Thil besitzt sie; sie hat sie bei der verstorbenen Madame de Chatelet

Digitized by Google

gefunden. Es ist nur zu wahr, daß Parquins den Gesang vom Esel bei einem Menschen, der sein Exemplar von der Mademoiselle du Thil erhielt, gelesen hat“ [1]). Er setzt hinzu, daß er unter solchen Umständen nicht länger in Lyon bleiben könne. Und warum er nicht bleiben konnte, warum er den französischen Boden meiden zu müssen glaubte, wird aus seinem spätern Briefe an d'Argental klar, indem er diesem schreibt: „Ich weiß, daß unglücklicher Weise in einzelnen der Gesänge Neckereien (plaisanteries) mit eingeflossen sind, welche diejenigen, die sie betreffen, verletzen können. Ich habe sie mit Vorsicht unterdrückt; aber kann ich verhindern, daß sie nicht seit längerer Zeit in den Händen der Mademoiselle du Thil sind. Das ist mein schrecklichster Kummer; das hat mich veranlaßt, mich zu begraben, wo ich jetzt hier bin. Ich sehe voraus, daß früher oder später die Veruntreuung, die man mir gemacht hat, bekannt wird, und dann ist es besser, hier als in Paris zu sterben“ [2]).

Was er voraussetzte, trat sehr bald ein. Abschriften der Pucelle gingen von Hand zu Hand in Paris, und in diesen Abschriften waren einzelne Verse, die freilich bei denen, welche sich getroffen fühlten, schwer ins Gewicht fallen mußten. So hieß es in einer der Abschriften:

„Et qu'à la ville, et surtout en province,
Les Richelieux sont nommé maquereaux“ [3]).

Das traf um so härter, als er den wunden Fleck der Richelieux der Zeit verletzte.

---

1) Lettres de Mr. de Volt. IV. p. 152.

2) A. a. O. IV. p. 193.

3) Und daß in der Stadt und vor Allem in der Provinz. Die Richelieu Kuppler genannt werden.

Digitized by Google

Eine andere Stelle hieß:

Qui, des Valois rompant la destinée,
A la gard' Dieu laisse aller son armée,
Chasse le jour, le soir est en festin,
Taute la nuit fait encore pire train:
Ce Saint Louis, la haute, ce bon apôtre,
A ses Bourbons en pardonne bien d'autres *).

Voltaire wußte aus Erfahrung, daß es weniger brauchte, als ſolche Verſe auf das wilde und wüſte Treiben der Herrſcher des Tages, um eine ſichere Wohnung in der Baſtille zu finden; es war alſo jedenfalls klug geweſen, ſich auf Schweizerboden zurückzuziehen.

Aber ſelbſt hier fühlte er ſich bald nicht mehr ſicher. Ein literariſcher Induſtrieritter, in deſſen Hand eine Abſchrift der Pucelle gefallen war, kam nach Lauſanne und bot Voltaire ſelbſt das Manuſcript für 50 Louisd'or an, ihm drohend, daß er im Weigerungsfalle daſſelbe drucken laſſen werde. Voltaire war zu klug, um in dieſe Falle zu gehen, wohl wiſſend, daß es der Abſchriften mehr als Eine gab; und daß er Hab und Gut dran hätte wagen müſſen, wenn er ſie alle um dieſen Preis kaufen wollte. Er erklärte alſo das Manuſcript für verfälſcht, ließ den Beſitzer ſogar in Genf als Betrüger und Fälſcher verfolgen und entſchloß ſich, das Original der Pucelle herauszugeben. Er behauptete: alle jene Manuſcripte, die in Paris auftauchten, ſeien gefälſcht, jene Stellen das Werk ſeiner Feinde. Wie weit dies wahr iſt, muß dahingeſtellt bleiben, da er ja die „plaisanteries, qui offenseraient les interessés", von denen oben

*) Der das Geſchick der Valois brechend
Seine Armen dem Zufall überläßt,
Am Tage jagt, am Abende Feſten nachläuft,
In der Nacht es noch toller treibt, —
Der heilige Ludwig, dort oben, der gute Apoſtel,
Muß ſeinen Bourbonen noch viel Schlimmeres verzeihen.

Digitized by Google

die Rede ist, selbst zugesteht und auch sagt, daß er diese vorsichtig unterdrückt habe, wie er in einem andern Briefe die Manuscripte, die er verläugnet, die „alte Lesart" (l'ancienne lesson) nennt.

Trotz alledem war aber die Herausgabe der Pucelle, selbst nachdem gewisse gefährliche „plaisanteries" ausgemerzt waren, immer noch ein Wagestück; denn was blieb, verletzte den ganzen Klerus und auch die herrschenden Familien oft auf's Blut; jedenfalls konnte er nicht wissen, wie weit man ihm in Versailles glauben werde, daß die umlaufenden Stellen der Pucelle untergeschoben seien.

Er war in großer Angst. „Der Abbé Peretti schreibt mir, daß man mich zwingen werde, das Asyl, das mich mehr als 40,000 fl. gekostet hat, zu verlassen. Madame Denis stirbt vor Schrecken, und ich habe die Colique," klagt er seinem Freunde d'Argental [1]). „Ich habe Alles zu fürchten" — — heißt es in einem andern Briefe, „der Betrug und die Verleumdung verfolgen mich bis an den Fuß der Alpen in meine Einsamkeit. Wohin soll ich fliehen?" — Das Gerücht ging bald in Paris, daß er die Pucelle in Genf drucken lassen wolle und allen Ernstes an die Flucht denke, wodurch er sich nur um so mehr in Gefahr glaubte, weil das Gerücht diejenigen, die sich in der Pucelle angegriffen sahen, beunruhigen mußte.

Er selbst schreibt am 4. August an seinen Buchhändler Thiriot in Paris: „Ich bin sehr glücklich in meiner Einsamkeit, aber wenn die Verleumdung von Paris mich hier verfolgen sollte, so werde ich anderswo glücklich sein" [2]). Wie dies „anderswo" zu verstehen, beweist eben der herrliche Brief, den Voltaire an demselben 4. Aug. 1755 an

1) A. a. O. IV. 230.
2) A. a. O. IV. 237.

Digitized by Google

Friedrich schreibt: „Sire, wenn die schöne Literatur, die Ew. Majestät zur Erholung bei Ihren Arbeiten gedient hat, Ihnen noch Freude macht, so erlauben Sie, daß ich eine Tragödie (l'Orphélin de la Chine, ou Gengiskan), die ich bei Ihnen, bevor ich das Unglück hatte Sie zu verlassen, angefangen habe, zu Ihren Füßen niederlege und Ihrem Schutze empfehle. Ich hätte vorgezogen, sie in Ihrem Palaste zu Potsdam zu vollenden, ebenso wie mein Leben. Die Schönheiten des Genfersees und der Einsiedelei, die ich mir zu meinem Grabe ausgesucht habe, sind weit entfernt mich zu trösten über das Unglück, nicht mehr bei Ew. Majestät zu sein. Ich kann meine Betrübniß nur dadurch erleichtern, daß ich die kleinste Gelegenheit ergreife, meine Gefühle Ihnen von Neuem auszusprechen. Diese sind dieselben wie damals, als Sie mich Ihrer Liebe würdigten, und ich wage zu hoffen, daß Sie nicht unzugänglich sind für die sehr wahrhaftige Bewunderung eines Menschen, der Ihnen nahe gestanden hat, und dessen tiefer Schmerz durch das Andenken an Ihre ersten Wohlthaten erstickt ist [1]. — Da ich nicht den Trost haben kann, mich selbst zu den Füßen Ew. Majestät zu werfen, so will ich wenigstens den haben, mich über Sie mit dem Milord Marechal zu unterhalten. Ich bin hier nicht weit von ihm; und wenn Ew. Majestät mir die Erlaubniß giebt, so gehe ich ihm sagen, was ich Ihnen nicht sage, wie hoch Sie über allen andern Menschen stehen und bis zu welchem Punkte ich die Keckheit und die Schwäche gehabt habe, Sie von ganzem Herzen zu lieben. Aber ich darf Ew. Majestät nur sprechen von meiner tiefen Hochachtung. Voltaire" [2].

---

1) La douleur — — est étouffée.

2) Preuß, Friedr. der Gr. mit seinen Verw. und Freunden. S. 201.

Digitized by Google

Der Brief ist so duftig schön, wie man nur welche schreiben kann. Und Friedrich konnte nicht einmal die „Absicht merken", weil er nichts von der Furcht Voltaire's wußte. Die Absicht aber war, sich bei „Milord Marechal" Keith, damals Gouverneur in Neuenburg, einen Sicherheitshafen zu öffnen, wenn der Sturm, den Voltaire befürchtete, ihn in Genf zu erreichen drohen würde. Das wäre nun immerhin erlaubt gewesen. Was aber dem schönen, süßen Briefe einen sehr häßlichen Beigeschmack giebt, ist, daß Voltaire wenige Wochen vorher Friedrich anklagte, hinter dem gegen ihn betriebenen Verrath mit der Pucelle zu stecken. Am 15. Juni schreibt er an d'Argental: „Die Person, die mir geschworen hatte, daß die Copie, welche sie besaß, nie aus ihren Händen kommen werde, hat sie unterdeß d'Arget (dem Secretair Friedrichs) anvertraut und zwar zu der Zeit, wo ich in Frankreich war, indem sie glaubte, daß d'Arget die Copie drucken lassen, und ich auf diese Weise gezwungen sein würde, eine Zuflucht bei ihr zu suchen. d'Arget ist nur in Folge eines grausenhaften Verraths im Besitz des Werkes, und die Exemplare, die in Umlauf sind, kommen nur von ihm her" [1]).

Sechs Monate vor dieser Verdächtigung Friedrichs wußte Voltaire, daß die Abschriften von dem Manuscript der Mad. de Chatelet herkommen; und zwei Monate nachdem er dieselbe aussprach, ruft er von Neuem aus: „Wer hätte sagen sollen, daß nach dreißig Jahren Mad. de Chatelet mir diesen Streich spielen werde" [2]), und vierzehn Tage später schickt er dann den herrlichen Brief an Friedrich, durch welchen er, auf dessen Großmuth bauend, sich eine Zuflucht in Neuenburg sichern will.

1) Lettres de Mr. de Volt. IV. p. 204. 206.
2) A. a. O. IV. p. 220.

Digitized by Google

26.

Die Furcht, die Voltaire trieb, den schönen Brief an Friedrich zu schreiben, ist auch die Veranlassung zu einem andern weltberühmten Briefe, demjenigen, welchen er an Jean Jacques Rousseau richtete. Rousseau hatte keine Spur von der Voltaire'schen Geistreichigkeit. Seine Begeisterung kam aus dem Herzen. Ihm war es Ernst um das Heil der Menschheit, wenn er sich auch oft in den Mitteln täuschte. Sein discours sur l'inégalité des hommes war ein Meisterwerk, das Voltaire's Lorbeeren bedrohte. Man sprach bereits oft von „Voltaire und Rousseau", was diesen verletzte. Rousseau griff die Grundsäulen der bestehenden Gesellschaft an. Die Welt ahnte bei seinen feurigen Declamationen die kommende Revolution; weltliche und geistliche Machthaber fühlten heraus, daß es sich hier um Sein oder Nichtsein für sie handle. Das Alles wirkte gemeinschaftlich, um Voltaire gegen Rousseau zu treiben. Daß er es aber jetzt that, daran war seine Furcht Schuld, in Folge der Veröffentlichung der Pucelle möglicherweise aus seinen „Delices" bei Genf vertrieben zu werden. Er wollte den Gewalthabern in Versailles schmeicheln und sie auf eine in die Augen fallende Weise überzeugen, daß er Nichts gegen sie schreibe, sondern Partei für sie ergreife. Er selbst sagt dies so klar, daß es uns nicht möglich war, eine Ansicht, die selbst von Voltaire zu hegen uns Mühe gekostet, zurückzuweisen. Als er dem Herzoge von Richelieu die Tragödie: l'Orphelin de la Chine schickt, schreibt er diesem: „Am Ende des Stückes ist ein Brief an Jean Jacques Rousseau, den ich in den Verhältnissen, in denen ich mich befinde, zu veröffentlichen für nöthig gefunden habe"*). Dem Grafen

*) A. a. O. IV. 249.

Digitized by Google

d'Argental sagt er schon klarer: „Ich habe das Stück mit einem Briefe veröffentlicht, in welchem ich das Uebel abwehre, das man mir anthun will. Mein Asyl kostet mich Geld genug, daß ich suchen muß, hier in Frieden meine so unglücklichen Tage zu beschließen“ [1]; und ein paar Wochen später: „Ich habe meine Magots drucken lassen, um der Pucelle zu begegnen, die man überall verkauft. Ich mußte nothwendig diese schrecklichen Copien zurückweisen. Ich habe Ruhe nöthig in meinem Alter und in meinem kranken Alter, das neuem Kummer nicht widerstehen würde. Mein Brief an Jean Jacques hat guten Erfolg gehabt“ [2]. Rousseau selbst aber schrieb er: „Man hat in Paris Werke unter meinem Namen verbreitet; ich muß die vortheilhafteste Gelegenheit ergreifen, sie zurückzuweisen. Man hat mir den Rath gegeben, den Brief, den ich Herrn Rousseau geschickt, drucken zu lassen und mich ein wenig weiter auszulassen über die Ungerechtigkeit, der man sich gegen mich schuldig gemacht, und die mir schaden kann. Ich bitte ihn um die Erlaubniß dazu. Ich kann mich nicht besser adressiren, indem ich von den Ungerechtigkeiten der Menschen spreche, als an den, der sie so gut kennt“ [3]. Rousseau verstand auch diesen Hohn so wenig, daß er darauf eine ernstgemeinte Antwort gab.

Voltaire beabsichtigte sein Asyl zu retten, koste es was es wolle. Seinem Herzen aber hat es Nichts gekostet, den armen Rousseau zu verderben. Um die Gelegenheit zu haben, einem Herzog von Richelieu, einer Pompadour, einem Ludwig XV. zu Lieb die höhnenden Verse, die man ihm unterstellte, die er gedichtet hatte und die er

1) A. a. O. IV. 246.
2) A. a. O. IV. 270.
3) A. a. O. IV. 248.

Digitized by Google

jetzt frech leugnete, öffentlich zurückzuweisen, goß er allen seinen geistreichen Hohn über Rousseau aus, und vergiftete denselben für Rousseau durch Anzüglichkeiten auf dessen unglückliche Laufbahn, auf der er eine Zeit lang gezwungen gewesen war, Bedienter zu sein und sein Brot durch Abschreibereien zu gewinnen. Die Stelle in Voltaire's Briefe: „Man hat nie mehr Geist angewendet, um uns dumm zu machen; man bekommt Lust auf allen Vieren herum zu kriechen, wenn man Ihr Werk liest," hat Rousseau nicht mehr abschütteln können.

Das Unrecht, mit dem Voltaire hier gegen Rousseau auftrat, hat der Beleidiger dem Beleidigten nie verziehen; Voltaire hat von da an keine Gelegenheit versäumt, gegen Rousseau zu hetzen und ihm das Leben sauer zu machen. Die Literaturgeschichte aller Völker kennt kaum etwas Häßlicheres, als dies Benehmen Voltaire's gegen Rousseau.

27.

Der liebesprühende Brief Voltaire's an Friedrich, mit dem er sich ein Asyl in Neuenburg sichern wollte, scheint Friedrichs Herz gerührt zu haben. Er antwortete Voltaire in verbindlichem Tone, wie Voltaire sich dessen selbst rühmt. Von da an war der Faden des Briefwechsels zwischen Beiden wieder angeknüpft. Sehr bald aber scheint Friedrich auch noch durch andere Gründe veranlaßt worden zu sein, Voltaire wieder öfter zu schreiben. Friedrich wußte, daß Voltaire in Verbindung mit Einzelnen von den Tonangebern in Versailles stand, er wußte, daß derselbe zu politischen Sendungen benutzt worden war, er mochte ahnen, daß Voltaire ihn dem Versailler Hofe gegenüber verrathen hatte, und dann an die Möglichkeit denken, daß diese Stel-

Digitized by Google

lung Voltaire's unter gegebenen Umständen für ihn und sein Reich von Nutzen sein könnte.

Im Herbste des Jahres 1755 fanden in Fontainebleau, damals das Lustschloß der Pompadour, Conferenzen statt, in Folge deren am 9. Mai 1756 ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande kam, das von Anfang an gegen Friedrich gerichtet und Friedrich selbst kein Geheimniß geblieben war. Die politische Klugheit Friedrichs war sicher dabei mit im Spiele, wenn Friedrich gerade in dieser Zeit Voltaire wieder näher an sich heranzog, ihn zu einer Erneuerung ihrer Correspondenz veranlaßte, wie dann die Folge zeigen wird, welchen Gebrauch Friedrich gelegentlich, um seine politischen Ziele zu erreichen, von seinem Briefwechsel mit Voltaire zu machen wußte.

Während der Periode, in welcher das französisch-österreichische Bündniß gegen Friedrich reifte, fand der Geburtstag von Friedrichs Mutter statt. Diesem zu Ehren schuf er die Tragödie Merope von Voltaire zu einer Oper um, dichtete die Gesänge dazu und setzte sie selbst in Musik. Dieses Sangspiel schickte er an Voltaire. Friedrich, der seinen Mann kannte, durfte seines Erfolges zum Voraus gewiß sein. Die Verse Friedrichs über sein eigenes Stück schmeichelten dem Herzen Voltaire's so, daß er in einem Briefe an d'Alembert diese Verse vollauf lobt und in einem Briefe an d'Argental, dem er einen Auszug von Friedrichs Arbeit schickt, sagt: „Ich interessire mich stets um seinen Ruhm;" und hinzusetzt, daß man die Arbeit dem Buchdrucker Thiriot zukommen lassen könne, „der eine der Trompeten des Ruhmes für diesen großen Mann" sein werde; während er sich endlich in einem Briefe an den Herzog von Richelieu von Neuem als Zwischenträger zwischen Friedrich

Digitized by Google

und dem französischen Hofe anbietet [1].) „Ich hätte hier und dort einen guten Rath geben können, aber ich ziehe mich in mein Dunkel und meine Einsamkeit zurück, und zwar von Rechtswegen", schreibt Voltaire am 7. Febr. 1756 dem Herzog von Richelieu in dem Briefe, in welchem er ihm ankündigt, daß Friedrich seine Merope zur Oper umgedichtet habe [2]). Der Beweis des Vertrauens und der Anhänglichkeit von Friedrich sollte ihm als Beglaubigungsschreiben bei dem Herzog Richelieu dienen, von dem er dann weitere Aufträge für Friedrich zu erlangen hoffte. Friedrich mochte dies ebenfalls nicht für unmöglich gehalten haben, wenigstens aber hatte er auf gut Glück einen Faden ausgeworfen, an den er vielleicht dereinst ein Netz anknüpfen konnte.

Vorerst gelang dies nicht. Noch weniger aber war es Friedrich gelungen, den Haß und die Gereiztheit Voltaire's gegen ihn zu besiegen. Dieser dachte vor wie nach: „Gott ist gerecht — und wird Friedrich vernichten, weil dieser — mich in Frankfurt hat mißhandeln lassen!" wenigstens war dies vor wie nach sein Ideengang Friedrich gegenüber. Und er wußte nicht, wie gerecht Gott war, als er ihn selbst und seinen stumpfen Haß gegen Friedrich zum Mittel machte, das Friedrich helfen mußte im siebenjährigen Kriege den Beinamen des „Großen", den Voltaire bereits dem kaum zwanzigjährigen Jüngling gegeben hatte, zu verdienen.

Trotz des liebestrahlenden Briefes, den Voltaire Friedrich schrieb, als er sich in Gefahr glaubte, und trotz der Oper Merope, die seiner Eitelkeit so sehr schmeichelte, hegte

1) „J'aurais peu donner quelques bons avis, mais je me renferme dans mon obscurité et dans ma solitude, comme de raison."

2) A. a. O. IV. 291. 294.

Digitized by Google

Voltaire gegen Friedrich einen unversöhnlichen Haß. Kaum war dieser offen gegen die Feinde, die ihm im Geheimen das Netz über den Kopf geworfen zu haben glaubten, aufgetreten, als Voltaire an seinen Freund d'Argental schreibt: „Madame Denis hofft, daß 80,000 Franzosen durch Frankfurt kommen; sie empfiehlt ihnen einen gewissen Freitag, den Agenten des Salomon des Nordens. — — Ich wollte, daß der Marechal Richelieu diese Armee befehligte. Da die Franzosen die Engländer geschlagen haben, so könnten sie auch die Vandalen ein wenig in Unordnung bringen.“ [1]) Dem Herzog von Richelieu schreibt er (6. Oct. 1756): „Sie haben zweifelsohne das letzte Manifest des Salomon des Nordens gesehen. Dieser Salomon ist langphrasig; aber man darf sich gehen lassen, wenn man an der Spitze von hunderttausend Mann steht. Die Königin von Saba (jetzt nicht mehr die Marquis du Chatelet, sondern die Königin Maria Theresia von Ungarn) antwortet nicht, sondern handelt. Ich möchte, daß Sie unter diesen Umständen eine Armee befehligten, und daß Salomon Sie und eine Nation kennen lernte, die er gar nicht kennt.“ — Dann setzt er hinzu: „Hier sind Nachrichten, die ich gestern erhalten habe, wenn sie wahr sind, dann ist mein Salomon ein wenig in Verlegenheit. Er hat mir vor vier Monaten vorgeschlagen zu ihm zu kommen; er hat mir allerlei Ehren und Würden versprochen; ich weiß, daß sie vorübergehend sind, ich habe sie ausgeschlagen. Den König (Ludwig XV.) wird dies wenig kümmern. Aber — ich möchte, daß er davon benachrichtigt würde.“ [2])

Es ist eine Lüge, daß Friedrich ihn berufen und ihm

1) A. a. O. IV. 365.

2) A. a. O. IV. 371. 372.

Digitized by Google

neue Würden versprochen habe, aber es ist ganz Voltaire's Art, zu versuchen, ob er nicht auf diese Weise welche von Frankreichs König für sich gewinnen könne. Von welcher Art übrigens die Nachrichten waren, die er bei dieser Gelegenheit schickte, bekundet ein Brief, den er wenige Tage später an den Herzog von Richelieu schreibt und in dem es heißt: „Eine große Fürstin, mehr als irgend eine andere ihres Namens und ihrer Staaten wegen bei den gegenwärtigen Angelegenheiten betheiligt, schreibt mir: „Die Art, wie der König von Preußen seine Nachbarn behandelt, ruft die allgemeine Entrüstung hervor. Es giebt keine Sicherheit mehr von der Weser bis zum baltischen Meere. Das deutsche Reich (le corps germanique) hat ein Interesse, daß dieser Staat tüchtig gestraft werde. Ein Kaiser würde weniger zu fürchten sein, und wir hoffen, daß Frankreich stets die Rechte der deutschen Fürsten schützen werde.“ *)

Welche deutsche Fürstin diesen Brief geschrieben hat, kann einerlei sein; es gab einmal deren viele, und heute wohl auch noch welche, die kaum begreifen, welche Schmach für sie selbst und welcher Verrath an ihrem Vaterlande in einem solchen Benehmen liegt. Für Voltaire ist es bezeichnend, daß er solche vertraute Briefe in die politische Küche der Richelieu und Pompadour schickte, um gegen den Mann zu hetzen, den er wenige Monate vorher seiner glühendsten Liebe versicherte, und der in der That der einzige Fürst seiner Zeit war, der ihn mit Erfolg gegen jede religiöse und politische Unduldsamkeit geschützt haben würde.

Das Alles aber ist fast unschuldige Augendienerei im Vergleich zu einem neuen Angriffe Voltaire's gegen Friedrich, den jener gerade jetzt in die Welt hinausschickte. In

*) Lettres de M. d. Volt. a. a. O. IV. 372.

Digitized by Google

der Angſt, daß die Veröffentlichung ſeiner Pucelle ihm ſchaden könne, hatte er ſich zur Zeit der erſten Ausgabe derſelben bei Friedrich ein Aſyl offen gehalten; bei der zweiten Ausgabe, die jetzt, November 1755, herauskam, ſuchte er Friedrichs ganzes Weſen und Leben in einer Weiſe zu beſudeln, — wie ſie nur ein paar Mal in der Literatur- und Weltgeſchichte, — von Voltaire gegen Friedrich, von Heine gegen Platen — vorgekommen ſind. Zu Ende des dreizehnten Geſanges dieſer neuen Ausgabe der Pucelle erzählt der Beichtvater Karl's VII. einen prophetiſchen Traum, in welchem er die Könige der Zukunft in allerlei Lagen geſehen habe; — hier heißt es dann von Friedrich:

Mais quand, au bout de l'auguste enfilage,
Il apperçut, entre Iris et son page,
—
—
Cet auteur Roi, si dur et si bizarre,
Que dans le nord on admire, on compare à Salomon*).

Wenn die Anklage gegen Friedrich in Wahrheit begründet geweſen wäre, ſo durfte Voltaire ſie nicht gegen ihn ausſprechen; und wenn Voltaire dazu ſelbſt berechtigt und herausgefordert geweſen wäre, ſo durfte er es nicht in dieſem Augenblicke thun, wo der offene Krieg gegen Friedrich losbrach. Voltaire ſelbſt aber widerlegt an einer andern Stelle durch eine faſt noch häßlichere Verleumdung die welche er hier gegen Friedrich ſchleudert. Doch darauf kommt wenig

*) Die Freunde Voltaire's haben dieſe Stelle für untergeſchoben und nicht von Voltaire herkommend erklärt. Aber die Gründe zu dieſer Behauptung ſind um ſo weniger ſtichhaltig, als die Stelle der Pucelle nur ein Glied in der Kette der ſchmutzigen Anklagen Voltaire's gegen Friedrich bildet, und zwar ein ſo folgerechtes Glied, daß es mit zur Kette gehört.

Digitized by Google

an. Die Hauptsache ist, daß Voltaire einer Pompadour, einem Richelieu, einem Bernis zu Lieb in dem Tone, der im Hirschpark Ludwigs XV. herrschte, einstimmend, Friedrich besudelte, um sich am Hofe von Versailles beliebt zu machen, und die Zuneigung, die er hier gewinne, zu seinem Vortheile in baarem Gelde auszubeuten. Er erhielt auf diese Weise seine Stelle als gentilhomme du Roi zurück; und was ihm mehr als das galt, er erlangte zuletzt als Belohnung für geleistete Dienste, die vollkommene Steuerfreiheit aller seiner Güter für ewige Zeiten.

28.

Der Feldzug von 1757 war der härteste für Friedrich — und wurde der glänzendste für ihn. Nach dem Siege vom 6. Mai bei Prag kam am 18. Juni die furchtbare Schlacht von Kollin mit allen ihren verhängnißvollen Folgen, dann am 26. Juli die Niederlage der Engländer und Hannoveraner bei Hastenbeck, am 7. September die Schlappe bei Mays, gleichzeitig der glückliche Streifzug Haddicks nach Berlin, am 30. August die furchtbare Schlacht bei Großjägerndorf und endlich am 8. September die Convention von Kloster-Zeven.

Während so der Stern Friedrichs sich in raschem Fluge dem Untergange zuzuneigen schien, konnte Voltaire die innere Herzensfreude nicht mehr meistern. Schon im Juli, als die ersten schlimmen Nachrichten für Friedrich aus Böhmen kamen, schrieb er an einen seiner Freunde: „Er wird zuletzt unterliegen! Alle Jäger versammeln sich, um einen St. Hubertstag auf seine Kosten zu feiern. Franzosen, Schweden, Russen mischen sich mit Oesterreichern. Wenn man so viele Feinde hat, kann man nur mit Ruhm unterliegen; aber bei

Digitized by Google

diesem Ruhme wird er ein großes Unglück haben, das, von Niemandem beklagt zu werden."

„Ich, ich verzeihe ihm Alles, außer der Vandalen-Barbarei gegen Madame Denis in Frankfurt." [1] Nachdem die Nachricht von den großen Niederlagen im Juli eingelaufen waren, schreibt Voltaire an den Herzog von Richelieu, der damals die französische Armee gegen Friedrich befehligte: „Ich möchte Ihnen folgen nach Magdeburg, denn ich sehe vorher, daß Sie es belagern werden. Es ist mehr als vier Monate, daß ich Ihnen schrieb, es werde dahin kommen. Ich sah damals nicht vorher, daß Sie es sein würden, der sich mit dem Könige von Preußen messen werde; aber Sie wissen, wie heiß ich es wünschte. Sie gehen vielleicht nach Berlin und d'Argens wird Ihnen entgegenkommen." [2]

Diesem Briefe lag ein zweiter beigeschlossen, auf dessen Adresse stand: „Für Sie allein!" — Als Schlag auf Schlag Friedrich sein Glück wanken sah, da wurde in ihm auf Augenblicke der Gedanke lebendig, daß er seine vollkommene Niederlage und Demüthigung nicht überleben wolle. In diesem Sinne schrieb er an d'Argens einen prunkhaften Brief über seinen Entschluß, lieber zu sterben als seine Schmach zu überleben. Dieser Brief an d'Argens kam zufällig oder absichtlich in Voltaire's Hände, der denselben zwar „höchst auffallend" (singulière) fand, sowohl wegen des Gegenstandes, wie wegen der Persönlichkeit, die ihn geschrieben hatte, als auch wegen der „Personnage" an welche er gerichtet war; aber ihm doch unbedingten Glauben schenkte. Friedrich schrieb in ähnlichem Sinne an Voltaire selbst, und Voltaire glaubte

1) A. a. O. IV. 457.
2) A. a. O. IV. 468.

Digitized by Google

sogar Friedrich trösten und ihm vorstellen zu müssen, daß er ja, auch wenn er einen Theil seiner Länder verliere, immer noch so mächtig wie einst die Kurfürsten von Brandenburg bleiben werde. — Gleichzeitig aber schrieb Voltaire an Richelieu unter besonderer Aufschrift: „à vous seul!“ einen Brief, in welchem es hieß: „Mein Heros, Sie haben außerordentliche Dinge genug erlebt und gethan; hier welche, die es nicht weniger sind, und die Sie nicht überraschen werden. Ich vertraue sie Ihrer Güte für mich, Ihren Interessen, Ihrer Klugheit, Ihrem Ruhm an. Der König von Preußen schreibt mir seit einiger Zeit wieder mit einigem Vertrauen. Er schreibt mir, daß er entschlossen ist, sich zu tödten, wenn er sich verloren sähe. Und die Frau Markgräfin (von Anspach) seine Schwester, schreibt mir, daß sie ihrem Leben ein Ende machen würde, wenn der König, ihr Bruder, sich selbst tödte. Es ist große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß in dem Augenblick, in welchem ich Ihnen schreibe, das Armeecorps des Prinzen von Soubise mit den Preußen handgemein geworden ist. Was aber auch geschehen mag, so hat es allen Anschein, als ob Sie die Abenteuer von Sachsen und Brandenburg eben so gut wie die von Hannover und Hessen endigen würden. Sie sind auf der schönsten Laufbahn, die es in Europa giebt, und ich unterstelle, daß Sie sich des Ruhmes freuen würden, den Krieg wie den Frieden gemacht zu haben.“ *)

Es ist mehr denn wahrscheinlich, daß dieses Ausplaudern seines geheimsten Gedankens durch Voltaire von Friedrich vorhergesehen, ja beabsichtigt war. Die französische Politik konnte den Untergang Friedrichs, die Vernichtung der preußischen Monarchie nicht wollen. Der bevorstehende,

*) A. a. O. IV. 469.

Digitized by Google

vollkommene Fall derselben mußte den Franzosen eher gefährlich als erwünscht erscheinen. Diese Ansicht theilten außer dem Herzog von Richelieu auch einzelne Mitglieder im Kabinet. So konnte also die Nachricht, daß Friedrich auf dem Punkte stehe sich selbst zu tödten, im französischen Ministerium wie im französischen Lager eher ein Zaudern als ein rasches Vorschreiten zur Folge haben.

Ob vorher berechnet von Friedrichs Scharfblick, ob zufällige Folge von Voltaire's Verrath an dem Vertrauen, das Friedrich in ihn setzte; — so hat Voltaire's Brief an Richelieu eine hohe, welthistorische Bedeutung dadurch erlangt, daß er die Schlacht bei Roßbach möglich machen half. — Der Nachricht über des Königs beabsichtigten Selbstmord fügte Voltaire hinzu, er habe sich nicht enthalten können, der Markgräfin von Baireuth zu schreiben, daß er wünsche, Richelieu möge dereinst die Eigenschaft des Schiedsrichters mit der des Generals vereinigen. „Ich habe mir eingebildet, daß wenn man Alles der Güte und Großmuth des Königs von Frankreich überlassen wolle, man besser thun werde, sich an Sie als an irgend einen Andern zu wenden." *)

Der obige Brief Voltaire's an Richelieu war vom 21. Aug. Schon am 12. Sept. schrieb die Markgräfin von Baireuth einen Brief an Voltaire, in welchem sie in dessen Plan einer geheimen Friedensverhandlung einging, und durch Voltaire mit dem Cardinal Tencin von Lyon, der als Staatsminister gegen das österreichisch-französische Bündniß gewesen war, in Unterhandlungen trat. Vier Tage nachher, am 16. September aber schrieb Friedrich an den Marechal Richelieu: „Ich fühle, Herr Herzog, daß man Sie auf den

*) A. a. O. 470.

Digitized by Google

Posten, auf dem Sie stehen, nicht gestellt, um zu unterhandeln; dennoch bin ich vollkommen überzeugt, daß der Neffe des großen Cardinals Richelieu eben so gut gemacht ist um Verträge abzuschließen, als um Schlachten zu gewinnen. Ich richte mich an Sie in Folge der Achtung, die Sie selbst Denen einflößen, die Sie nicht näher kennen. Es handelt sich um eine Kleinigkeit, mein Herr, — Frieden zu machen, wenn man's recht will. Ich kann nicht wissen, welche Instructionen Sie haben, aber in der Unterstellung, daß, zum Voraus Ihrer raschen Fortschritte sicher, der König, Ihr Herr, Sie in Stand gesetzt hat, den Friedenszustand in Deutschland wieder herzustellen, schicke ich Ihnen Herrn Delchetel, dem Sie volles Vertrauen schenken können. Obgleich die Ereignisse dieses Jahres mir kaum erlauben zu hoffen, daß Ihr Hof meinen Interessen noch irgend günstig gestimmt ist, so kann ich mich dennoch nicht überzeugen, daß eine Verbindung, die sechszehn Jahre gedauert hat, nicht wenigstens einige Spuren in den Gemüthern zurückgelassen hat. Vielleicht beurtheile ich Andere nur nach mir. Wie dem aber auch sei, so ziehe ich es vor, meine Interessen dem Könige, Ihrem Herrn, eher als irgend einem Andern anzuvertrauen *). Wenn Sie, mein Herr, gar keine Instructionen in Bezug auf die Vorschläge, die ich Ihnen mache, haben, so bitte ich Sie, welche zu verlangen und mich wissen zu lassen wie sie lauten. Derjenige, der Statuen in Genua verdient, der die Insel Minorca trotz unendlicher Hindernisse erobert hat, der auf dem Punkte steht, Niedersachsen zu unterjochen, kann nichts Glorreicheres thun, als daran arbeiten, Europa den Frieden wiederzugeben. Das wird ohne Widerrede der schönste

*) Siehe Voltaire's Brief auf der vorhergehenden Seite.

Digitized by Google

von Ihren Lorbeeren ſein. Arbeiten Sie daran, mein Herr, mit der Thätigkeit, die Sie ſo raſche Fortſchritte hat machen laſſen und ſeien Sie überzeugt, daß Niemand Ihnen dafür dankbarer ſein wird, mein Herr Herzog, als Ihr treuer Freund: Friedrich!"

Friedrich wußte, daß jede Schmeichelei in Richelieu's Herzen Wurzel greifen werde. So hieß denn auch die Antwort Richelieu's: „Sire. Bei der Ueberlegenheit, die Euer Majeſtät in Allem haben, wird vielleicht viel dabei für mich zu gewinnen ſein, wenn ich unterhandle, anſtatt zu ſchlagen gegenüber einem Heros wie Euer Majeſtät. Ich glaube, daß ich dabei dem Könige, meinem Herrn, Dienſte leiſten könnte, die er Siegen vorziehen würde, wenn ich dazu beitrüge, den allgemeinen Frieden herzuſtellen. Aber ich verſichere Euer Majeſtät, daß ich weder Inſtruction noch Kenntniſſe der Mittel habe um dazu zu gelangen. Ich werde einen Courier abſchicken, um Bericht zu erſtatten über die Eröffnungen, die Euer Majeſtät mir macht und ich werde die Ehre haben Euer Majeſtät Antwort geben zu laſſen über die „Affaire", über welche ich mit Herrn Delchetel übereingekommen bin. Ich fühle, wie ich ſoll, den ganzen Preis der ſchmeichelhaften Dinge, die ich von einem Fürſten erhalten, der die Bewunderung von ganz Europa und die meinige, wenn ich wagen darf es zu ſagen, ganz beſonders hat. Ich möchte wenigſtens ſeine Güte verdienen, indem ich ihm behülflich bin bei dem großen Werke, das er zu wünſchen ſcheint und zu dem er glaubt, daß ich beitragen könne. Ich möchte ihm vor Allem den Beweis der tiefen Hochachtung geben, mit der ich bin ꝛc. Richelieu!"

Der innere Zuſammenhang zwiſchen dieſer Correſpondenz und dem Briefe Voltaire's an Richelieu iſt nicht zweifelhaft. Der Erfolg war, daß der Herzog von Richelieu dem

Digitized by Google

„armen Friedrich, der auf dem Punkte stand sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen" Zeit ließ, sich ein wenig zu erholen, während Richelieu selbst ein Lager bei Halberstadt bezog und sich hier zum Voraus des Ruhmes, den er ernten werde, freute. Friedrich, um die gute Stimmung, in die er ihn versetzt hatte, nicht erkalten zu lassen, besang ihn dann noch überdies in Versen als den Helden und zugleich den Pacificator der Zeit.

Nun ist es aber nach den Ereignissen, Thatsachen und Aeußerungen Friedrichs, die in diese Zeit fallen, wieder fast mehr als wahrscheinlich, daß er nicht einen Augenblick daran gedacht hat, in der Lage, in der er sich augenblicklich befand, Friede zu schließen, weil ein solcher Friede jetzt nur zu seinem Nachtheile und zu seiner Schmach ausfallen konnte. Unmittelbar nach der Niederlage von Kollin schrieb er (19. Juli) an d'Argens: „Glauben Sie aber ja nicht, daß ich nachgeben werde. Wenn auch alle Elemente gegen mich losgingen, ich würde mich unter ihren Trümmern mit demselben kalten Blute, mit dem ich dies schreibe, begraben lassen. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem Herzen von Stahl versehen, um aller Empfindsamkeit baar zu werden. Jetzt ist es Zeit zum Stoicismus." *) Friedrichs Bruder, der Prinz von Preußen, August Wilhelm, hatte sich schwach gezeigt nach der Schlacht von Kollin. Friedrich entsetzte ihn seines Commandos. Am Hofe erzählte man später, daß Aug. Wilhelm dem Könige im Namen der preußischen Familie zum Frieden gerathen, und daß Friedrich deswegen seinen Bruder von sich verbannt, und ihm gesagt habe: „Reisen Sie nach Berlin zurück, und sorgen Sie dort dafür, daß unserm

*) Preuß, Fr. d. Gr. II. S. 67.

Digitized by Google

Hause die Nachkommen nicht fehlen, das Uebrige ist meine Sache.“ [1]) Wenn die Anekdote auch nur erfunden wurde, so zeigte sie doch den Geist, in welchem Friedrich damals dachte und handelte. Nicht erfunden aber, sondern Thatsache ist, daß Friedrich seinem Bruder, der, um sich zu rechtfertigen, an ihn schrieb, antwortete und sagte: „Ich werde kämpfen, und wenn wir nicht siegen können, so werden wir uns Alle niederhauen lassen;“ [2]) und daß er seiner Schwester der Markgräfin von Baireuth noch am 17. September, am Tage nach jenem Briefe an Richelieu, schrieb: „Ich halte den Entschluß fest, noch gegen das Unglück anzukämpfen, vor Allem nie meine Schande und die Schmach meines Hauses zu unterzeichnen.“ [3])

In Folge der Convention von Kloster Zeven, mehrere Wochen nach jenem Briefe an den Herzog von Richelieu, schrieb Friedrich an den König von England: „Ich höre, daß Rede von einem Neutralitätsvertrag für Hannover ist. Sollte Eure Majestät so wenig Standhaftigkeit und Ausdauer haben, um sich niederschlagen zu lassen durch eine augenblickliche Mißgunst des Glückes?“ [4]) An demselben Tage, an welchem die Markgräfin von Baireuth an Voltaire wegen der Unterhandlungen mit dem Cardinal Tencin schreibt (12. Sept.), bricht Friedrich von Dresden auf gegen Erfurt, und treibt den Prinzen Soubise von dort nach Eisenach zurück. Zwei Tage später schreibt Friedrich aus Erfurt selbst an den General Winterfeld: „Hier geht Alles nach Wunsch“; und als er dann hörte, daß Winterfeld un-

1) Thiébauld. I. 133.

2) Vie de Frédr. II. Straßburg 1787. II. S. 262.

3) Friedr. d. Gr. von Polen bei Roßbach und Leuthen. Berlin 1858. Mittler Sohn. S. 74.

4) A. a. O. S. 267.

Digitized by Google

terdeß an den Wunden, die er, in Böhmen den Rückzug der Armee deckend, erhalten hatte, gestorben, rief Friedrich aus: „Ich werde Mittel gegen meine Feinde finden, einen Winterfeld finde ich nicht wieder.“ Am 9. October schreibt er endlich an Voltaire selbst:

Notre état nous fait la loi,
Il nous oblige, il nous engage
A mesurer notre courage
Sur ce, qu'exige notre emploi.
Voltaire dans son hermitage,
Dans un pays, dont l'heritage
Est son antique bonne foi,
Peut s'adonner en paix à la vertu du sage,
Dont Platon nous marqua la loix.
Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en Roi. *)

Wahrlich, das war nicht die Stimmung, in welcher ein König wie Friedrich, sich entschließt, um den Frieden zu betteln. Er wollte Zeit gewinnen, und so erklärt sich sein Brief an Richelieu von selbst. Der Verrath und die Eitelkeit Voltaire's leiteten Friedrich auf diese Bahn. Er narrte den Narren, dem er gegenüberstand, und Richelieu „tempo-

*) Unser Stand schreibt uns Gesetze vor,
Er verpflichtet uns, er fordert uns auf,
Unsern Muth zu messen
Nach dem was unser Amt von uns fordert.
Voltaire in seiner Einsiedelei
In einem Lande, dessen Erbe
Sein Alles, Treu und Glauben sind,
Kann sich der Tugend der Weisheit überlassen,
Wozu Platon uns die Gesetze vorschreibt.
Ich aber, vom Schiffbruch bedroht,
Ich muß, dem Sturme trotzend,
Denken, leben und sterben als König.

Digitized by Google

risirte“ [1]) so lange, bis Friedrich im Stande war — die Schlacht bei Roßbach zu schlagen. Voltaire hatte geholfen, sie gewinnen; und so war es an Friedrich, auszurufen: „Dieu est juste!“ Voltaire aber schrieb, als er die Siegesnachricht hörte, an seinen Freund d'Argental: „Dieser Teufel Salomon ist ein schreckenerregender Philister!“

Bald aber sah Voltaire klar genug, um sich selbst gestehen zu müssen, daß der kluge Friedrich ihn „düpirt“ habe. Seinen Aerger hierüber spricht er dann, von diesen geheimen Unterhandlungen in seinen hinterlassenen Memoiren [2]) redend, in einer Weise aus, die zu bezeichnend ist, um sie nicht wörtlich anzuführen: „Der Cardinal de Tencin wollte den König von Preußen mit dem Könige von Frankreich aussöhnen und glaubte den Frieden herbeizuführen. Es war nicht schwer „Madame de Baireith“ und den König ihren Bruder zu den Unterhandlungen zu veranlassen; ich übernahm dies mit um so mehr Vergnügen, als ich — — sehr wohl vorhersah, daß sie keinen Erfolg haben würden. Die Markgräfin schrieb im Namen ihres Bruders. Durch meine Hand gingen die Briefe dieser Fürstin und des Cardinals; ich hatte im Geheimen das Vergnügen, Zwischenträger dieser großen Angelegenheit zu sein und vielleicht noch ein anderes Vergnügen, dasjenige, zu fühlen, daß mein Cardinal sich großes Unbehagen bereitete. Dieser schrieb einen schönen Brief an den König (von Frankreich), in welchem er ihm den der Markgräfin überschickte; aber er war sicher erstaunt, als der König ihm hinlänglich trocken antwortete: Der

1) Mémoires de Richelieu. IX. 198. „Richelieu temporisa. Il resta pendant près de deux mois à Halberstadt, attendant, pour ainsi dire, l'arrivée de Prince H., communicant avec lui au moyen d'une machine à chiffres.

2) Mémoires pour servir à la vie de M. d. V. In der oben angeführten Ausgabe. Bd. 70.

Digitized by Google

Staatssekretair der auswärtigen Angelegenheiten werde ihn über seine Absichten instruiren. In der That, der Abbé Bernis dictirte dem Cardinal die Antwort, die er zu geben habe; diese Antwort war eine Weigerung in Unterhandlungen zu treten. Er wurde gezwungen, den Briefentwurf, den ihm der Abbé Bernis schickte, zu unterschreiben; er schickte mir einen betrübten Brief, der Allem ein Ende machte, — und er starb vor Kummer binnen vierzehn Tagen. Ich habe nie recht begriffen, wie man vor Kummer sterben kann und wie Minister und graugewordene Cardinäle, die sonst harte Seelen haben, nichtsdestoweniger oft so viel Nervenfeinheit besitzen, daß ein kleiner Mißfall sie auf den Tod treffen kann. Meine Absicht war nur gewesen, mich über ihn zu „moquiren," ihn zu demüthigen, nicht aber ihn zu tödten." *)

Diese ganze, so charakteristische wie charakterlose Darstellung, in den Thatsachen halbwegs wahr, in den Absichten, die Voltaire sich hier unterschiebt, die hellste Lüge, hatte den Zweck, Voltaire im Falle der Noth als Schild zu dienen. Er fürchtete, daß man am Hofe ihn für die Schritte des Cardinal de Tencin und ebenso für das „temporisiren" des Herzog von Richelieu mitverantwortlich machen könne, weil er in der That dafür mitverantwortlich war, und deswegen stellt er die Sache so dar, als ob er sich nur über den armen Cardinal „moquirt", ihn zum Besten gehabt habe. Die Memoiren konnten für ihn zeugen, wenn er je angeklagt werden sollte, deswegen mit wurden sie geschrieben; sie sind vielleicht schon damals an die rechte Adresse, an Bernis oder die Pompadour selbst gelangt.

*) A. a. O. 823.

Digitized by Google

29.

Fast zu derselben Zeit, als Voltaire Friedrich half, den Herzog von Richelieu hinhalten, schrieb jener an d'Argental: „Ich erhalte oft Briefe des Königs von Preußen, viel merkwürdiger, viel wunderlicher als sein ganzes Benehmen gegen mich seit zwanzig Jahren. Ich schwöre Ihnen, die Sache ist höchst merkwürdig.“ *) Später, nachdem Friedrich seinen Feldzug endlich noch durch die Schlacht bei Leuthen siegreich beendigt und den neuen Feldzug in Mähren glücklich begonnen hatte, schrieb Voltaire abermals an d'Argental: „In den Schrecken und Schwankungen dieses Krieges kommen Bouffons-Scenen vor, wie in den Shakespeare'schen Tragödien. Vorerst macht der König, der ein wenig Grütze im Kopfe hat, eine Oper mit französischen Versen aus meiner Tragödie Merope, während er zugleich seinen Vertrag mit England abschließt, und schickt mir dieses schöne Meisterwerk; — dann, nachdem er geschlagen ist, nachdem die Hannoveraner und Hessen vertrieben sind, will er sich selbst tödten, macht sein Packet, nimmt Abschied in Versen und in Prosa. Ich, ich bin gutmüthig im Herzen und schreibe ihm, daß er leben muß. Ich rathe ihm, wie Eineas dem Pyrrhus rieth. Ich hatte sogar gewünscht, daß er sich an den Marechal Richelieu gewendet hätte, um Alles zu beendigen, indem er Einiges nachgegeben hätte. So kommt dann auf einmal die unbegreifliche Geschichte von Roßbach, und siehe da, mein Mann, der sich selbst tödten wollte, tödtet in einem Monat Franzosen, Oesterreicher und ist Herr der ganzen Geschichte.“ [2])

Voltaire schüttelte immer bedächtiger den Kopf über

---

1) A. a. O. IV. 477

2) A. a. O. Bd. V. S. 44.

Digitized by Google

Friedrichs beabſichtigten Selbſtmord, der in den Sieg von Roßbach ausſchlug. Er mochte auch ganz im Geheimen ſich geſtehen, daß Friedrich ihn genarrt habe. Er war zu ſelbſtbewußt, dies klar zu denken, zu eitel, ein ſolches Selbſtgeſtändniß, wenn es ſtattgefunden hätte, je laut werden zu laſſen.

Dazu kam, daß in Verſailles bekannt geworden war, wie Voltaire für Friedrich an den Herzog von Richelieu und an den Cardinal Tencin geſchrieben habe. „Wäre es möglich" fragt er in Folge deſſen d'Argental, „daß man ſich einbildete, ich intereſſirte mich für den König von Preußen? Ich bin bei Gott weit davon entfernt. Es giebt keinen Sterblichen auf Erden, der ſehnlicher den Erfolg drängender Maßregeln gegen ihn herbeifleht. Ich habe die Rache genoſſen einen König zu tröſten, der mich mißhandelt hatte; es hat nur an Herrn Soubiſe gelegen und ich hätte ihn noch mehr getröſtet." Im Postscriptum zu dieſem Briefe ſagt er: „Das, was ich dem Herrn L. von B. (Bernis) anvertraut habe, beweiſt, daß der König von Preußen verloren geweſen wäre, wenn man ſich gut aufgeführt hätte." — [1]) So beruft er ſich in der Angſt auf einen neuen Verrath, den er bei dem Cardinal Bernis gegen Friedrich begangen hatte, wie er ein paar Tage vorher, um ſich von dem furchtbaren Verdacht „ſich für Friedrich zu intereſſiren," zu reinigen, mit feiger Vorſicht an ſeinen frühern Verrath erinnerte, als er demſelben Grafen d'Argental ſchrieb: „Wenn Madame de Pompadour noch den Brief hätte, den ich ihr ſchrieb, als der König von Preußen mich in Berlin „enquinauda" [2]) ſo würde ſie ſehen, daß ich ihr ſagte, es werde eine Zeit

1) A. a. O. IV. 492.

2) enquinauda iſt nicht zu überſetzen. Quinaud, beſchämt, betreten.

Digitized by Google

kommen, wo man nicht betrübt sein werde, Franzosen an seinem Hofe zu haben. Man könnte sich auch noch erinnern, daß ich 1743 dorthin geschickt wurde und daß ich ziemlich gute Dienste leistete. Aber Herr Amelot, durch dessen Hand diese Angelegenheit ging, wurde unmittelbar nachher entlassen, und so blieb ich ohne Belohnung“ *).

Es war Voltaire eigentlich Nichts heilig; deswegen kann man nicht sagen, daß er durch die Wendung, welche Friedrich seinem Geschicke, mit Hülfe Voltaire's selbst, gegeben hatte, in Allem, was ihm heilig war, verletzt gewesen sei. Aber alle Stacheln, die es gab, um sein Inneres blutig zu verletzen, hatten ihn bei dieser Gelegenheit getroffen. Er war überlistet, gefoppt, wie er sich im Geheimen gestand; seine Eitelkeit war verletzt, seine Sucht, sich in Versailles beliebt zu machen, hatte zu dem entgegengesetzten Ergebniß geführt; er sah sich gefährdet, bedroht; seine furchtsame Phantasie zeigte ihm die dunkeln Schatten der politischen Verfolgung. Zu alle dem kam, daß er sich auch als Franzose getroffen fühlte. Das wirkte zusammen, seinen Haß gegen Friedrich immer heftiger aufzustacheln. Am 5. November 1757 wurde die Schlacht bei Roßbach geschlagen und am 12. December schon bezeichnet er zum erstenmale Friedrich mit dem Schmutznamen „Luc“. In anständiger Gesellschaft ist dieses Sudelwort nicht wiederzugeben, wie Voltaire selbst, der sonst Alles nackt zu sagen wagte, es nur halb verschleiert, rückwärts niederzuschreiben keck genug war. Aber es paßte zu dem Geschmacke, der in der Gesellschaft einer Pompadour, eines Richelieu, eines Bernis herrschte. Ihnen zu Lieb wurde es hingeworfen. Es ist schwer, die Entrüstung zu bemeistern, wenn man

*) A. a. O. IV. 483.

Digitized by Google

bedenkt, daß Voltaire dieſes Wort gerade jetzt, wo er ſich bedroht glaubte, gegen Friedrich hervorholte, um ſich damit gegen mögliche Gefahren zu decken.

Voltaire aber ging nun eine Weile in ſeinem Haſſe gegen Friedrich ſo weit, daß er ihn ſelbſt Friedrich gegenüber nicht mehr unterdrückte. Anſtatt der früheren Schmeicheleien ſchrieb er ihm jetzt derbe Wahrheiten gegen alles Kriegführen und allen Kriegsruhm:

„Puisque vous êtes si grand maître
Dans l'art des vers et des combats,
Et que vous aimez tant à l'être,
Rimez donc, bravez le trépas;
Instruisez, ravagez la terre.
J'aime les vers, je haïs la guerre;
Mais je ne m'opposerais pas
A votre fureur militaire; —
Chaque esprit a son caractère.
Je concois qu'on a du plaisir,
A savoir, comme vous, saisir
L'art de tuer et l'art de plaire" *). —

heißt es in einem Briefe vom 13. April 1758; worauf Voltaire dann in Proſa fortfährt: „Unterdeß erinnern Sie ſich deſſen, der einmal früher ſagte: „Obgleich ich Alexander und Alcide bewundere, ſo ziehe ich dennoch die Tugen-

*) Da Sie ein ſo großer Meiſter ſind
In der Kunſt der Verſe und der Schlachten
Und da Sie ſo ſehr es zu ſein lieben,
Reimen Sie alſo, trotzen Sie dem Tode.
Unterrichten, verwüſten Sie die Erde.
Ich liebe die Verſe, ich haſſe den Krieg,
Aber ich werde keinen Widerſtand leiſten
Ihrer kriegeriſchen Wuth;
Jeder Geiſt hat ſeinen Charakter,
Ich begreife, daß man Vergnügen daran findet,
Wie Sie, ſich zugleich zu bedienen
Der Kunſt zu tödten und der Kunſt zu gefallen.

Digitized by Google

den des Aristides vor", dieser Aristides war ein guter Mensch, und er würde sicher nicht vorgeschlagen haben, den Erzbischof von Mainz zu zwingen, den Schaden einiger armen zerstörten preußischen Städte zu ersetzen" [1]).

Am klarsten, am schnödesten, am häßlichsten aber spricht sich dieser doppelt vergiftete Haß Voltaire's gegen Friedrich in einem Briefe vom 21. Mai 1758 aus. Hier heißt es:

Héros du Nord, je savais bien,
Que vous avez vu les derrières
Des guerriers du Roi très-chretien,
A qui vous taillez des croupieres.
Mais que vos rimes familiaires
Immortalisent les beaux culs
De ceux, que vous avez vaincus,
Ce sont des faveurs, singulières.
Nos blancs-poudrés sont convaincus
De tout ce que vous savez faire;
Mais les ons, les its, et les us
A present ne vous touchent guerre.
Mars, votre autre Dieu titulaire,
Brise la lire du Phoebus.
Horace, Lucrèce et Pétrone
Dans l'hiver sont vos courtisans,
Vos beaux printemps sont pour Bellone;
Vous vous amusez à tout temps [2]).

1) Lettres du roi de Pr. et de Mr. de Volt. II. 285.
2) A. a. O. 258.
Held des Nordens, ich wußte wohl,
Daß Sie den Hintern gesehen
Der Krieger des sehr christlichen Königs,
Denen Sie die Schwanzriemen zerhauten.
Aber daß Ihre Verse
Verewigen die schönen A..
Deren, die Sie besiegt haben,
Das sind wunderliche Gunstbezeugungen.
Unsere Weisgepuderten sind überzeugt
Von alle dem, was Sie thun können;

Digitized by Google

Friedrich konnte kaum ahnen, wie frech und zugleich wie feig dieſe Verſe ihn beſudelten. Sie bezogen ſich auf jene Anklage in der Pucelle, ſie waren die Erklärung des Sudelnamens „Luc.“ Friedrich mußten dieſe Verſe unanſtändig erſcheinen; für Voltaire's Freunde in Frankreich aber klangen ſie wie der ſchmutzigſte Hohn gegen Friedrich ſelbſt, dieſem offen ins Geſicht geſagt. „Voltaire hätte verdient, auf dem Parnaß gebrandmarkt zu werden“, hat Friedrich bei einer frühern Gelegenheit einmal geſagt. Ach, er wurde gebrandmarkt, und das Wort, das er an der Stirne trägt, iſt ſeine eigne Erfindung gegen Friedrich und heißt: „Luc.“

30.

Nach ſechsmonatlicher Unterbrechung des Briefwechſels, in Folge des Tones, den Voltaire angeſtimmt hatte, veranlaßte der Tod der Markgräfin von Baireuth Friedrich an Voltaire zu ſchreiben, um dieſen, der ſo oft von ſeiner Verehrung für die Schweſter Friedrichs geſprochen hatte, zu beauftragen, dieſelbe durch eine ihrer würdige Ode zu verewigen. Voltaire machte eine Ode, die Friedrich nicht zuſagte; dann eine zweite, die deſſen Beifall fand. Dieſe Gelegenheit aber benutzte Voltaire, um Friedrich zu bitten, ihn in ſeine Ehren und Würden am Hofe zu Sans-souci wieder einzuſetzen, ihm ſeinen Orden und den Kammerherrnſchlüſſel wieder zurückzuerſtatten. Friedrich antwortete hier-

---

Aber die ons, die ils, die us (?)
Berühren Sie gegenwärtig wenig.
Mars, Ihr anderer Hausgott
Zerbricht die Leier des Phöbus;
Horaz, Lucrez und Petronius
Sind im Winter Ihre Höflinge,
Ihre ſchönen Frühlinge ſind für Bellona,
Sie amüſiren ſich zu allen Zeiten.

Digitized by Google

auf: „Ich komme auf den Artikel, der Ihnen am meisten am Herzen zu liegen scheint; ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich nicht mehr an das Vergangene denke, und daß ich Sie befriedigen werde. Aber lassen Sie vorher in Frieden sterben einen Mann, den Sie schrecklich verfolgt haben"*). Friedrich sprach hier von Maupertius, der in Basel auf den Tod krank lag. Voltaire aber fühlte sich von Neuem tief verletzt, daß er gerade diesem, seinem alten Nebenbuhler, nachgesetzt werden sollte. So schrieb er bittersüß an Friedrich: „Ew. Majestät sagt mir in Ihrem Briefe, daß es scheine, als wünsche ich die „brimborions" zurückzuerhalten, von welchen zu sprechen Sie mir die Ehre anthun. Es ist wahr, daß nach mehr als 20 Jahren Anhänglichkeit Sie mir diese Zeichen, die in meinen Augen kein anderes Verdienst haben, als das der Hand, die mir sie gegeben hat, nicht hätten nehmen sollen. Ich würde diese Zeichen meiner alten Anhänglichkeit an Sie während des Krieges nicht einmal tragen dürfen, da meine Besitzungen in Frankreich liegen — — — Ich habe in Frankreich 60,000 Livres Renten, mein Souverain hat mir ein Brevet als gentilhomme ordinaire de sa chambre gelassen. Glauben Sie daher fest, daß die Zeichen der Güte und Gerechtigkeit, die Sie mir geben wollen, mir nur deswegen Freude machen würden, weil ich Sie stets für einen großen Mann gehalten habe. Sie haben mich nie gekannt. — Ich fordere keineswegs die „bagatelles", von welchen Sie glauben, daß ich sie so sehr wünsche. Ich will sie nicht; ich wollte nur Ihre Güte; ich habe Ihnen stets die Wahrheit gesagt, wenn ich Ihnen sagte, daß ich in Ihrer Nähe hätte sterben mögen. Ihre Majestät behandelt mich wie die ganze

*) Lettres du roi de Pr. II. 266.

Digitized by Google

Welt; Sie „moquirt“ sich, wenn Sie sagt, daß der Präsident (Maupertius) dem Tode nahe sei. Er ist in diesem Augenblick in Basel, wo er einen Prozeß mit einem Mädchen hat, die bezahlt sein will für ein Kind, das er ihr gemacht hat. Wollte Gott, daß auch ich einen solchen Prozeß haben könnte“ [1]).

Friedrich antwortete: „Ich moquire mich über Niemanden; aber ich bin aufgestachelt gegen Feinde, die mich, so viel an ihnen liegt, vernichten möchten. Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie noch gentilhomme ordinaire des „Bien-aimé“ (Ludwig XV.) sind. Nicht aber sein Patent wird Sie verewigen; Sie verdanken dereinst Ihre Apotheose der Henriade, dem Oedipus, dem Brutus, der Semiramis ꝛc. ꝛc. Was mich anbelangt, so verzeihe ich Ihrem Genie alle „tracasserien“, die Sie mir in Berlin angethan, alle Schmähschriften von Leipzig und Alles, was Sie gesagt und drucken haben lassen gegen mich, was stark, herbe und in großer Anzahl geschehen ist, ohne daß ich deswegen Ihnen Etwas nachgetragen hätte. Anders aber ist es mit dem armen Präsident, den Sie hassen. — — Ich bin mit Geschäften ten überladen; die Campagne öffnet nächstens — Adieu. Friedrich“ [2]).

Von den „brimborions“ war nicht mehr die Rede. Friedrich war und blieb taub in dieser Beziehung: und Voltaire hatte das Gefühl, daß er vergebens um diese „bagatelles“ gebettelt hatte. Das trieb ihm von Neuem die Galle ins Herz. Wenige Wochen nachher schrieb er an d'Argental: „Ich liebe Luc nicht, ich bin weit davon entfernt. Ich werde ihm nie sein infames Verfahren gegen meine Nichte vergessen, nicht die Keckheit, mit der er mir

1) Lettres du roi de Pr. et de M. de Volt. II. 271.
2) A. a. O. II. 277.

Digitized by Google

zweimal monatlich die größten Lobhudeleien schreibt, ohne sein Unrecht gegen mich wieder gut zu machen. Ich wünsche seine tiefe Demüthigung, die Bestrafung des Sünders. Ja, ich weiß nicht, ob ich nicht seine ewige Verdammung wünsche" [1]).

Und Friedrich schrieb wenige Monate später an Voltaire selbst: „Ich halte Sie für fähig, wie Orpheus in die Hölle hinabzusteigen, nicht um Pluton zu erweichen, nicht um die schöne Emilie (de Chatelet) zurückzuholen, aber um an diesem Sitze der Schmerzen einen Feind zu verfolgen, den Ihr Haß nur zu sehr auf dieser Welt verfolgt hat" [2]). Friedrich sprach hier nur von dem Hasse Voltaire's gegen Mauvertuis, der unterdeß in Basel, während Voltaire den oben bemerkten Hohn gegen ihn feil bot, gestorben war; er wußte selbst nicht, wie wahr dies Wort auch sein Verhältniß zu Voltaire bezeichnete. Wohl aber wußte er, daß Voltaire ihm die abgeschlagene Bitte nicht verzeihen werde und sprach sich daher jetzt auch seinerseits um so rücksichtsloser gegen ihn aus.

Nach den uns zu Gebote stehenden Briefsammlungen hätte Friedrich auf den Versen Voltaire's über „les beaux culs de ceux, qui vous avez vaincus" nach Jahr und Tag am 15. Mai 1759 geantwortet. Aber es beruht dies wahrscheinlich auf einem Irrthum oder einem Schreibfehler (1759 statt 1758). Wie dem sei Friedrich antwortete Voltaire:

Non, ma muse, qui vous pardonne
Tant des lardons malicieux,
N'associa jamais Pétrone

1) Lettres de Mr. de Volt. V. 159.

2) Lettres du roi d. Pr. et de M. de Volt. V. 307.

Digitized by Google

A ces auteurs ingenieux
Qui m'accompagnent en tous lieux,
Et partagent avec Bellone
Des moments courts et précieux,
Qu'un loisir fugitif me donne.
Je déteste l'impure bourbier,
Où ce bel esprit trop cynique
A trempé sa plume impudique,
Et je ne veux point me souiller
Dans la fange de son fumier [1])

„La mémoire" ſetzt er hinzu, gegen Voltaire's ſchmutzige Phantaſie gerichtet:

La mémoire est un réceptacle,
Le jugement, d'un choix exquis,
Ne doit remplir ce tabernacle
Que d'oeuvres, qui se sont acquis
Au sein de leur natal pays
Le droit de passer pour oracle.
C'est pourquoi, vainquant tout obstacle,
Je vous lis et je vous rélis [2]).

---

1) Nein, meine Muſe, die Ihnen verzeiht
Alle die boshaften Sticheleien,
Hat nie Petronius zuſammengeſtellt
Mit jenen geiſtvollen Schriftſtellern,
Die mich überall begleiten
Und mit Bellona theilen
Die kurzen und glücklichen Augenblicke,
Die eine flüchtige Muſe mir läßt.
Ich verachte den ſchmutzigen Pfuhl,
In den jener cyniſche Schöngeiſt
Seine unreine Feder getaucht hat.
Und ich will mich nicht beſchmutzen
In dem Kothe ſeines Miſthaufens.

2) Das Gedächtniß iſt ein Behältniß,
Das Urtheil, nach ſtrenger Wahl,
Darf dies „tabernacle" nur füllen
Mit Werken, die ſich erworben haben
In ihrem Geburtslande

Digitized by Google

Er ſagt dann nach dieſem bitterſüßen Compliment noch, daß Racine, Rouſſeau (ne vous en déplaise), Horace, Lucrez, Boileau ihn überall begleiten [1]).

Ein neuer Verrath eines andern Franzoſen an ſeinem Hofe, des Abbé de Prades, der Spionenberichte über die Armee lieferte, und den Friedrich in die Caſematten von Magdeburg ſchickte, trug vielleicht dazu bei, Friedrichs Stimmung gegen Voltaire noch mehr zu verbittern. Genug, von heute an tritt Friedrich zeitweilig mit offenem Hohn Voltaire gegenüber.

Es heißt weiter in dem obigen Briefe:

Vous avez, je le presume
En chaque main une plume
L'une est confite en douceur; —
— —
L'autre est un glaive vengeur,
Que Tisiphone et sa soeur
Ont plongé dans le bitume,
Et tout l'âcre noiceur
De l'infernale amertume;
Il vous blesse, il vous consume
Perce les os et le coeur [2]). —

Das Recht als Orakel zu gelten.
Deswegen beſiege ich allen Widerwillen,
Um Sie zu leſen und wieder zu leſen.

1) Lettres du roi de Pr. II. 284.

2) A. a. O. 286.
Sie haben, wie ich unterſtelle,
In jeder Hand eine Feder,
Die Eine iſt in Süßigkeiten getaucht; —
— —
Die andere iſt ein Racheſchwert,
Welches Tiſiphone und ihre Schweſter
In Pech getaucht,
Und all die ſaure Schwärze

Digitized by Google

In seiner Antwort vom 19. Mai sagt Voltaire als Erwiederung auf die obigen Verse: „Ich bin erstaunt, daß Sie mir schreiben, ich hätte Ihnen etwas Verletzendes geschrieben. Sie sind während zwanzig Jahren mein Ideal gewesen“ [1]). Friedrich aber erwiederte (10. Juni): „Lernen Sie doch endlich in Ihrem Alter, welcher Ton schicklich ist, wenn man an mich schreibt. Begreifen Sie doch, daß es erlaubte Freiheiten, aber auch Unverschämtheiten giebt, die für Gelehrte und Schöngeister unerträglich sind. Werden Sie doch endlich „Philosoph“, das heißt vernünftig. Möchte der Himmel, der Ihnen so viel Witz zugetheilt hat, Ihnen doch auch verhältnißmäßig Verstand geben. Ließe sich das thun, dann wären Sie der erste Mann des Jahrhunderts, vielleicht der größte, den die Erde getragen hat. Das wünsche ich Ihnen. Amen!“

In seinem folgenden Brief kommt Voltaire auf de Prades zurück. Er hat den Stoß gefühlt und sagt: „Was? de Prades hat Sie verrathen, während Sie ihn mit Wohlthaten überhäuften? O beste Welt, wo bist du?“ [2])

Voltaire, um sich die Gunst des französischen Hofes wieder zu gewinnen, coquettirte damals mit der Geistlichkeit, baute eine Kirche in Ferney, unterstützte die Kapuziner und die filles du Saint-Sacrement. Friedrich verhöhnt ihn wegen dieses feigen Verrathes an seiner Fahne. Dann schreibt er ihm wieder: „Ich habe Sie vergöttert, so lange ich Sie nicht für streitsüchtig und boshaft gehalten habe; aber Sie haben mir so viele Streiche gespielt. — Sprechen wir nicht

---

Der höllischen Bitterkeit, —
Der verwundet, der brennt,
Durchdringt die Knochen und das Herz.

1) A. a. O. 289.
2) A. a. O. 291.

Digitized by Google

weiter davon; ich habe Ihnen Alles vergeben mit einem christlichen Herzen. Und Alles in Allem haben Sie mir mehr Vergnügen gemacht als Schaden gebracht. Ich amüsire mich um so mehr mit Ihren Werken, als ich Ihre Nagelhiebe nicht beachte" [1]).

31.

All dieser Hohn aber trieb Voltaire zu neuen gehässigen Schritten, zu neuem Verrath gegen Friedrich. Im Frühjahr 1759 schickte Friedrich mehrere Sendungen Gedichte nebst andern Schriftstücken an Voltaire und unter diesen auch die Abschrift seiner Ode an die Deutschen, an den Herzog von Braunschweig gerichtet. Wir glauben abermals, daß Friedrich dabei mit einiger Gewißheit und Absicht auf Voltaire's Verrath rechnete, wie er denn Voltaire bereits in einem Briefe vom 18 April 1759 anklagte, daß, „wenn gewisse Verse, die er ihm überschickt habe, zum Vorscheine kämen, er nur ihm die Schuld geben werde" [2]). Voltaire antwortete darauf am 19 Mai und sagt: „Wie haben Sie unterstellen können, daß ich je von Ihrem Schreiben an den Herzog von Braunschweig eine Abschrift hätte nehmen lassen können? Es sind zweifelsohne sehr schöne Stellen in demselben; aber sie sind nicht gemacht, um meiner Nation vorgelegt zu werden. Diese würde sich dadurch nicht geschmeichelt fühlen. Der König von Frankreich noch weniger; und ich achte Sie Beide, den Einen und den Andern zu sehr, um je Etwas durchschimmern zu lassen, was dazu dienen könnte, Sie Beide auf ewig zu verfeinden. Ich habe stets den Frieden gewünscht; ich — —

1) A. a. O. II. 298.
2) Preuß, Friedr. d. Gr. I. S. 468.

werde Ihr Vertrauen in Bezug auf ein Schreiben, das einem ganz entgegengesetzten Ziele zusteuern würde, nicht mißbrauchen. Seien Sie somit vollkommen ruhig in dieser Beziehung. Meine unglückliche Nichte, welcher dies Schreiben Zittern gemacht hat, hat dasselbe verbrannt, es ist davon keine Spur übrig geblieben, als drei zu schöne Strophen, die mein Gedächtniß behalten hat" *).

So hätte sich also Friedrich verrechnet gehabt, wenn er hoffte, durch Voltaire's Verrath seinen Hohn gegen das „tripot" in Versailles an den Mann zu bringen? — So hätte er also Voltaire unschuldig angeklagt, wenn er ihn eines solchen Verraths für fähig hielt? Wirklich?

In seinen Memoiren sagt Voltaire über dieselbe Angelegenheit: „Friedrich schickte mir zu Anfang Mai 1759 seine Ode, gezeichnet Frédéric; begleitet mit einem übergroßen Packet von Versen und Prosa. Ich öffne das Packet und sehe alsbald, daß ich nicht der Erste bin, der es geöffnet hat. Ich wurde von Schrecken übergossen, als ich in der Ode die beiden folgenden Strophen las:

„O Nation folle et vaine!
Ouoi, sont ceux-là tes guerriers
Sous Luxembourg, sous Turenne,
Couverts d'immortels lauriers,
Qui, vrais amans de la gloire,
Affrontaient pour la victoire
Les dangers et les trépas?
Je vois leur vil assemblage
Aussi vaillant au pillage
Que lâche dans les combats.

—

Quoi? votre faible monarque,

*) Lettres du roi de Pr. et de Mr. de Volt. II. 288.

Jouet de la Pompadour,
Flétri par plus d'une marque
Des oprobres de l'amour, —
Lui, qui détestant les peines,
Au hazard remet les reines
De son empire aux abois, —
Cet esclave parle en maître,
Ce Séladon sous un hêtre
Croit dicter les sort des Rois?" *)

„Ich zitterte, indem ich dieſe Verſe ſah," fährt Voltaire fort. „Das Packet iſt unterwegs aufgebrochen worden; die Verſe werden bekannt werden; der König wird glauben, daß ſie von mir ſind; und ich erſcheine ſo als Hochverräther; und was noch ſchlimmer iſt, ſträflich gegenüber der Madame de Pompadour!" — In ſeiner Angſt habe er das Packet dem franzöſiſchen Reſidenten in Genf gezeigt, der ihm dann gerathen habe, es dem Herzog von Choiſeul zu überſenden.

---

*) O du gedankenloſe und eitle Nation!
Was, ſind das deine Krieger,
Unter Luxemburg, unter Turenne,
Bedeckt mit unſterblichen Lorbeern,
Die, wahre Verehrer des Ruhmes,
Trotzten um des Sieges willen
Den Gefahren und dem Tode?
Ich ſehe ihre ſchnöden Haufen
Ebenſo tapfer beim Plündern
Als feige im Kampfe.

—

Was? Euer ſchwacher Monarch,
Das Spielzeug der Pompadour,
Gebrandmarkt durch mehr denn ein Zeichen
Der Schande der Liebe, —
Er, der die Arbeit verachtend,
Dem Zufall die Zügel überläßt
Seines Reiches, dem Untergange nahe, —
Dieſer Sklave ſpricht als Meiſter,
Dieſer Seladon unter einer Eſche
Glaubt, der Könige Geſchick beſtimmen zu dürfen.

Digitized by Google

„Unter andern Umständen würde ich dieſen Schritt nicht gethan haben; ſo aber war ich gezwungen, meinem Untergange vorzubeugen. Ich machte den Hof (von Verſailles) mit dem innerſten Weſen des Charakters ſeines Feindes bekannt. Ich wußte wohl, daß der Herzog von Choiſeul davon keinen Mißbrauch machen und daß er ſich darauf beſchränken werde, den König von Frankreich zu überreden, daß der König von Preußen ein unverſöhnlicher Feind ſei, den man vernichten müſſe, wenn man könne. Der Herzog von Choiſeul beſchränkte ſich aber nicht darauf; derſelbe iſt ein ſehr geiſtreicher Mann; er macht Gedichte, er hat Freunde, die welche machen; er zahlte dem König von Preußen mit ſeiner eigenen Münze und ſchickte mir eine Ode an Friedrich, eben ſo beißend, eben ſo ſchrecklich wie die Friedrichs gegen uns. Hier etwas zur Probe davon."

„Ce n'est plus cet heureux génie,
Qui des arts dans la Germanie
Devait allumer le flambeau;
Epoux, fils et frère coupable,
C'est celui qu'un père équitable
Voulut étouffer au berceau.

—

Mais, malgré la garde romaine
Néron poursuivi sur la scène
Par le mépris des legions;
Vois l'oppresseur de Syracuse,
Sans fruit prostituant sa muse,
Aux insultes des nations.

—

Jusque-là, censeur moins sauvage,
Souffre l'innocens badinage
De la nature et des amours.
Peut-tu condamner la tendresse

Digitized by Google

Toi, qui n'en a connu l'ivresse,
Que dans les bras de tes tambours" *).

„Indem der Herzog von Choiseul mir diese Antwort zugehen ließ, versicherte er mich, daß er sie drucken lassen werde, wenn der König von Preußen sein Machwerk veröffentliche, und daß man Friedrich mit Federhieben schlagen werde, wie man hoffe ihn mit Schwerthieben zu schlagen. Es hat nur von mir abgehangen, wenn ich gewollt hätte, zu sehen, wie der König von Frankreich den von Preußen mit Versen bekriegt hätte; das wäre ein neues Schauspiel in dieser Welt gewesen. Ich verschaffte mir ein anderes Vergnügen, das, weiser zu sein als Friedrich; ich schrieb ihm, daß seine Ode schön sei, aber daß er sie nicht veröffentlichen dürfe; — ich fügte hinzu, daß meine Nichte seine Ode verbrannt habe in der Furcht, sie könne mir zugeschrieben werden. Er glaubte mir, dankte mir, nicht ohne Vorwürfe, daß ich die schönsten Verse, die er in seinem

*) Das ist nicht mehr das glückliche Genie,
Das in Germanien der Künste
Fackel anzünden sollte.
Als Gatte, Sohn und Bruder schuldig,
Ist's der, den ein gerechter Vater
Schon in der Wiege ersticken wollte.

—

Aber trotz der römischen Garde
Verfolgte Neron auf dem Theater
Die Verachtung der Legionen.
Siehe den Tyrannen von Syrakus,
Der ohne Nutzen seine Muse preisgab
Dem Hohne der Nationen.

—

Bis dahin, weniger strenger Censor,
Laß unangegriffen das unschuldige Plaudern,
Der Natur und der Liebe.
Darfst du die Liebe verurtheilen,
Du, der du ihre Begeisterung,
Nur in den Armen deiner Tamboure gekannt hast!

Digitized by Google

Leben gemacht, verbrannt habe. Der Herzog von Choiseul seinerseits hielt Wort und reinen Mund" *).

So sorgte Voltaire gleich in der Zeit, daß sein Verrath an Friedrich der Nachwelt in einem ganz anderen Lichte als dem, in welchem er der Wahrheit gemäß stand, erscheinen sollte. Es sind das feine Gewebe des Luges und Truges; und Voltaire mochte sich schmunzelnd die Hände reiben, wenn er bedachte, wie schön er hier der Nachwelt eine Nase gedreht, nachdem er seine Mitwelt verhöhnt und betrogen hatte. Uns thut es wohl, berufen zu sein, den Hauch der Wahrheit in dies Gewebe der Lüge hineinzutragen.

32.

Am Schlusse der obigen Darstellung fährt Voltaire fort: „Um die „plaisanterie" vollständig zu machen, dachte ich mir einen Plan aus, den Frieden Europas auf diese beiden Schriftstücke, welche den Krieg bis zum Untergange Friedrichs zu verewigen gedroht hatten, zu begründen. Meine Correspondenz mit dem Herzoge von Choiseul rief diesen Plan in mir hervor; derselbe schien mir so lächerlich, so würdig Alles dessen, was damals vorging, daß ich ihn auffaßte; und ich gab mir die Genugthuung, durch mich selbst mir zu beweisen, durch welche kleine Triebfedern die Bestimmung der Königreiche gelenkt wird. Der Herzog von Choiseul schrieb mir mehrere Briefe, die so eingerichtet waren, daß der König von Preußen wagen dürfte, Friedensvorschläge zu machen, ohne daß Oesterreich deswegen mißtrauisch geworden wäre gegen die Minister von Frankreich; und Friedrich schrieb mir ebenfalls Briefe, in welchen

*) Mémoires pour etc. a. a. O. 338—341.

Digitized by Google

er sich nicht aussetzte, dem Hofe von London zu mißfallen. Dieser kitzliche Handel dauert noch heute fort,“ *) sagt Voltaire vor dem November 1759, wo er diesen Theil seiner Memoiren schloß.

Es hatte aber mit dieser Vermittelung, die Voltaire übernommen zu haben sich hier rühmt, wieder seine eigne Bewandtniß; sie lief einfach auf neuen Verrath an Friedrich hinaus, den Voltaire vor der Nachwelt zu bemänteln suchte, nachdem er ihn zu seinem Vortheile auszubeuten gesucht hatte. Wohl wenige Tage oder Wochen, nachdem der obige Abschnitt seiner Memoiren abgeschlossen war, im November 1759, schrieb Voltaire an d'Argental einen Brief, der, wie einst jener vor der Schlacht von Roßbach an den Herzog von Richelieu, die Aufschrift trug: „à vous seul!“ Es heißt darin:

1) „Möchte ich wissen, ob der Herzog von Choiseul zufrieden mit mir ist?“

2) „Wenn er mit Ihnen in Details einging, könnten Sie ihm dann nicht etwa Folgendes sagen:

„Voltaire ist in einer fortgesetzten Correspondenz mit Luc, wie aufgebracht er auch gegen diesen ist und sein muß. Da er aber seinen Haß gegen denselben bis zu dem Punkte unterdrückt hat, daß er diese Verbindung unterhält, so würde er denselben noch viel besser unterdrücken, wenn es sich darum handelte zu dienen („quand il s'agira de servir“). Er steht gut mit dem Churfürst-Pfalzgrafen, mit dem Herzog von Würtemberg, mit dem Hause Gotha, indem er Geschäftsverhältnisse mit diesen drei Häusern, die mit ihm zufrieden sind und die ihm mit Vertrauen schreiben, gehabt hat. Er war der Vertraute des Prinzen von Hessen, des

*) A. a. O. 341.

Digitized by Google

Apostaten. Alle diese Verbindungen geben ihm das Recht, überall, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, herumzureisen und Dienste zu leisten ohne beachtet zu werden. Er wurde 1743 im Geheimen zu Luc gesendet; er hatte das Glück herauszubringen, daß Luc damals sich Frankreich anschließen werde. — — Er könnte heute Dienste leisten, die nicht weniger nöthig wären. — — Mitunter, wenn man, ohne die Würde der Krone auszusetzen, zu einem erwünschten Ziele kommen will, bedient man sich eines Kapuziners, eines Abbé Gautier oder selbst eines obscuren Menschen wie ich bin, wie man oft einen Treiber ausschickt, den Hirsch zu umgehen, bevor die Jagd anfängt. Ich sage nicht, daß ich wage, mich vorzuschlagen, daß ich die Absichten des Ministers vorhersehe, daß ich würdig wäre sie auszuführen; ich sage nur, daß Sie diese Ideen so hinwerfen könnten, um sie anzublasen im Herzen des Herzogs von Choiseul." — —[1]) Am Schlusse des Briefes heißt es noch einmal: „Wenigstens könnten Sie erfahren, ob der Herzog von Choiseul mit mir zufrieden ist."

Der Herzog von Choiseul war natürlich zufrieden mit Voltaire, der ihm Friedrichs Briefe geschickt hatte und nahm jetzt halbwegs seine „Dienste" an. Wenige Tage nachher schrieb Voltaire an den Grafen d'Argental: „Ich schicke dem Herzoge heute ein großes Packet von Luc; wer weiß, mit der Zeit zieht man vielleicht einmal Nutzen aus den Briefen, die ich überliefere."[2]) Um aber ja nicht mißverstanden zu werden, welche „Dienste" Voltaire leisten zu können selbst glaubte, wiederholt er seinem Zwischenträger bei dem Herzoge, wie wohl gesehen er in Mannheim, in Gotha, und

1) Lettres de M. d. V. V. 202.

2) A. a. O. 207.

Digitized by Google

selbst in London sei, und setzt hinzu: „Ich könnte gelegentlich dem Minister einen genauen Bericht von dem abstatten, was *ich gesehen und gehört hätte*.“ [1])

Aber der Hof von Versailles hatte keine Lust mehr, Voltaire auch nur zum „Sehen und Hören,“ zum Horchen, zum Spioniren, wie man heute offen sagen würde, an die deutschen Höfe zu senden. Dagegen benutzte man ihn ungefähr in derselben Weise, wie Friedrich sich seiner bediente. In Folge dessen richtete nun Voltaire wirklich Briefe mit Friedensmahnungen und Friedensvorschlägen an Friedrich, die ihm von dem Herzog von Choiseul eingeflößt waren. Ein Herr de Chauvelin, der Gesandter in Genf war, wurde von Voltaire selbst veranlaßt, oder vom Herzog von Choiseul beauftragt, Briefe, die Voltaire unter der Einflüsterung des französischen Ministeriums schrieb, durchzusehen, und, wo nöthig, diplomatisch zu verbessern, und Herrn von Voltaire zu belehren, wie er sich anstellen müsse, um Friedrich zu veranlassen, die Engländer zu zwingen, gleichzeitig mit ihm Friede zu machen, indem er sie dahin bringe, „die Herrschaft der Meere und der Colonieen und des Handels aufzugeben,“ wofür dann Frankreich ihm helfen werde seine Eroberungen in Deutschland zu behalten. [2]) Die Falle war gut angelegt; wäre Friedrich hineingegangen, so würde die nächste Folge gewesen sein, daß England ihn aufgegeben hätte. Aber Friedrich war wenigstens eben so fein als der feinste Courmacher, den die Pompadour je gehabt hat.

Der Feldzug von 1759 war für Friedrich unglücklich gewesen. Die Franzosen hatten bei Bergen den Herzog von

---

1) A. a. O. 208.

2) Pièces justificatives zu Voltaire's Leben von Condorcet. In der bezogenen Ausgabe. S. 230.

Digitized by Google

Braunschweig besiegt; die Russen drangen bis Frankfurt an der Oder vor; General Wedell wurde von ihnen geschlagen und endlich erlitt Friedrich selbst bei Kunersdorf (12. August) eine furchtbare Niederlage. Er schien wieder einmal unrettbar verloren und so mochten ihm Friedensvorschläge, die wenigstens Zeit gewinnen halfen, immerhin nicht ungelegen kommen. Wirklich versuchte er selbst durch einen Herrn von Edelsheim aus Hanau mit dem Herzog von Choiseul in Unterhandlungen zu treten, indem Friedrich den Bailly von Toulay, den Maltesischen Gesandten in Paris bat, den Herrn von Edelsheim, der Aufträge zu Friedensvorschlägen habe, bei dem Herzoge von Choiseul einzuführen. Der Herzog von Choiseul aber ließ diesen geheimen Unterhändler Friedrichs verhaften, in der Hoffnung, Papiere bei ihm zu finden, die dem französischen Cabinet den Beweis liefern könnten, daß Friedrich den Frieden ohne England und hinter dessen Rücken nachgesucht habe; denn alle Manöver der kleinen Ränkeschmiede von Versailles gingen jetzt darauf hinaus, Friedrich mit England zu überwerfen. Man fand aber keine Briefe bei Herrn von Edelheim, und Friedrich fühlte sehr bald heraus, worauf es abgesehen war. Das ist wohl mit Ursache, warum er am 22. Sept. Voltaire, der ihm vom Frieden gesprochen hatte, antwortete: „Alles, was ich Ihnen in Bezug auf den Frieden sagen kann, ist, daß ich Ehre für Zehn habe, und daß, welches Unglück mich auch treffen mag, ich mich unfähig fühle, Etwas zu thun, was in irgendwelcher Weise den Punkt verletzt, der einem tapfern Ritter über Alles geht und den die infamen Politiker, die wie Schacherer denken, für nichts anschlagen. Ich weiß nichts von dem, was Sie mir haben mittheilen wollen; aber um Frieden zu machen bedarf es zweier Bedingungen, von denen ich nie abgehen

Digitized by Google

werde und zwar erſtens ihn gemeinſchaftlich mit meinen Verbündeten, und zweitens ihn ehrenhaft und ruhmvoll zu machen.“ [1])

Friedrich, nachdem ihm kein Zweifel mehr blieb, daß die Friedensverſuche des franzöſiſchen Hofes einfach darauf hinaus liefen, ihn ſeines Bundesgenoſſen in England zu berauben, ging augenblicklich wieder zu dem keckſten Hohne gegen die franzöſiſchen Friedensbeſtrebungen über. Gleichſam als Erwiederung auf die feigen Verläumdungen Voltaire's gegen „Luc“, ſchrieb er dieſem (am 17. November) in ſpottender Entrüſtung:

Ces fous nommés héros, et qui courent les champs,
Couverts de sang et de poussière,
Voltaire, n'ont pas tous les ans
La faveur de voir le derrière
De leurs ennemis insolens.
Pour les humilier, la quinteuse Déesse
Quelque fois les oblige eux mêmes à le montrer.
Ce Fabius, ce plaisant homme, [2])
— —
Commence à decamper la nuit.
Je n'ose pas dire qu'il s'enfuit; —
— —
Mais comptez sur moi, nous verrons
Dans peu ces culs dodus et ronds,
Sans façon, sans tant de grimace,
Sans honte, nous montrer leurs faces.
Mais certain duc, s'illustrant à jamais,
Sauvera l'empire francais,
Sans capitaine, sans finance,
Sans Amérique, sans prudence,

---

1) Lettres du roi d. Pr. et de Mr. d. V. II. p. 301.
2) Daun.

Digitized by Google

Jusqu'en ses fondements sapé par les Anglais.
Couvrant tous ses sujets d'un voile de décence,
Et lachant quelques mots remplis de complaisance,
Des cieux sur notre sphère il conduira la paix: [1])

Wirklich trat England in Unterhandlungen mit Frankreich; es hatte einen Augenblick den Anschein, als ob Friedrich seinen letzten Bundesgenossen verlieren könnte, und schon triumphirt Voltaire und möchte sich selbst den Ruhm dieses Ergebnisses zuschreiben. „Ich will nicht fragen, ob diese Annäherung zwischen England und Frankreich nicht eine Folge gewisser Schritte (demarches) ist?“ [2]) Er durfte

---

1) A. a. O. 306.

Die Narren, Helden genannt, die über Land laufen,
Mit Blut und Staub bedeckt,
Voltaire, haben nicht alle Jahre
Das Glück den Hintern zu sehen
Ihrer frechen Feinde.
Um sie zu demüthigen, zwingt die launige Göttin
Sie selbst mitunter ihn zu zeigen.
Dieser Fabius, dieser lustige Bursche,
— —
Fängt an in der Nacht auszureißen,
Ich wage nicht zu sagen, daß er flieht;
— —
Aber zählen Sie auf mich;
In Bälde werden diese zarten und runden Hintern
Ohne Umstände, ohne Ceremonie,
Ohne Scham selbst uns ihr Antlitz zeigen.
Aber ein gewisser Herzog, ewig berühmt,
Wird retten das französische Reich
Ohne Heerführer, ohne Finanzen
Ohne Amerika, ohne Vorsicht,
Bis in seine Grundlage durch den Engländer angehauen.
Indem er alle seine Unterthanen mit einem Schleier der Zucht deckt,
Und indem er ein Wörtchen der Artigkeit preisgiebt,
Wird er den Frieden aus höhern Sphären auf unsre Erde zurückführen.

2) A. a. O. II. 217.

Digitized by Google

dies wirklich fragen, denn in den Briefen Friedrichs an Voltaire kamen auch Stellen vor, die den englischen Hof verletzen mußten, und die benutzt worden waren, um das Bündniß zwischen England und Preußen zu zerreißen Aber der große Pitt begriff den großen Friedrich vollkommen, und war mächtiger als die kleine verletzte Eitelkeit des englischen Hofes. Der Versuch des Herzogs von Choiseul blieb vorerst in England ohne Erfolg. Voltaire aber tröstete sich und schrieb an d'Argental: „Der Herzog von Choiseul wird auf die eine oder die andere Weise über Luc triumphiren — et alors quelle joie!“ [1]) Und Friedrich fuhr acht Tage später am 24. Febr. fort in seinem geistreichen Hohne gegen Voltaire:

Un laurier manque encore au front de Voltaire;
Si par un habile manoeuvre
Ses soins nous ramenent la paix,
Que ce sera son vrai chef-d'oeuvre. [2])

Der Hohn wird durch den Rest des Briefes, von dem unten noch die Rede sein wird, erst recht klar. Am 17. März schreibt Voltaire: „Wenn Luc wollte, so würden wir den Frieden haben“. Aber „Luc“ wollte nicht, weil man ihm denselben nicht „ehrenhaft und ruhmreich“ zugestehen wollte. Als Voltaire in seinen Briefen andeutete, der Friede werde möglich, wenn Friedrich Kleve, das schon viele Jahre von den Franzosen besetzt war, abtreten wolle, antwortete Friedrich (3. April 1760) nicht mehr in zweideutigem Hohne,

1) Lettres de M. de V. V. 237.

2) Lettres du roi etc. II. 309.
Ein Lorbeer fehlt noch auf der Stirne Voltaire's;
Wenn durch ein kluges Manöver
Seine Bemühungen uns den Frieden zurückführen,
So würde das sein wahres Meisterwerk sein.

Digitized by Google

sondern in eindeutiger Entrüstung: „Die Friedensbedingungen, von denen Sie reden, finde ich so unsinnig, daß ich sie ins Tollhaus schicken will; denn nur dort könnte man recht darauf antworten. Ihre Minister können sich darauf verlassen, daß ich mich wie ein Verzweifelter vertheidigen und den Frieden nicht anders unterzeichnen werde, als auf Bedingungen hin, die sich mit der Ehre meiner Nation vertragen. Was für eine Logik! Sie sagen, daß ich Kleve abtreten soll, weil es von Dummköpfen bewohnt sei! Was würden Ihre Minister antworten, wenn Jemand die Champagne von ihnen forderte, weil man zu sagen pflegt: Neunzig Schöpse und ein Champinois machen hundert Stück Vieh? Weg mit diesen lächerlichen Projecten.“[1])

Damit hatten denn die Friedensverhandlungen ein Ende. Voltaire aber bekam nun wieder Angst, daß er in der Versailler Höflingspolitik zu weit gegangen sei. Er spricht daher gegen d'Argental die Furcht aus, „zwischen dem Herzog von Choiseul und Luc irgend eine sotisse gemacht zu haben;“[2]) eine „sotisse“, die für ihn einzig darin bestand, daß ihn von neuem die Angst ergriff, man könne glauben, daß er sich „für Luc interessire“.

„Luc“ aber ließ seinen Zorn gegen die, welche ihn seines letzten Bundesgenossen hatten berauben wollen, freien Lauf und so schrieb er am 1. Mai 1760 an Voltaire: „Spitzbuben, die mich bekriegen, haben mir Beispiele gegeben, die ich wörtlich befolgen werde. Es wird kein Congreß in Breda zu Stande kommen, und ich werde die Waffen nicht niederlegen ohne vorher noch zwei Campagnen gemacht zu haben“, (das schrieb er im Mai 1760 und der

1) Preuß, Friedr. d. Gr. II. 327.

2) Lettres de M. de V. II. 275.

Digitized by Google

Friede von Hubertsburg wurde am 15. Februar 1763 geschlossen). „Diese Straßenbuben werden sehen, daß sie meine gute Stimmung abgenutzt haben, und wir zeichnen den Frieden nicht eher als bis der König von England in Paris ist und ich in Wien bin. Sagen Sie diese Neuigkeit Ihrem kleinen Herzog (von Choiseul), er kann davon ein artiges Epigramm machen. Und Sie, Herr Graf (wie er Voltaire im Hohne nannte), Sie sollen den Zwanzigsten zahlen bis Ihnen der letzte Heller ausgeht.“ [1]) Und nicht nur mit seinen Bataillonen rückt Friedrich jetzt gegen die Helden von Versailles ins Feld. Er hat nicht vergessen, daß ein witziger Vers ihm den Krieg zugezogen; er weiß, wie fein die Haut der Courtisane am Hofe Ludwigs gegen diese Waffe war. „Ich werde den Krieg in Zukunft mit allen Waffen führen,“ schreibt er (am 12. Mai 1760) an Voltaire für die Höflinge von Versailles. „Sie können mich nicht in die Bastille schicken. Nach allen dem, was sie mir Uebles haben thun wollen, ist es eine kleine Rache, sie zu persifliren.“ [2])

Voltaire wurde von Neuem angst und bange; er sah die Witzworte Friedrichs im Geiste kommen und die „Sottisse“ die er gemacht zu haben glaubte, immer größer werden. Um sich zum Voraus zu decken, glaubte er nur immer schärfern und giftigern Haß gegen Friedrich hervorkehren zu müssen. In diesem Sinne schrieb er am 6. Juli 1760 an d'Argental: „Ich beschwöre Sie, alle Ihre Beredtsamkeit aufzubieten, um dem Herzog von Choiseul zu sagen, daß wenn Luc Unglück begegnet, daraus nicht auch Unglück für Frankreich folge. Daß Brandenburg stets ein Kurfürsten-

1) A. a. O. 317. 1. Mai 1760.

2) A. a. O. 320.

Digitized by Google

thum bleiben werde; daß es gut ist, wenn kein Kurfürst mächtig genug ist, um der Protection des Königs (von Frankreich) entbehren zu können, daß alle Fürsten des Reiches stets Schutz suchen werden contra l'aquila grifagna. Nota-Bene! daß wenn Luc dies Jahr niedergetreten wird, wir im nächsten Winter den Frieden haben." [1]) Wenige Tage nachher (28. Juli) bekommt er (fast wie im Vorgefühl der Schlacht bei Warburg an der Diemel (31. Juli) und der Schlacht bei Liegnitz-Pfaffendorf (5. August)) „Furcht", daß Daun geschlagen werden könne; [2]) und in dieser Furcht hält er wieder acht Tage später für klug, dem Vertrauten des Herzogs von Choiseul zu schreiben: „Ich will, daß man wisse, daß ich eine Kirche baue, ich will, daß Monf. de Limoges in seiner Rede vor der Akademie es sage," — worauf er dann noch hinzusetzen zu müssen glaubt: „Ich gestehe, daß ich dabei sehr jenen Frommen gleiche, die gute Werke thun und nichtsdestoweniger ihre infamen Leidenschaften beibehalten. Es ist etwas Haß gegen Luc in meiner Politik," [3]) ein Haß, von dem er wieder ein paar Wochen später sagt, daß er sich erst dann zur Gnade gegen Friedrich bewogen fühlen werde, wenn Friedrich als Flüchtling nach „Neuenburg komme". [4])

33.

Während diese häßlichen und gehässigen Manöver Voltaire's im Werke waren, suchte er, um die Gunst der Höflinge in Versailles noch mehr zu gewinnen, Friedrich noch von einer andern Seite her einen sehr harten Schlag bei-

1) A. a. O. 307.
2) A. a. O. 334.
3) A. a. O. 337.
4) A. a. O. 374.

Digitized by Google

zubringen. Er veröffentlichte in Lyon die Poesien Friedrichs, in welchen alle Welt Geißelhiebe bekam. Die härtesten aber die Weiberherrschaft in Versailles, Wien und Petersburg, und deren Vertreter, Bernis, Kaunitz, Brühl, Bestuschef. Voltaire schreibt über diese Veröffentlichung an Thiriot in Paris: „d'Arget hat mir sehr beunruhigt geschienen wegen der Herausgabe der Poesien des Salomon; er fürchtet, daß man ihn für den Herausgeber halten könne. Gott sei Dank, man wird mich nicht in Verdacht nehmen, denn Salomon hat mir den bösen Streich gespielt, mich seiner Werke in Frankfurt zu berauben." [1])

An Friedrich schrieb Voltaire, daß man unter den hinterlassenen Schriften des Maupertuis in Basel seine Poesien gefunden habe, und daß sie von dieser Quelle aus zum Drucke befördert worden seien. Friedrich antwortet darauf — und zwar in dem obigen Briefe, in welchem von dem Friedenslorbeer Voltaire's die Rede ist, und sagt: „Ich weiß nicht, wer mich verrathen und sich herausgenommen hat, Rapsodien, die gut zur Belustigung waren und die nicht gemacht wurden, um veröffentlicht zu werden, dem Publikum zu übergeben. Alles in Allem aber bin ich so gewöhnt an Verräthereien, an schlechte Manöver, an Hinterlist, daß ich glücklich sein würde, wenn alles Uebel, das man mir bereiten könnte, sich auf die heimliche Herausgabe dieser Verse beschränkte." [2]) Den gegen Maupertuis' Schatten geschleuderten Verdacht wies Friedrich mit Entrüstung als eine neue Verläumdung gegen den Todten zurück; worauf Voltaire antwortet, der beste Beweis, daß er den Todten nicht anklage, sei ja gerade der Umstand, daß er

1) A. a. O. V. 239.

2) Lettres du roi de Pr et de M. de V. II. 309.

Digitized by Google

behaupte, man habe die Poesien Friedrichs nach seinem Tode bei ihm gefunden, was jede Veruntreuung von Seiten des Maupertuis an und für sich ausschließe. Auf diese Ablenkung des Verdachts von sich gegen Maupertuis bezog sich auch die Stelle des Briefes Friedrichs, in welchem er sagt: daß Voltaire im Gegensatze zu der Liebe eines Orpheus mit seinem Hasse seine Feinde selbst bis in die Unterwelt verfolge; Friedrich und seine Umgebung glaubten, daß Voltaire diesen neuen Verrath begangen habe, deswegen antwortete Friedrich weiter in dem oben bezogenen Briefe auf die immer wiederkommenden Klagen Voltaire's wegen der Frankfurter Geschichte: „Sie sprechen mir von den Details einer Geschichte, die nie bis zu mir gekommen sind. Ich weiß, daß man Ihnen in Frankfurt meine Gedichte und die „Babioles" (Ehrenzeichen und Kammerschlüssel) abgenommen hat, aber ich habe nicht gewußt und nicht gewollt, daß man Ihre Effecten und Ihr Geld anrühre. Ist dies geschehen, so können Sie dieselben von Rechtswegen zurückfordern." Er schloß diesen Brief indem er sagte: „Vergessen Sie diejenigen nicht, die der Teufel, oder ich weiß nicht welcher boshafte Geist neckt." *)

Ein Gedicht in dieser Ausgabe mußte Friedrich besonders schaden. Es war an Lord Marechal Keith gerichtet, enthielt einen sehr heftigen Angriff gegen das Christenthum und begann mit dem verletzenden Ausrufe:

Allez, laches Chrétiens etc. —!

Voltaire gab sich alle Mühe auf diese Stelle insbesondere aufmerksam zu machen. In einem Halbdutzend seiner Briefe an d'Argental, an Madame du Deffant, Madame Défontaine, Thiriot und Andern, die inmitten des gesellschaftlichen und literarischen Treibens in Paris standen, hebt

*) A. a. O. 311.

Digitized by Google

Voltaire dieſes Gedicht hervor und macht die Welt darauf aufmerkſam. Es mußte daſſelbe an dem bigottliederlichen Hofe von Verſailles eben ſo tiefen Eindruck machen, als an dem kirchlich geſinnten Hofe von London. Hier wurde daſſelbe auch entſcheidend als im October 1760 Georg II. ſtarb und deſſen Sohn, Georg III., mit ſeinem frommen Mentor, Lord Butte, das Staatsruder in die Hand nahm.

Friedrich fühlte, wie hart dieſer Schlag ihn treffen werde und ſuchte ihn durch die Verleugnung dieſer Voltaire'ſchen Ausgabe und die Veröffentlichung einer offiziellen Ausgabe ſeiner Gedichte abzuwehren. Die Stelle Allez, laches Chrétiens war hier dahin geändert, daß ſie hieß: Allez, pauvres Chrétiens — was die Mißſtimmung, welche jene Ausgabe ſeiner Gedichte beſonders in dem kirchlich frommen engliſchen Volke gegen Friedrich hervorrufen ſollte, nur ſchlecht abzuwehren im Stande war.

Das böſe Gewiſſen in Voltaire, das Unrecht, welches er gegen Friedrich immer ſteigerte, hatte den auch ſonſt oft und bei Voltaire ſtets eintretenden — Erfolg, den Haß des Verletzers und Beleidigers ſelbſt nur immer mehr aufzuſtacheln. Den verdienten Vorwürfen Friedrichs trat Voltaire jetzt wieder offen mit Vorwürfen gegen Friedrich entgegen; der Anklage vorbeugend, klagt er ſelbſt. „Sie haben", ſchreibt er in ſeiner Antwort auf den obigen Brief an Friedrich „mir Schaden genug gebracht, Sie haben mich für immer mit dem Könige von Frankreich überworfen; Sie haben mich meine Anſtellung und meine Penſion verlieren machen; Sie haben mich in Frankfurt mißhandelt, mich und eine unſchuldige und geachtete Frau; und dann, mich mit Ihren Briefen beehrend, zerſtören Sie dieſen Troſt wieder durch die bitterſten Vorwürfe. Iſt es möglich, daß Sie mich ſo behandeln? — Das größte Uebel, das Ihre

Digitized by Google

Werke gethan haben, besteht darin, daß sie den Feinden der Philosophie das Recht gegeben haben, zu sagen: Die Philosophen können nicht in Frieden zusammen leben. Da seht einen König, der nicht an Jesus Christus glaubt; er beruft einen Philosophen an seinen Hof und mißhandelt ihn; so straft Gott einen Philosophen durch den Andern. — Das sagt und druckt man überall." — — Voltaire wirft dann Friedrich vor, „daß er sich stets ein unglückliches Vergnügen daraus gemacht habe, andere Menschen demüthigen zu wollen, indem er ihnen bissige Sachen geschrieben und gesagt habe." *)

Friedrich antwortet: „Ich will das Vergangene nicht aufwühlen. Sie haben sicher das größte Unrecht gegen mich gehabt. Ihr Benehmen würde von keinem Philosophen geduldet worden sein. Ich habe Ihnen Alles verziehen, und ich will selbst Alles vergessen. Aber wenn Sie nicht mit Jemandem zu thun gehabt hätten, der in Ihr schönes Talent vernarrt gewesen, es würde Ihnen schlechter gegangen sein. Lassen Sie sich's einmal für allemal gesagt sein, daß ich von der Nichte, die mich langweilt und die, um ihre Fehler zu verdecken, nicht eben so viel Verdienst wie ihr Onkel hat, nichts mehr hören will. Man spricht von der Magd Molieres, aber Niemand wird von der Nichte Voltaire's sprechen." Dann von Voltaire auf die Franzosen im Allgemeinen übergehend, sagt er: „Ihre Nation ist von allen in Europa die inconsequenteste; sie hat viel Geist, aber keine Logik in ihren Ideen. Frankreich hat einen Descartes, einen Malebranche zeugen können, aber weder einen Leibnitz, noch einen Locke, noch einen Newton. Dagegen überbieten Sie an Geschmack alle anderen Nationen." Auf

*) A. a. O. 312.

Digitized by Google

Voltaire zurückkommend, schließt Friedrich diesen Brief wie zum Abschied: „Sie werden das Vergnügen haben, auf meinem Grabe eine boshafte Strophe dichten zu können und ich werde nicht böse darüber sein; ich gebe Ihnen zum Voraus die Absolution. Sie werden gut thun, den Stoff von jetzt an vorzubereiten. Ich meinerseits werde unten Virgil, Sophokles, Euripides, Thucidides und Quintus Curtius von Ihren Verdiensten sprechen. Aber Maupertuis wird unterdeß, um jene zu trösten, daß ein einziger Mann ihrer Aller Verdienst in sich vereinigt hat, in einer Ecke die Akakia vorlesen. — Man muß ein Remora in die Briefe, die man an Ausplauderer (!) schreibt, einfließen lassen, das ist das einzige Mittel, diese zu verhindern, dieselben an den Straßenecken und auf dem Markte vorzulesen.“ *)

Friedrich hatte Voltaire vorerst satt und übersatt. Er durchschaute ihn nach allen Seiten hin; er ahnte sogar, daß auch nach seinem Tode noch sein Andenken durch Voltaire besudelt werden würde. Er wollte mit dem obigen Briefe ziemlich sicher abbrechen; aber er schickte dann doch noch zwei andere, denen man abermals die Absicht ansieht, sie über Voltaire hinaus an eine andere Adresse gehen zu lassen. Als Nachschrift zu jenem Abschiedsbriefe schreibt Friedrich: „Sie sprechen mir immer noch von Frieden. — Ich würde mich eher in Stücke hauen lassen, als das Wort Friede noch einmal auszusprechen. — Ich überlasse die Kneipe (le tripot) von Versailles Denen, die gerne auf dem Glatteise der Intrigue herumgleiten. — — Und was die Pompadour anbelangt — so glaube ich nicht, daß ein König von Preußen Rücksichten zu nehmen hat gegen eine Demoiselle Poisson, besonders wenn sie anmaßend ist,

*) A. a. O. II. 219. ꝛc.

Digitized by Google

und die Achtung vergißt, welche sie gekrönten Häuptern schuldet."

Dann gewissermaßen vor sich selbst und der Welt sich vertheidigend, daß er so lange den Briefwechsel mit Voltaire fortgesetzt habe, sagt er noch einmal: „Ich achte an Ihnen das schönste Genie, das seit Jahrhunderten da gewesen; ich bewundere Ihre Gedichte, Ihre Prosa, vor Allem Ihre kleinen Schriften. Nie hat vor Ihnen Jemand einen so feinen Tact, einen so sichern, so reinen Geschmack gehabt, wie Sie. — — Sie sind die verführerischste Kreatur, die ich kenne; im Stande, sich bei aller Welt beliebt zu machen, wenn Sie wollen. — Sie würden vollkommen sein, wenn — Sie nicht Mensch wären." — Den Brief schließend sagt er dann noch mit beißendem Hohne: „Ich empfehle mich dem Herrn Grafen von Ferney, dem Schutze seines Schutzengels, der unbefleckten Jungfrau und dem jüngern Ritter des Papstes" [1]).

Voltaire schrieb um dieselbe Zeit an d'Alembert: „Ich bin Russe geworden, man hat mir die Geschichte Peters des Großen aufgetragen, das ist eine schwere Bürde" [2]). Und Friedrich, der dies wußte, schrieb Voltaire: „Sagen Sie mir, wie kommen Sie dazu, die Geschichte der Wölfe von Sibirien zu schreiben? Ich werde die Geschichte dieser Barbaren nicht lesen; ich möchte vergessen können, daß sie unsere Hemisphäre bewohnen. — Adieu, leben Sie glücklich, und sagen Sie ein kleines benedicte zum Besten der armen Philosophen, die im Fegfeuer sind. Friedrich" [3]).

Das waren die letzten Worte, die Friedrich und Voltaire für lange Zeit (vier Jahre) mit einander wechselten;

1) A. a. O. 323. 325.
2) Corresp. d'Alembert et Voltaire I. 53.
3) Lettres du Roi de Pruss. et de Mr. de Volt. II. 326.

Digitized by Google

und es ist bezeichnend genug, daß Voltaire mit ihnen ankündigte, wie er in ein neues Lager übergehe, und Friedrich ihm dazu den Laufpaß gab.

34.

Voltaire schrieb acht Monate, nachdem er den letzten Brief von Friedrich erhalten hatte, im Juli (13.) des für Friedrich so trüben Jahres 1761, an den Herzog von Choiseul: „Es scheint mir, daß die Freundschaft der Herrn von Brandenburg Frankreich stets nachtheilig gewesen. Sie haben uns bei der Belagerung von Metz durch Karl V. verlassen; Sie nahmen viel Geld von Ludwig XIV. und bekriegten ihn; Sie wissen, daß Luc uns zweimal in dem Kriege von 1741 betrogen hat, und sicher, Sie werden ihn nicht in den Stand setzen, uns ein drittes mal zu betrügen. Seine Macht war damals nur Folge des Zufalles, gegründet auf den Geiz seines Vaters und das preußische Exercitium. Das aufgesammelte Geld ist verschwunden; er ist geschlagen mit seinem Exercitium. Ich glaube nicht, daß gegenwärtig vierzig Familien ihm in seinem schönen Königreich Preußen übrig geblieben sind; Pommern ist verwüstet, Brandenburg verarmt. Niemand ißt dort Weißbrod. Man sieht nur falsches Geld und dazu nur wenig. Seine Besitzung Cleve ist sequestrirt; die Oesterreicher sind Sieger in Schlesien. Es würde heute schwerer sein, ihn aufrecht zu halten als ihn zu zertreten. — Wenn man jetzt wetten wollte, so müßte man aller Wahrscheinlichkeit nach Drei gegen Eins wetten, daß Luc mit seinen Versen und seinen Witzen, seinen Injurien und seiner Politik, Alles gleich schlecht, verloren ist. — Ist das abgethan, und unterstellen Sie, daß ein Glückswurf nicht seine Angelegenheiten wieder herstelle und die Ihrigen verderbe, so ist Alles in

Digitized by Google

Deutschland am Ende. Sie werden dann einen schönen Congreß abhalten, in dem Sie stets die Gewähr des westphälischen Vertrags übernehmen; und so komme ich immer wieder darauf zurück, zu sagen, daß alle deutsche Fürsten dann sagen werden: „Luc ist gefallen, weil er sich mit Frankreich überworfen hat.“ Sicher kommt nach dem Falle Luc's die Königin von Ungarn nicht gleich, um Straßburg, Lille und Ihr Lothringen zurückzufordern. Sie wird wenigstens zehn Jahre warten, und dann hetzen Sie den Türken und den Schweden gegen sie für Geld, wenn Sie welches haben“ *).

Voltaire wußte und hatte es oft klar ausgesprochen, welch ein Unglück der Sieg Oesterreichs über Preußen für den freien Gedanken in Deutschland und in Europa sein werde. Aber sein Haß gegen Friedrich machte ihn blind. Nach der Einnahme von Schweidnitz durch Laudon schrieb er am 25. October 1761 an den Marquis de Chauvelin: „Wenn ich nicht der Verse überdrüssig wäre, so würde ich Gedichte auf Herrn von Laudon machen.“ Zu Ende des verhängnißvollen und so unglücklichen Jahres 1761, wo Friedrich fast nur noch dem Todesstoße entgegensehen zu können schien, schrieb (28. Nov.) Voltaire an den Cardinal von Bernis: „Eines tröstet mich, ehe ich sterbe — daß ich — ein so elendes Wesen wie ich bin — nicht wenig dazu beigetragen habe, einen gewissen Eber und Ihren Jäger (Herzog von Choiseul) zu unversöhnlichen Feinden gemacht zu haben. Ich lache mir darüber ins Fäustchen“ *).

Er lachte zu früh. — Friedrich blieb Sieger; Jahr und Tag nach diesem Hohnlächeln Voltaire's wurde der Friede von Hubertsburg geschlossen, der den Ruhm Frie-

1) Lettres de Mr. de Volt. VI. 171.

2) Preuß, Friedr. der Gr. mit seinen Verw. u. Freunden 286.

Digitized by Google

drichs in der Weltgeschichte besiegelte. Voltaire hatte bei dem Prozesse, der damit endigte, Friedrich den Beinamen „des Großen" von rechts- und geschichtswegen beizulegen, den Teufelsadvocaten gemacht.

35.

Die Beweggründe, die Voltaire in seinem ewigen Treiben und Hetzen gegen Friedrich leiten, liegen in der Regel am Tage. Aber er hatte noch einen andern, der bis jetzt nicht hervorgehoben wurde und der zur vollkommenen Würdigung seines Benehmens und seines Charakters nicht fehlen darf. Gerade zu der Zeit, wo er seine feinen und groben Ränke gegen Friedrich spinnt, wo er dessen Gedichte veröffentlicht, ruft er einmal in einem Briefe an die Gräfin d'Argental aus: „Je suis Français jusqu'à l'excès." Recht so! Das erklärt Vieles, das entschuldigt Manches. — Doch ruhig, da kommt ein Nachsatz und dann heißt die ganze Ideenfolge: „Ich bin Franzose bis zum Uebertreiben, — besonders seit dem schönen Brevet, das ich Ihnen, mein göttlicher Engel, und dem Herzog von Choiseul danke"*).

Die Sache verhält sich nämlich also: Voltaire wohnte an den Thoren von Genf auf seinem schönen Gute: Les délices. In der nächsten Nähe besaß er auf französischem Boden zwei Besitzungen Tourney und Ferney. Er hatte sich so eingerichtet, daß er sich im Falle der Noth auf Schweizerboden gegen etwaige Verfolgungen der französischen Regierung, oder nach Frankreich gegen die genfer Eiferer, die ihn haßten, weil er Calvin angegriffen hatte, die genfer Demokraten, die er fürchtete, weil er sie für Rousseau's Freunde und Anhänger hielt, zurückziehen konnte.

*) Lettres de Mr. de Volt. V. 154.

Digitized by Google

Die „Dienste", die er seit 1758 leistete, benutzte er nun noch besonders dazu, sich sein Bett besser zu machen. Im December 1758, wo die überlieferten Briefe Friedrichs ihre Früchte tragen zu wollen schienen, spricht Voltaire zuerst seinem Freunde und Vermittler d'Argental von seinen Besitzungen in der Nähe von Genf, „Tourney, einer Grafschaft pour rire," die er mit Ferney vereinigt zu einem „kleinen Königreiche in einer Republik" umgeschaffen habe [1]). Für diese Grafschaft pour rire, dieses kleinen Königreichs Ferney, erbat jetzt Voltaire sich von der französischen Regierung die Erneuerung der alten Privilegien, deren einst ihre Besitzer sich im Mittelalter erfreut hatten, Selbstregierung, Patronat, Steuerfreiheit 2c. Der Herzog von Choiseul erwirkte leicht die Gewährung seiner Bitte. Die Sache war aber so leicht gegangen, daß Voltaire augenblicklich sich bei den Haaren faßte, weil er nicht mehr gefordert habe. „Wenn ich gewußt hätte," schreibt er am 3. Juni 1759 an den Grafen d'Argental, „daß der Herzog von Choiseul seine Gewogenheit für mich so weit treiben würde, dem Könige in seinem eigenen Zimmer von mir zu sprechen, so hätte ich meinerseits die Insolenz so weit getrieben, ebenfalls das brevet d'insertion der Rechte von Tourney zu erbitten. Das würde Nichts gekostet haben. Denn diese so natürliche Gnade würde eben so leicht wie die andern zu erlangen gewesen sein. Meine Bescheidenheit hat mich hier betrogen. Ich habe nicht die Keckheit gehabt, von mir zu sprechen; ich habe die Rechte von Ferney nur für meine Nichte verlangt; Tourney ging nur mich an; deshalb habe ich geschwiegen" [2]).

---

1) A. a. O. S. 99.

2) A. a. O. S. 134.

Digitized by Google

Der bescheidene großmüthige Mann — denkt nur an seine Nichte und gar nicht an sich, das heißt: er hatte nicht gewagt zu glauben, daß Jemand den Muth haben werde, bei Ludwig XV. seinen verketzerten Namen auszusprechen.

Drei Wochen später, 23 Mai, schreibt er wieder an d'Argental: „Madame la Marquise de Pompadour hat erfahren, daß ich ein neues Drama mache, und ich habe ihr verbindlichst (galamment) geschrieben, daß ich es ihr zuschicken, daß ich es ihrem Urtheile unterwerfen, und daß ich stets mich der schönen Decorationen erinnern werde, die sie die Güte hatte, für die Semiramis anzuschaffen ꝛc. Sie hat mir geantwortet, daß sie der Zusendung des Stückes entgegensehe. Was ist nun zu machen, mein theurer Engel! Dasselbe dem Herzoge von Choiseul zu geben, damit der Herzog von Choiseul als Staatssecretair es der Madame la Marquise überreiche. Sie wird ihre Bemerkungen machen, sie wird unsere Sicilie protegiren. Ich bin Schweizer, das ist wahr; aber ich kenne meine Leute; und ich will, daß die Priester wissen, wie gut ich mit dem Hofe stehe. Sie sehen, mein theurer Engel, daß ich dem Geistlichen stets den Vorzug vor dem Weltlichen gebe. — Sie werden nächstens verwegen (outrecuidé) sein — mit einem Memoire über Tourney" *).

Er ist ganz köstlich in seiner Art. So wurde die Pompadour von Voltaire als die Beschützerin des ersten Dichters der Zeit dargestellt, — nur ganz nebenbei wünschte dieser Dichter einige Privilegien für Tourney, wie er sie für Ferney bereits erlangt hatte. Im September des nämlichen Jahres konnte er der Madame du Defant bereits

*) A. a. O. S. 144.

Digitized by Google

schreiben, daß er „so glücklich gewesen, die Privilegien, nach welchen seine Besitzungen für frei und unabhängig von jeder Oberregierung erklärt seien, durch den König bestätigt zu sehen, trotz des Journals von Trevoux und trotz der geistlichen Zeitungen" *).

Das war das Honorar für die Stelle des Teufelsadvokaten in dem Prozeß gegen Friedrich. Voltaire wurde selbstständiger Herr seiner „Grafschaft" pour rire, seines „Königreiches in einer Republik." Und Friedrich verhöhnte ihn, indem er ihn „Herr Graf von Tourney" anredete, und — in sein Fäustchen lachte; unterdeß Voltaire sicher in seinem Herzen selbst darüber sich nicht einen Augenblick täuschte, wie niederträchtig er in dieser ganzen Angelegenheit und nach allen Seiten hin gehandelt hatte.

36.

Während die Correspondenz zwischen Voltaire und Friedrich von October 1760 bis Januar 1765 unterbrochen war, fand Voltaire eine andere schöne Gelegenheit, seinen Haß gegen Friedrich spielen zu lassen, dadurch, daß er d'Alembert verhinderte, nach Berlin zu gehen, wohin ihn Friedrich berief, um ihm die durch den Tod des Maupertuis freigewordene Präsidentenstelle der berliner Akademie zu übertragen. Voltaire warnt d'Alembert mit dem Beispiele d'Argets, Chazots, Algarotti's und selbst Maupertuis, die es sämmtlich in Berlin nicht hätten aushalten können, — d. h. denen theilweise er selbst das Leben dort unmöglich gemacht hatte.

Schon seit Jahren hatte Friedrich d'Alembert eine Pension gegeben, die selbst im siebenjährigen Kriege nicht stockte.

*) A. a. O. S. 161.

Digitized by Google

Als seine Gesundheit d'Alembert zwang, nach Italien zu reisen, zahlte Friedrich zweimal die Reisekosten. So ging jener endlich auch nach Berlin, um seinem Wohlthäter zu danken, und wohl auch, um zu sehen, ob er die ihm angebotene Stelle nicht annehmen könne, da die Dürftigkeit, in welcher er in Paris lebte, ihm die schöne und sichere Stellung wünschenswerth machte. Aber er kam mit Vorurtheilen gegen Friedrich und gegen Berlin, die Voltaire in ihm gehegt und gepflegt hatte; und so verließ er nach mehrmonatlichem Aufenthalte Berlin wieder wie er gekommen war. Sein männlich würdiges und doch nachgiebiges Benehmen hatte ihm aber so die Gunst Friedrichs gewonnen, daß dieser ihm die Präsidentenstelle, so lange er lebte, offen hielt. d'Alembert sagt in seinem letzten Briefe an Voltaire aus Berlin vom 7. Aug. 1763: „Ich kann Ihnen versichern, daß dieser Fürst höher steht als selbst der Ruhm, den er durch die Gerechtigkeit, die er seinen Feinden zukommen läßt und durch die tiefwahre Bescheidenheit, mit welcher er von seinen Erfolgen spricht, erlangt hat“ [1]). Auf Voltaire's Haupt streute d'Alembert heiße Kohlen, indem er sagte: „Der König spricht mir oft von Ihnen; er kennt Ihre Werke auswendig, er liest und liest sie wieder. Ich kann Sie versichern, er läßt Ihnen alle Gerechtigkeit zukommen, die Sie verdienen“ [2]).

Das Alles verhindert Voltaire nicht, an d'Alembert, nachdem dieser wieder in Paris angelangt war, zu schreiben: „Ich höre, daß Platon heimgekehrt ist von Dionys von Syrakus. Nicht als ob ich Sie nicht höher stellte als Platon, und den Andern nicht höher als Dionys; aber alte

1) Lettres de Mr. de Volt. et de M. d'Alemb. in der bezogenen Ausgabe Bd. 68. S. 252.

2) A. a. O.

Digitized by Google

Namen machen einen wunderbaren Effect. Sie haben zwei philosophische Thaten begangen, deren kein Grieche sich rühmen kann; Sie haben eine Präsidentschaft abgeschlagen und eine große Regierung zurückgewiesen. Alle Schriftsteller sollten mit Fingern auf Sie zeigen, als einen Mann, der sie lehrt, wie sie sich benehmen sollten" [1]).

Und Voltaire? — hätte er nicht auch Etwas von d'Alembert lernen können? — Er sollte noch eine ganz besonders eindringliche Lehre von diesem durch und durch Ehrenmanne bekommen.

Nach und nach gerieth d'Alembert in immer größere Dürftigkeit in Paris. Die Regierung hielt ihm selbst seinen Gehalt, den er als Mitglied der Akademie bezog, zurück. In seiner Noth wendete er sich klagend an Voltaire, dem er schrieb: „Ohne die Pension des Königs von Preußen, die mir stets pünktlich ausgezahlt wird, würde ich gezwungen gewesen sein, mich aufs Land oder in die Provinz zurückzuziehen, oder mein Brod außer meinem Vaterlande zu suchen. Ich zweifle nicht, daß dieser Fürst, wenn er über meine Lage unterrichtet wäre, sein Drängen um mich die Stelle, die er mir stets offen hält, annehmen zu machen, verdoppeln würde. Aber der Aufenthalt von Potsdam sagt meiner Gesundheit nicht zu; überdies ist es besser, einen König zum Freunde, als zum Herrn zu haben. Ich gestehe Ihnen, daß meine Lage sehr unbehaglich ist" [2]).

Voltaire antwortet auf diesen Brief und fragt d'Alembert, ob er (Voltaire) sich bei dem Herzoge von Choiseul für ihn verwenden solle. Und d'Alembert erwiedert: „Ich glaube, daß Ihr Mann (Choiseul) mich haßt, ich zahle ihm mit gleicher Münze. Wollen Sie Schritte bei ihm für

1) A. a. O. S. 253.
2) A. a. O. S. 365.

Digitized by Google

mich thun, so müssen Sie wissen, ob das nutzen kann — vorausgesetzt, daß mich diese Schritte zu Nichts verpflichten. Was aber sicher ist, ist, daß ich keine thun werde“ [1]).

Voltaire, der glaubte, daß alle Briefe d'Alemberts auf der Post gelesen würden [2]), unterließ weitere Schritte für ihn; und d'Alembert schrieb ihm dann: „Ich freue mich, daß Sie nicht zu meinen Gunsten an den Menschen, von dem Sie mir gesprochen haben, geschrieben, weil ich ihn weder lieben noch achten kann, wäre es auch nur wegen der offenen Protection, die er einer infamen Satyre schenkte, welche auf dem Theater gegen Ehrenleute, über die er sich nicht zu beklagen hatte, aufgeführt wurde; er hat sich dabei als der Feind der Literatur bekundet. Obgleich ich die Unannehmlichkeiten der Armuth fühle, so will ich lieber arm bleiben, als meinen Reichthum solchem Volke zu danken; ich erinnere mich der drei schönen Verse der Zaire:

... Il est affreux pour un coeur magnanime
D'attendre des bienfaits de ceux qu'on n'estime,
Leurs réfus sont affreux, leurs bienfaits font rugir“ [3]) —

Ob Voltaire nicht auch ein wenig roth geworden sein mag, als er diese Stelle seiner eigenen Muse von einem Ehrenmanne wie d'Alembert gegen diejenigen geschleudert fand, welche Wohlthaten — von einem Herzoge von Choiseul anzunehmen nicht errötheten! —

37.

Wenige Monate vor diesen Briefen hatte Voltaire an d'Alembert geschrieben: „Ihr Freund, der König von

1) A. a. O. S. 369.
2) A. a. O. S. 367.
3) Es ist scheußlich für ein edles Herz,
Wohlthaten von denen zu erwarten, die man nicht achtet,
Ihre Weigerung ist scheußlich, ihre Wohlthaten machen erröthen.

Digitized by Google

Preußen, dem ich zu schreiben gezwungen war, beglückwünscht mich, daß ich immer beschäftigt sei, den „Infamen" zu zerschmettern." [1]) So war also Voltaire wieder in Briefwechsel mit Friedrich getreten? Zu welchem Zwecke? — denn Voltaire thut Nichts ohne Absicht. In einem Briefe an seinen und des Herzogs von Choiseul Laufboten d'Argental vom 19. Decbr. 1764 heißt es: „Als dieser Brief abgehen sollte, kam der Ihrige vom 11. December. Man wird meine Antwort in Bezug auf Luc, die ich unter der Adresse des Herzogs von Choiseul geschickt, erhalten haben. Ich habe seitdem Einen von den Todschlägern, die Luc [2]) angehören, gesehen. Er bestätigt dessen Wohlsein; aber ich glaube, er macht Nichts, weder für noch gegen. Ich hoffe in Kurzem etwas Bestimmteres zu erfahren" [3]).

Das klingt gefährlicher, als es sein mochte, wahrscheinlich ist nur von einer falschen Todesnachricht über Friedrich II. die Rede, wobei Voltaire die Verbreiter derselben „Friedrichs Todschläger" nennt. Doch ist dies nur eine Unterstellung. Jedenfalls wurde Voltaire im December 1764 durch die französische Regierung und den Herzog von Choiseul insbesondere „gezwungen", wie es in dem Briefe an d'Alembert heißt, an Friedrich zu schreiben; wir kennen nur Friedrichs Antwort vom 1. Januar 1765, die kalt und fernehaltend ist: „Sie können Europa wegen des Verlustes, die es in meiner Person zu machen glaubte, trösten, denn obgleich ich mich nicht gerade einer guten Gesundheit freuen

1) Voltaire braucht den Ausdruck „écrasons l'infame" oft, ohne daß es klar ist, was er ins Besondere — ob den Aberglauben, den Papst, das Pfaffenthum, das Kirchenthum, oder sonst was dergleichen — damit bezeichnen will.

2) Un des meurtriers appartenant à Luc.

3) Lettres de Mr. de Volt. VII. p. 530.

Digitized by Google

kann, so lebe ich doch. — — Uebrigens bin ich Ihnen sehr verbunden für den Antheil, den Sie an meiner Gesundheit nehmen und die verbindlichen Dinge, die Sie mir sagen" *).

Damit scheint der Briefwechsel wieder für neun Monate abgethan gewesen zu sein, als Voltaire ihn dadurch von neuem eröffnete, daß er bei Friedrich anfragte, ob er im Falle der Noth erlauben wolle, daß eine Colonie für unglückliche, in Frankreich verfolgte „Philosophen" sich auf seinen Besitzungen in Cleve niederlasse. Friedrich hatte natürlich dagegen nichts einzuwenden und schrieb dies an Voltaire. — Dabei blieb es abermals drei Monate, bis Friedrich einen neuen Brief von Voltaire erhielt, von dem er in der Antwort sagt: „Es giebt keinen lustigeren Greis wie Sie. Ihr Brief über die Mirakel hat mich platzen vor Lachen machen. Ihr Geist ist noch jung." — Man sieht, Voltaire kam mehreremale, um den Briefwechsel wieder aufzunehmen, bis ihm dies zuletzt auch halbwegs gelang, und zwar insbesondere dadurch, daß er Friedrich an seinem eigenen Kampfe gegen die in Frankreich herrschende „blödblinde Verfolgungswuth der religiösen Unduldsamkeit" zu betheiligen suchte. Dieser Kampf für die Familie Calas, für Sirven ist überhaupt die schönste Seite, eine schöne sogar in Voltaire's Leben. Es macht ihm derselbe um so mehr Ehre, da er selbst ihn für gefährlicher hielt als dies wirklich der Fall war. Denn die Verfolger hatten in Frankreich zwar augenblicklich durch die bigotte Liederlichkeit des Hofes die Macht in der Hand; aber der Kreis, über den sie geboten, war so klein, daß selbst die Prinzen königlichen Geblütes nicht mehr hineingehörten.

---

1) Lettres du Roi de Pr. et de Mr. de Volt. II. 328.

Digitized by Google

Voltaire aber suchte sich bei demselben noch besonders durch Friedrich zu decken, was die Hauptursache war, weswegen er wieder an Friedrich schrieb, wohl aber auch die Hauptursache, weswegen Friedrich die Correspondenz selbst wieder annahm und fortsetzte. Voltaire betrieb diesen Kampf mit derselben Leidenschaftlichkeit, die in allen seinen Gefühlen herrschte und die ihm nie erlaubte, einen andern Gedanken als den, welchen seine Leidenschaft selbst erzeugte, aufkommen zu lassen. In einem besondern Falle, wo junge Leute in Abbeville öffentlich schmutzige Spottgedichte auf die bestehende Religion und ihre Heiligen sangen, deren Bilder besudelten und dafür blutig gestraft wurden, wies Friedrich die Mitverantwortung für ihre Vertheidigung, die Voltaire übernahm, zurück, indem er diesem schrieb: „Die Duldsamkeit in einer Gesellschaft muß Jedem die Freiheit sichern, zu glauben, was er will; aber diese Duldsamkeit darf nicht so weit gehen, die Unverschämtheit und Anmaßung junger Brauseköpfe zu genehmigen, die mit Keckheit das beschimpfen, was das Volk verehrt. Das ist meine Auffassungsweise, die zugleich die Freiheit und die öffentliche Sicherheit, das erste Erforderniß aller Gesetzgebung, sichern will. — Ich wette, daß Sie, indem Sie dies lesen, denken werden: „das ist einmal wieder echt deutsch!“ *)

38.

Voltaire hatte übrigens, außer den angeführten allgemeinen, auch noch besondere Gründe, die ihn zu Ende des Jahres 1764 wünschen ließen, mit Friedrich wieder in nähere Verbindung zu treten. Er glaubte sich von Genf

*) Lettres du roi de Pr. et de Mr. de Volt. II. 344.

Digitized by Google

aus bedroht und die Angſt trieb ihn, wie ſtets, wieder in das Lager Friedrichs, in welchem allein er ſich gegen jede Verfolgung ſicher fühlte. Wie er früher einmal, ohne Friedrich ein Wort davon zu ſagen, ſich ein Aſyl in Neuenburg offen hielt, ſo wollte er jetzt ſich Friedrichs Schutz verſichern, ohne ihn darum anzuſprechen; während er gleichzeitig in Frankreich bei aller Welt Schutz nachſuchte, ſicher ohne daß er ihn gefunden haben würde, wenn er ſeiner bedurft hätte. Dies Benehmen iſt eben ſo bezeichnend für Friedrich als für Voltaire.

Jean Jacques Rouſſeau hatte die demokratiſche Bewegung in Genf angeſtoßen. Voltaire, der ſich ſeines Unrechts gegen Rouſſeau bewußt war, glaubte, daß Letzterer es ganz beſonders auf ihn abgeſehen habe, und deswegen die genfer Demokraten gegen ihn hetzen werde. In dieſem Glauben hetzte er ſeinerſeits alle Welt gegen Rouſſeau, während er ſich des Schutzes Friedrichs durch die wieder angeknüpfte Correſpondenz zu verſichern hoffte. Unterdeß flüchtete er von ſeinem Schloſſe „les délices“, und hielt ſich nur in Ferney auf, von hier aus den Herzog von Richelieu, den Herzog von Choiſeul und den König von Frankreich mit ſeiner devoten Intoleranz gegen Genf zu Hülfe rufend. Er kam natürlich mit dem Schrecken davon, denn Niemand dachte daran in Genf ihm Etwas zu Leid zu thun. Friedrich aber, ihn durchſchauend, ſchrieb ihm lächelnd: „Ich wünſche Ihnen Glück über die Vortheile, die das Volk in Genf über den Rath der Zweihundert und über die Vermittler davongetragen hat. Unterdeß ſcheint es, als ob jener vorübergehende Erfolg nicht von langer Dauer ſein werde. Der Kanton Bern und der ſehr chriſtliche König ſind „Ogres“, die ſpielend die kleinen Republiken verſchlingen können“ *).

*) Lettres du roi de Pr. etc. II. 360.

Digitized by Google

Vom Juli 1767 bis November 1769 stockt die Correspondenz zwischen Friedrich und Voltaire von neuem; und es ist gewiß nicht Zufall, wenn Voltaire diese noch einmal gerade zu der Zeit wieder aufgreift, wo der Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie in Genf, der unterdeß ein paar Jahre geschlummert hatte, von neuem begann, und bald zu blutigem Zusammenstoße und zum Siege der Demokraten über die Aristokraten führte. Noch einmal mußte die Errichtung einer Colonie von verfolgten Philosophen, diesmal auch Schweizerphilosophen, die aus Genf flüchteten, in Cleve, den Haken leihen, an den Voltaire seinen Briefwechsel mit Friedrich wieder anknüpfte.

39.

Zu derselben Zeit hatte Voltaire übrigens noch andere Interessen, sich Friedrich wieder zu nähern. Am 31. März 1769 ließ sich Voltaire von dem katholischen Pfarrer von Ferney die Communion reichen, nachdem er sich vorher dazu herbeigelassen hatte, zu erklären, „daß er nie aufgehört habe, die katholische Religion, wie sie in Frankreich anerkannt ist, zu achten und zu glauben, daß er seinen Verleumdern vergebe, daß, wenn je ihm eine „Indiscretion" gegen die Religion des Staats entschlüpft sei, er dies vor Gott und dem Staate zurücknehme, und daß er gelebt habe und sterben wolle in der Beobachtung aller Gesetze des Staates und in der katholischen Religion, enge mit diesen Gesetzen verbunden." Am 1. April ließ er sich die letzte Oelung geben und empfing von neuem die Communion in seinem Bette, worauf er die Worte aussprach: „Indem ich meinen Gott in meinem Munde

Digitized by Google

habe, erkläre ich, daß ich allen verzeihe, die mich jemals verleumdet haben." [1])

Es war wieder ein Lügenspiel, das er trieb, woraus er Nutzen ziehen wollte. Während er so sich mit der Geistlichkeit aussöhnte, wollte er fortfahren mit den Philosophen „sich über sie lustig zu machen". Er hat von da an nicht aufgehört, das Witzwort über diese Scene nach allen Seiten hin spielen zu lassen, wo dieselbe ihn hätte verächtlich machen können. An einen der pariser Gesellschaftslöwen der Zeit, St. Lambert, schrieb er vier Tage nach seiner letzten Oelung: „Ich habe offen erklärt, daß ich in der Religion des sehr christlichen Königs und Frankreichs, meines Vaterlandes as it is established by act of Parliament, sterben werde. Ist das nicht stolz und ehrenhaft?" [2]) Der Madame du Defant schrieb er: „Ja, ich habe erklärt, daß ich nach der Weise meines Landes dejeuniren wolle. Aber wenn Sie ein Türke wären, hat man mir gesagt, so würden Sie also auf die Weise der Türken frühstücken? Ja, meine Herren!" [3]) Der alte Fuchs schrieb zu derselben Zeit im Hohne gegen sich und sein Treiben an den Cardinal de Bernis, damals in Rom, er möge von Clemens XIV. ihm die Gnade auswirken, daß sein Almosenier in der Perücke Messe lesen dürfe [4]). Und wieder zum Hohne zeichnete er dann bald seine Briefe „Bruder Franz Kapuziner", weil er mit dem Kapuzinerkloster auf seinen Gütern in irgend eine Art geistlicher Verbrüderung getreten war.

Was er vor vielen Jahren gethan, worüber Friedrich sagte, daß er deswegen auf dem Parnasse gebrandmarkt zu

1) Lettres de Mr. de Volt. X. p. 72. 73.

2) A. a. O. 72.

3) A. a. O. S. 83. 104.

4) A. a. O. 111.

Digitized by Google

werden verdiene, war Kinderspiel hiergegen. Und wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir unterstellen, daß Voltaire seinen Briefwechsel mit Friedrich jetzt auch deswegen wieder aufgriff, um den Hieben vorzubeugen, die er von dieser Seite her erwarten durfte. Aber Friedrich war milder geworden und seine Duldsamkeit ging selbst so weit, Voltaire „dejeuniren" zu lassen wie ihm beliebe. Ja, als die Geistlichkeit und auch der Papst, die sehr bald wußten, wie er sich über sein „Dejenner à la manière de son pays" lustig machte, sich zu neuen Verfolgungen, zu neuer Verurtheilung seiner Schriften fortreißen ließen, klagte Voltaire bei Friedrich gegen den „Saint père, qui est un pauvre Saint" und stellt sich neben und hinter Friedrich, dessen Schriften gleichzeitig verbrannt worden waren:

Il est beau savoir rallier
Ces arlequins feseurs de bulles;
J'aime à les rendre ridicules
J'aimerais mieux à les dépouiller; *)

wobei er bedauert, daß Friedrich nicht in seiner Nähe ein Avignon habe, daß er, wie neulich der sehr christliche König das Avignon in Frankreich, dem Papste aus der Hand winden könnte.

40.

Endlich kam noch ein anderer Grund hinzu, warum Voltaire gerade jetzt mit Friedrich wieder anknüpfte. Voltaire's Freunde, die Encyklopädisten in Paris, bereiteten in dieser

*) Lettres du roi de Pr. et de M. de V. II. 406.
Es ist schön sich lustig zu machen
Ueber diese Harlekins, diese Bullenfabrikanten;
Ich freue mich, sie lächerlich zu machen;
Ich würde mich noch mehr freuen, wenn ich sie ihres Reichthumes berauben könnte.

Digitized by Google

Zeit eine großartige Demonstration für Voltaire vor. Es sollte seine Büste durch Subscription aller Schriftsteller und Künstler der Zeit als eine Art Nationalmonument in Paris ausgeführt und aufgestellt werden. Am 27. April 1770 schrieb Voltaire an d'Alembert, der an der Spitze dieser ganzen Angelegenheit stand: „Es wäre nicht übel, wenn Friedrich — (nicht mehr Luc!) — in die Reihe der Unterschreibenden träte; das würde den Schriftstellern Geld ersparen, die dessen nur wenig haben. Er ist mir eine Ehrenrettung schuldig und Sie sind der Einzige, der im Stande ist, ihm dieses gute Werk der Philosophen vorschlagen zu dürfen.“ [1]) Wenige Tage später schreibt er wieder: „In Bezug auf Friedrich ist es unumgänglich nöthig, daß er an der Sache Theil nehme. Er muß geben. Wie viel er auch beitragen wird, Madame Denis wird immer zwanzig Mal so viel geben als er.“ [2])

d'Alembert schrieb an Friedrich und dieser sagte augenblicklich zu und schickte 200 Louisd'or. — Ob Madame Denis zwanzigmal so viel gegeben haben mag? — Der Brief, in welchem Friedrich am 21. Juli 1770 seine Zustimmung gab, hieß:

„Voltaire's schönstes Denkmal ist das, welches er sich selbst errichtet hat, seine Werke, die länger dauern werden als St. Peters Dom, als der Louvre und alle Gebäude, welche die menschliche Eitelkeit der Ewigkeit weiht. Wenn man nicht mehr französisch sprechen wird, wird Voltaire noch in diejenigen Sprachen übersetzt werden, welche die französische überleben Voll von dem Vergnügen, welches mir seine Schriften bereitet haben, würde es undankbar von mir sein, wollte ich Ihrer Aufforderung zu einem Beitrage

1) Lettres de M. de Volt. et d'Alemb. II. 53.
2) A. a. O. 60.

Digitized by Google

für das Monument, welches die öffentliche Erkenntlichkeit ihm errichtet, entziehen. Benachrichtigen Sie mich, was Sie von mir erwarten; ich werde nichts für die Statue, die den Gelehrten, welche sie ihm weihen, mehr Ehre als Voltaire selbst macht versagen. So wird die Zukunft sehen und erkennen, daß im 18. Jahrhundert, in welchem so viele Gelehrten einander aus Neid zerrissen haben, es auch welche gegeben, die edel und großmüthig genug waren, um einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der an Genie und Talent über alle Jahrhunderte hinaus begabt war. Daß wir es verdient haben, Voltaire zu besitzen, die ferne Zukunft wird uns um diesen Vortheil beneiden. Berühmte Männer auszeichnen, heißt das Talent und die Tugend aufmuntern, und das ist der einzige Lohn für schöne Seelen; er gebührt Allen, welche die Wissenschaft befördern. Sie verschaffen uns geistige Freuden, dauerhafter als die leiblichen; sie mildern die rohen Sitten, sie verbreiten Reize über das ganze Leben, sie söhnen mit dem Dasein aus und nehmen dem Tod seine Schrecken. Fahren Sie fort, meine Herren, diejenigen zu beschützen und zu verherrlichen, welchen es gelingt, in Frankreich so zu wirken. Das ist das Ruhmvollste, was Sie für Ihre Nation thun können, und was bei den kommenden Jahrhunderten Verzeihung erwirken wird für einige welsche und heruliſche Handlungen, die Ihr Vaterland beschimpfen konnten.“*)

d'Alembert las den Brief am 11. August in der französischen Akademie vor, welche „die welschen und heruliſchen Handlungen“ mit in den Kauf nehmend, den Brief in ihren Annalen abdrucken ließ.

Trotz der scharfen Hiebe, die Voltaire's Benehmen treffen,

*) Preuß. Fr. d. Gr. m. s. Verw. u. Fr. 312.

Digitized by Google

war mit diesem Briefe, mit diesen 200 Louisd'or — „sa noble quote pour la statue“ [1]) — Voltaire's Haß gegen Friedrich gebrochen. Der Name „Luc“ verschwindet aus seiner Correspondenz. Er schließt seinen Frieden mit Friedrich, indem er ihm schreibt, „daß er durchdrungen sei von der Ehre, die Seine Majestät ihm erwiesen habe“. Er setzt hinzu: „Ich demüthige mich, indem ich fühle, wie wenig ich würdig bin, der Ehre, daß der Name des größten Mannes in Europa das Unternehmen meiner Mitbürger geschmückt hat, und ich gebe mich zugleich der lebendigsten Erkenntlichkeit hin.“ Endlich kommt er aber auch hier auf den Wurm in seiner Seele und sagt: „Ich habe stets das nicht wieder gut zu machende Uebel im Herzen, das Maupertuis(!) mir zugefügt. — — Aber Alles, was d'Alembert mir über die Güte Eurer Majestät sagt, ist ein so mächtiger Balsam auf die Wunde, daß ich mir selbst diesen Schmerz, der mich überall verfolgt, vorgeworfen habe. Verzeihen Sie denselben einem Menschen, der nie eine andere Ehrbegierde gehabt hat, als in Ihrer Nähe zu leben und zu sterben, und der Ihnen seit dreißig Jahren anhängt.“ [2])

41.

Und der Friede war ein dauernder, der Briefwechsel wurde nicht mehr unterbrochen. Die Briefe der letzten Jahre füllen reichlich den dritten Theil der ganzen Correspondenz, sind reich an geistreichen und lichtvollen Zügen für die beiden Helden des Jahrhunderts, aber gewähren von nun an nicht mehr das Interesse das sie hatten, so lange sie zur

1) Voltaire an d'Alembert. II. 94.

2) Lettres du roi de Pr. et de Mr. d. Volt. II. 417—419.

Digitized by Google

Charakterſchilderung Beider einen Stoff boten, der bis jetzt nicht in der rechten Weiſe benutzt worden war.

Der letzte Brief Voltaire's an Friedrich ſchließt mit den Worten: „Puisse Frédéric le Grand être Frédéric immortel!“ — Friedrich ſelbſt hielt Voltaire's Leichenrede in ſeiner Eloge für die Akademie von Berlin. Aber Friedrich hatte auch wahrgeſagt, als er einſt an Voltaire ſchrieb, daß er ihm zum Voraus die Abſolution für ein Spottgedicht ertheile, das er auf ſeinem Grabe ſingen werde. In den hinterlaſſenen Schriften Voltaire's fanden ſich die ſchon angeführten Memoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui-même, die in jener Zeit geſchrieben waren, in welcher Voltaire's Haß gegen Friedrich die höchſte Stufe erreicht hatte. Es iſt das boshafteſte Schriftſtückchen, was vielleicht je einer Feder entfloſſen. Jeder Gedanke iſt ein tückiſcher Dolchſtoß von hinten, jedes Wort ein eiterziehendes Gift. Nur Eine gute Seite hat daſſelbe, die nämlich, den giftigſten Angriff Voltaire's gegen Friedrich, jene ſchmutzige Lüge der ſodomitiſchen Sünde, durch die Art, wie Voltaire hier davon ſpricht, ſelbſt zu widerlegen.

Wer den Ekel, den ein Eingehen in dieſen Schmutz naturgemäß erregt, zu überwinden im Stande iſt, der wird finden, daß die Verleumdung, wie ſie in der Pucelle auftritt, derjenigen in den Memoiren ſo direct widerſpricht, daß Friedrich dem Laſter, welches ihm in der Pucelle vorgeworfen wird, nicht fröhnen konnte, wenn wahr wäre, was Voltaire in ſeinen Memoiren über ihn auszuſtreuen ſuchte.

Das iſt denn wohl auch vor der Gerechtigkeit der Weltgeſchichte die Urſache, warum dieſe Memoiren, die Voltaire ſicher nach ſeiner Ausſöhnung mit Friedrich ſelbſt

Digitized by Google

verwarf, zu zerstören vergessen haben mag.*) Im Jahre 1752 war eine „vie privée“ über Friedrich veröffentlicht worden, die mit diesen Memoiren Voltaire's so nahe verwandt ist, daß Eines aus dem Andern hervorgegangen sein muß. Schon damals hielt man Voltaire für den Verfasser derselben. d'Arget schrieb an Friedrich und bat ihn, ihm zu erlauben, die Verleumdung zu widerlegen. Friedrich antwortete ihm: „Mein theurer d'Arget, die Verleumdungen dieses Werkchens verdienen nicht, daß Sie sich die Mühe geben, sie zu zerstören. An mir ist es, meine Pflicht zu thun — und dann die Schlechtigkeit sagen zu lassen, was ihr beliebt.“ —

Nach Voltaire's Tod kamen die Memoiren mit dem übrigen Nachlasse Voltaire's in den Besitz Beaumarchais. Dieser schickte sie an Friedrich selbst, und bot sie ihm zum Verkaufe an. Friedrich wieß sie zurück und wünschte dem Besitzer viel Glück zu dem Geschäft, das er damit machen würde. Beaumarchais war nicht groß genug, zu fühlen, welche Pflicht ihm dies Benehmen Friedrichs auflegte. So erlebte denn Friedrich noch die Veröffentlichung dieser geistreichen Sudelschrift. Wer will bezweifeln, daß dieser Verrath Voltaire's über das Grab hinaus Friedrichs Seele erschütterte; wer kann sagen, wie viel derselbe dazu beigetragen hat, ihn in den letzten Jahren seines Lebens zum — „Einsiedler von Sans-souci“ zu machen? —

---

*) Il est même très vraisemblable, qu'il les avoit oublies, et que même longtemps avant de mourir il n'avait plus l'idée de les laisser après lui. Avertissement des éditeurs. In der angeführten Ausgabe Bd. 70. S. 259.

Druck von J. S. Wassermann in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

H. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg / L.

Digitized by Google